Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/geschichtederman0000fran

GESCHICHTE

DER

MANON LESCAUT

UND DES

CHEVALIER DES GRIEUX

VON

ABBÉ PRÉVOST D'EXILES

Ins Deutsche übertragen von
FRANZ LEPPMANN
Mit Illustrationen nach den Holzschnitten
von
TONY JOHANNOT

BERLIN

IM PROPYLÄEN-VERLAG
1920

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1920 by Propyläen-Verlag G.m.b.H., Berlin

NACHRICHT DES VERFASSERS DER „DENKWÜRDIGKEITEN EINES MANNES VON STANDE“

Obgleich ich die Abenteuer des Chevalier des Grieux in meine Denkwürdigkeiten hätte einreihen können, wollte es mir doch, da sie keine notwendige Beziehung dazu haben, scheinen, als ob es dem Leser lieber sein würde, wenn er sie gesondert zu Gesicht bekäme. Eine Erzählung von dieser Länge hätte den Faden meiner eigenen Geschichte zu lange unterbrochen. Weit entfernt, auf die Eigenschaft eines Schriftstellers im eigentlichen Verstande des Wortes Anspruch zu erheben, weiß ich doch wohl, daß eine Erzählung von allem frei sein muß, was sie unbehilflich und verwickelt machen könnte. Das ist die Vorschrift des Horaz:

Ut jam nunc dicat jam nunc debentia dici,
Pleraque differat, et praesens in tempus omittat*.

* „ . . . daß man immer wisse, was
zu sagen ist, doch vieles, was sich auch
noch sagen ließe, jetzt zurückbehalte
und für den Platz, wo man's bedarf, verspare.“
(Aus der „Ars poetica“, in der Verdeutschung von Wieland.)

Zum Beweise einer so einfachen Wahrheit bedarf es nicht einmal einer so gewichtigen Autorität; denn der gesunde Menschenverstand ist der Urquell dieser Regel.

Wenn das Publikum in der Geschichte meines Lebens etwas Unterhaltendes und Interessantes gefunden hat, so wage ich ihm zu versprechen, daß es an dieser Beigabe nicht weniger Gefallen finden wird. Es wird im Lebenswandel des Herrn des Grieux ein schreckliches Exempel von der Gewalt der Leidenschaften sehen. Ich habe das Bild eines verblendeten Jünglings zu entwerfen, der sich weigert, glücklich zu sein, und sich freiwillig ins tiefste Unglück stürzt; der, ausgestattet mit allen Eigenschaften, um sich das glänzendste Verdienst zu erwerben, aus eigener Wahl ein obskures und unstetes Leben den Vorteilen des Reichtums und der Geburt vorzieht; der sein Unglück voraussieht, ohne es vermeiden zu wollen; der es fühlt und davon niedergedrückt wird, ohne zu den Heilmitteln zu greifen, die man ihm ständig bietet, und die es in jedem Augenblicke beenden können; kurz, ein zwiespältiger Charakter, eine Mischung von Tugenden und Lastern, ein ewiger Gegensatz zwischen guten Gesinnungen und schlechten Handlungen. Das ist es, was dem Bilde, das ich entwerfe, zugrunde liegt.

Verständige Leute werden ein Werk dieser Art nicht als unnütze Arbeit betrachten. Außer dem Vergnügen einer angenehmen Lektüre wird man wenige Ereignisse darin finden, die nicht zur sittlichen Belehrung dienen könnten, und meiner Meinung nach heißt es dem

Publikum einen beträchtlichen Dienst leisten, wenn man es belehrt, indem man es unterhält.

Man kann über die Vorschriften der Moral nicht nachdenken, ohne darüber zu erstaunen, daß sie zu gleicher Zeit beachtet und vernachlässigt werden, und man fragt sich nach dem Grunde für diese Wunderlichkeit des menschlichen Herzens, das die Ideen des Guten und Vollkommenen schätzt und sich doch in der Praxis von ihnen entfernt. Wenn Menschen von einer gewissen Geistes- und Weltbildung prüfen wollen, was am häufigsten Gegenstand ihrer Gespräche und auch ihrer einsamen Gedanken ist, so werden sie leicht bemerken, daß es fast immer moralische Betrachtungen sind. Die köstlichsten Augenblicke ihres Lebens sind die, die sie allein oder in Gesellschaft eines Freundes hinbringen mit einer offenherzigen Unterhaltung über die Freuden eines tugendhaften Lebens, die Süßigkeiten der Freundschaft, die Wege zum Glücke, die Schwächen der Natur, die uns von ihm entfernen, und die Mittel, die sie heilen können. Horaz und Boileau heben in dem Bilde, das sie von einem glückseligen Leben entwerfen, eine solche Unterhaltung als einen der schönsten Züge hervor. Woher kommt es denn, daß man so leicht aus der Region dieser erhabenen Spekulationen fällt und sich so bald wieder auf dem Niveau des Durchschnitts der Menschen befindet? Ich müßte mich sehr täuschen, wenn der Grund, den ich anführen will, diesen Widerspruch zwischen unserm Denken und unserm Tun nicht sehr gut erklären sollte: daß nämlich alle Vorschriften

der Moral nur ganz unbestimmte und allgemeine Grundsätze sind, deren Nutzanwendung auf die besonderen Umstände und Einzelheiten unseres sittlichen Verhaltens und Tuns sehr schwer ist.

Zeigen wir den Sachverhalt an einem Beispiel. Gutveranlagte Menschen empfinden, daß Sanftmut und Menschlichkeit liebenswürdige Tugenden sind, und fühlen sich getrieben, sie zu betätigen. Im Augenblick der Ausübung aber werden sie unschlüssig und fragen sich: Ist dies wirklich der rechte Anlaß? Weiß ich auch, wie weit ich gehen kann? Täusche ich mich nicht über den Gegenstand? Hundert Schwierigkeiten hemmen ihn: Man fürchtet, angeführt zu werden, wenn man wohltätig und freigebig sein will; für schwach zu gelten, indem man als zu zart besaitet und gefühlvoll erscheint, mit einem Worte, die Pflichten, die in die allgemeinen Begriffsbestimmungen der Menschlichkeit und der Sanftmut auf eine allzu undeutliche Weise einbezogen sind, zu übertreiben oder nicht zu erfüllen. In dieser Ungewißheit vermag nichts anderes den Trieb des Herzens auf eine vernünftige Weise zu regeln als Erfahrung und Beispiel. Nun ist die Erfahrung kein Vorzug, den sich jedermann nach Belieben geben kann. Sie hängt von der Verschiedenheit der Situationen ab, in die man vom Schicksal versetzt wird. So bleibt also nur das Beispiel übrig, das vielen Personen in der Übung der Tugend als Richtschnur dienen kann.

Gerade für diese Art von Lesern können solche Werke wie das vorliegende von außerordentlichem Nutzen sein,

wenigstens wenn sie von einem Menschen von Ehre und Verstand geschrieben sind. Jedes Faktum, das man berichtet, ist eine Stufe zur Einsicht, eine Unterweisung, die die eigene Erfahrung ergänzt. Jedes Abenteuer ist ein Beispiel, nach dem man sich richten kann, man muß es nur den Umständen anpassen, in denen man sich befindet. Das ganze Werk ist ein unterhaltender Traktat über angewandte Moral.

Vielleicht wird ein Leser von strengen Grundsätzen Anstoß daran nehmen, daß ich in meinem Alter von neuem zur Feder gegriffen habe, um Glücks- und Liebesabenteuer zu schreiben; aber wenn die Überlegung, die ich soeben angestellt habe, gegründet ist, so bin ich gerechtfertigt. Wenn sie falsch ist, so muß es mir zur Entschuldigung dienen, daß ich mich geirrt habe.

ABBÉ PRÉVOST

GESCHICHTE DER MANON LESCAUT

ERSTER TEIL

Ich bin genötigt, den Leser bis zu jener Zeit meines Lebens zurückzuführen, als ich den Chevalier des Grieux zum ersten Male traf. Es war etwa ein halbes Jahr vor meiner Abreise nach Spanien. Wenn ich auch meine Zurückgezogenheit selten aufgab, so veranlaßte mich doch die tätige Fürsorge für meine Tochter zu verschiedenen kleinen Reisen, die ich so kurz wie möglich gestaltete. Eines Tages war ich auf der Rückreise von Rouen; ich hatte dort beim Parlament der Normandie auf ihre Bitten eine Erbschaftsangelegenheit betrieben, um einige Güter, auf die sie durch mich,

von meinem Großvater mütterlicherseits her, Ansprüche hatte. Ich hatte meinen Weg über Evreux genommen, wo ich das erstemal übernachtete, und kam am nächsten Tage zur Essenszeit in Passy an, das fünf bis sechs Stunden davon entfernt liegt. Als ich in diesen Flecken einritt, war ich überrascht, alle Einwohner in Aufregung zu sehen. Sie stürzten aus ihren Häusern Hals über Kopf in Scharen zum Tore eines schlechten Ausspanns, vor dem zwei gedeckte Frachtwagen hielten. Der Zustand der noch angeschirrten Pferde, die übermüdet und überhitzt aussahen, deutete darauf hin, daß die beiden Wagen eben erst angekommen waren. Ich hielt einen Augenblick an, um mich nach der Ursache des Tumultes zu erkundigen. Aber ich vermochte nicht, von der neugierigen Menge, die auf meine Fragen gar nicht hörte, sondern sich unter gegenseitigen Stößen und in wüstem Durcheinander zum Ausspann drängte, irgendwelche Erklärung zu erhalten. Endlich erschien ein Gendarm, angetan mit dem Bandelier und die Muskete auf der Schulter, am Tore, ich winkte ihn mit der Hand zu mir heran und bat ihn, mir über den Grund des Auflaufs etwas zu sagen. „Oh, es ist gar nichts, mein Herr," sagte er zu mir; „ich und meine Kameraden, wir bringen nur ein Dutzend Freudenmädchen nach Havre-de-Grâce, wo sie sich nach Amerika einschiffen sollen. Es sind ein paar hübsche darunter, und das ist es offenbar, was die Neugier dieser biederen Landleute erregt."

Nach dieser Erklärung wäre ich weitergeritten, hätten

mich nicht die beweglichen Ausrufe einer alten Frau festgehalten, die aus dem Ausspann herauskam, die Hände rang und schrie, das wäre etwas Barbarisches, das könne einem Grauen und Mitleid einflößen. „Worum handelt es sich denn?“ sagte ich zu ihr. — „Ach, mein Herr, gehen Sie doch hinein,“ antwortete sie, „und sehen Sie selbst, ob solch ein Anblick einem nicht das Herz zerreißt!“ Die Neugier trieb mich vom Pferde, das ich meinem Reitknechte überließ. Mühsam drängte ich mich durch die Menge, trat ein und sah tatsächlich etwas recht Ergreifendes.

Unter den zwölf Mädchen, die sechs zu sechs um die Taille zusammengekettet waren, war eine, deren Wesen und Erscheinung ihrem Stande so wenig entsprachen, daß ich sie in jeder anderen Situation für eine Persönlichkeit ersten Ranges gehalten hätte. Ihre Traurigkeit und die Unsauberkeit ihrer Wäsche und Kleider verhäßlichten sie so wenig, daß ich vielmehr bei ihrem Anblick Respekt und Mitleid empfand. Doch versuchte sie, soweit ihre Kette es ihr erlauben mochte, sich abzuwenden, um ihr Gesicht den Blicken der Beschauer zu entziehen. Die Anstrengung, die sie machte, um sich zu verstecken, war so instinktiv, daß sie von einem Gefühl der Bescheidenheit herzurühren schien. Da die sechs Wachen, die diesen unglücklichen Trupp begleiteten, sich im gleichen Zimmer befanden, nahm ich den Anführer beiseite und bat ihn um einige Aufklärungen über das Schicksal dieses schönen Mädchens. Er konnte mir nur ganz allgemeine geben.

„Wir haben sie aus dem Hospital geholt," sagte er zu mir, „auf Befehl des Herrn Polizeidirektors. Es sieht nicht so aus, als wenn man sie ihrer guten Aufführung wegen dort festgesetzt hätte. Ich habe sie auf dem Wege mehrmals gefragt, jedoch sie bleibt dabei, mir nicht zu antworten. Obgleich ich keinen Befehl bekommen habe, sie mehr zu schonen als die andern, so habe ich doch immer einige Rücksicht auf sie genommen, weil mir scheint, daß sie ein bißchen besser ist als ihre Begleiterinnen. Da ist ein junger Mann," fügte der Scherge hinzu, „der Sie über die Ursache ihres Mißgeschicks besser aufklären könnte als ich. Er ist ihr von Paris ab gefolgt und hat kaum einen Augenblick aufgehört, zu weinen. Das muß entweder ihr Bruder oder ihr Liebster sein."

Ich wandte mich nach der Ecke des Zimmers, wo dieser junge Mann saß. Er schien in tiefes Brüten versunken. Niemals habe ich ein lebendigeres Bild des Schmerzes gesehen. Er war recht einfach gekleidet, aber man erkennt auf den ersten Blick den Mann von Stand und Erziehung. Ich näherte mich ihm, er stand auf, und ich bemerkte in seinen Augen, seinem Gesicht und seinen ganzen Bewegungen etwas so Feines und Edles, daß ich mich mit unwillkürlichem Wohlwollen zu ihm hingezogen fühlte.

„Lassen Sie sich nicht stören", sagte ich zu ihm und setzte mich neben ihn. „Würden Sie wohl meine Neugier betreffs dieser schönen Person befriedigen, die mir in keiner Weise für die traurige Lage geschaffen zu sein

scheint, in der ich sie sehe?" Er antwortete mir höflich, er könnte mir nicht mitteilen, wer sie wäre, ohne sich selbst zu erkennen zu geben, und er hätte gute Gründe, unbekannt bleiben zu wollen. „Indessen kann ich Ihnen sagen, was diesen Elenden wohl bekannt ist: Ich liebe sie mit einer Leidenschaft, die so ungestüm ist, daß sie mich zum unglücklichsten aller Menschen macht. Ich habe in Paris alles aufgewandt, um ihre Befreiung durchzusetzen. Bittgesuche, List und Gewalt, alles ist vergeblich gewesen. Ich habe den Entschluß gefaßt, ihr zu folgen, und ginge sie bis ans Ende der Welt. Ich werde mich mit ihr einschiffen. Ich werde nach Amerika hinüberfahren. Was ich aber als härteste Unmenschlichkeit empfinde," fuhr er fort, „ist, daß diese feigen Schurken" — er sprach von den Wachen — „mir nicht erlauben wollen, mich ihr zu nähern. Es war meine Absicht, sie einige Meilen von Paris offen anzugreifen. Ich hatte vier Mann gewonnen, die mir für eine beträchtliche Summe ihre Hilfe versprochen hatten. Die Verräter haben mich mit meinen Händen allein gelassen und sind mit meinem Gelde auf und davon gegangen. Unfähig, mit Gewalt etwas auszurichten, habe ich die Waffen gestreckt. Ich habe den Häschern vorgeschlagen, mir wenigstens zu erlauben, sie zu begleiten, und ihnen dafür Bezahlung angeboten. In der Aussicht auf Verdienst haben sie zugestimmt. Für jedes Gespräch mit meiner Geliebten, das sie mir bewilligten, wollten sie bezahlt sein. Binnen kurzem war meine Börse leer, und jetzt, wo ich ohne Pfennig bin, sind sie so barbarisch, mich

brutal zurückzustoßen, sobald ich einen Schritt auf sie zu mache. Erst eben noch hatten sie die Unverschämtheit, als ich trotz ihrer Drohungen mich zu nähern wagte, die Mündungen ihrer Gewehre gegen mich zu erheben. Um ihre Habgier zu befriedigen und den Weg wenigstens zu Fuß fortsetzen zu können, bin ich gezwungen, ein schlechtes Pferd, das mir bisher als Reittier gedient hat, hier zu verkaufen."

Obgleich er während dieser Erzählung ziemlich ruhig schien, so vergoß er doch gegen Schluß ein paar Tränen. Sein Erlebnis machte einen außergewöhnlichen und ergreifenden Eindruck auf mich.

„Ich dränge Sie nicht," sagte ich zu ihm, „mich in Ihr Geheimnis einzuweihen; aber wenn ich Ihnen in etwas nützlich sein kann, so verfügen Sie über mich."

„Ach," fing er wieder an, „ich sehe auch nicht den schwächsten Hoffnungsschimmer! Ich muß mich meinem Schicksal, so hart es ist, unterwerfen. Ich werde nach Amerika gehen, dort werde ich wenigstens in meiner Liebe frei sein. Ich habe an einen meiner Freunde geschrieben, durch den ich in Havre-de-Grâce einige Unterstützung erhalten werde. Ich bin nur in Verlegenheit, wie ich dorthin gelange, und wie ich diesem armen Geschöpf" — hierbei sah er seine Geliebte traurig an — „unterwegs einige Erleichterungen verschaffe."

„Nun gut," sagte ich, „dann werde ich Ihrer Verlegenheit ein Ende machen, hier ist etwas Geld, das ich Sie bitte anzunehmen. Es verdrießt mich, daß ich Ihnen

nicht in anderer Weise dienen kann.“ Ohne daß die Wachen es bemerkten, gab ich ihm vier Louisdor, denn ich sagte mir, daß sie ihm ihre Dienste teurer verkaufen würden, wenn sie ihn im Besitze dieser Summe wüßten. Mir kam sogar der Gedanke, mit ihnen einen Handel abzuschließen, um dem jungen Liebhaber die Erlaubnis zu erwirken, mit seiner Geliebten bis Le Havre ständig sprechen zu können. Ich winkte dem Anführer und machte ihm den Vorschlag. Trotz seiner Dreistigkeit schien er sich zu schämen.

„Es liegt nicht daran,“ antwortete er verlegen, „daß wir ihn etwa nicht mit diesem Mädchen sprechen lassen wollten; aber dann würde er unaufhörlich bei ihr sein wollen. Das ist uns unbequem, und es ist nur billig, daß er für die Unbequemlichkeit zahlt.“

„Laßt sehen, wieviel wäre denn nötig, um Euch die Unbequemlichkeit vergessen zu lassen?“

Er hatte die Keckheit, zwei Louis zu verlangen.

Ich gab sie ihm ohne Zögern: „Aber seht Euch vor, daß Euch nicht irgendeine Büberei dabei mitunterläuft! Ich hinterlasse diesem jungen Manne meine Adresse, damit er mir's mitteilen kann, und verlaßt Euch darauf, ich werde die Macht haben, Euch zur Bestrafung zu bringen!“

Es kostete mich also sechs Louisdors. Der feine Anstand und die herzliche Erkenntlichkeit, mit der mir der junge Mann dankte, überzeugten mich vollends, daß er von einigem Stande war und meine Freigebigkeit verdiente. Bevor ich das Zimmer verließ, sagte ich noch

seiner Geliebten ein paar Worte. Sie antwortete mit einer so sanften und reizenden Bescheidenheit, daß ich mich nicht enthalten konnte, beim Hinausgehen endlose Betrachtungen über den unbegreiflichen Charakter der Frauen anzustellen.

In meine Einsamkeit zurückgekehrt, hörte ich nichts über den Fortgang des Abenteuers. Nahezu zwei Jahre vergingen, während deren ich es fast völlig vergaß, bis wiederum der Zufall mir Gelegenheit gab, es mit allen Einzelheiten gründlich in Erfahrung zu bringen. Mit meinem Schüler, dem Marquis de ..., kam ich von London nach Calais. Wir logierten, wenn ich mich recht erinnere, im „Goldenen Löwen". Aus bestimmten Gründen mußten wir den ganzen Tag und die folgende Nacht in Calais zubringen. Als wir nachmittags durch die Straßen gingen, glaubte ich denselben jungen Mann zu bemerken, den ich in Passy getroffen hatte. Nur war er in sehr schlechtem Aufzuge und viel blasser, als ich ihn das erstemal gesehen hatte. Er mußte eben erst in der Stadt angekommen sein, denn er schleppte sich noch mit einem alten Mantelsack. Indessen, da seine schönen Züge unverkennbar waren, wußte ich sofort, daß er es war.

„Wir müssen," sagte ich zum Marquis, „diesen jungen Mann sprechen."

Seine Freude war unaussprechlich, als er mich seinerseits wiedererkannt hatte.

„Ach, mein Herr," rief er und küßte mir die Hand, „ich kann Ihnen also nochmals meine unvergängliche Dankbarkeit bezeugen!"

Ich fragte ihn, woher er käme. Er antwortete mir, er käme zu Schiff von Havre-de-Grâce, wohin er vor kurzem aus Amerika zurückgekehrt wäre.

„Sie scheinen mir nicht sehr gut bei Kasse zu sein," sagte ich zu ihm, „gehen Sie in den ‚Goldenen Löwen', wo ich logiere, ich komme im Augenblick nach." Wirklich wandte ich mich dorthin zurück, voller Ungeduld, Einzelheiten über sein Unglück und seine Reise nach Amerika zu vernehmen. Ich sorgte aufs freundlichste für ihn und gab den Befehl, man solle es ihm an nichts fehlen lassen. Er wartete nicht, bis ich in ihn drang, mir die Geschichte seines Lebens zu erzählen, sondern sagte zu mir:

„Ihr Verhalten gegen mich, mein Herr, ist so edelmütig, daß ich es mir als eine nichtswürdige Undankbarkeit nicht verzeihen könnte, wenn ich ein Geheimnis vor Ihnen behielte. Ich werde Ihnen nicht nur von meinem Unglück und meinen Schmerzen, sondern auch von meinen Ausschweifungen und meinen schimpflichsten Schwächen erzählen und bin sicher, daß Sie, mögen Sie mich auch verdammen, doch nicht umhin können werden, mich zu beklagen."

Ich muß hier dem Leser die Mitteilung machen, daß ich seine Geschichte fast unmittelbar nachdem ich sie gehört hatte, niedergeschrieben habe. Infolgedessen darf er darüber beruhigt sein, daß es nichts Genaueres und Treueres gibt als diese Erzählung. Treu auch in der Wiedergabe der Reflexionen und Gesinnungen, die der junge Abenteurer in ansprechendster Form zum

Ausdruck brachte. Hier folgt also seine Erzählung, der ich bis zum Ende nichts, was nicht von ihm wäre, hinzufügen werde:

Ich zählte siebzehn Jahre und vollendete meine Gymnasialstudien in Amiens, wohin mich meine Eltern, die aus einem der besten Häuser von P.... stammen, geschickt hatten. Ich führte ein so solides und geordnetes Leben, daß mich meine Lehrer dem ganzen Kolleg als Muster aufstellten. Nicht daß ich außergewöhnliche Anstrengungen machte, dieses Lob zu verdienen, aber ich bin von Natur sanft und still. Ich widmete mich dem Studium aus Neigung, und eine natürliche Scheu vor dem Laster rechnete man mir schon als Tugend an. Meine Herkunft, der Erfolg meiner Studien und einige äußere Vorzüge verschafften mir die Bekanntschaft und die Achtung aller besseren Leute der Stadt. Ich bestand die öffentliche Prüfung mit so allgemeiner Anerkennung, daß der Herr Bischof, der ihr beiwohnte, mir vorschlug, in den geistlichen Stand zu treten. Dort würde ich sicher, sagte er, mich mehr auszeichnen als im Malteserorden, für den mich meine Eltern bestimmten. Sie ließen mich schon das Malteserkreuz unter dem Namen eines Chevalier des Grieux tragen. Die Ferien kamen heran, und ich machte mich bereit, zu meinem Vater zurückzukehren, der mir versprochen hatte, mich bald auf die Akademie zu schicken. Mein einziger Kummer war, daß ich in Amiens einen Freund zurücklassen mußte, mit dem ich immer zärtlich verbunden gewesen

war. Er war einige Jahre älter als ich. Wir waren zusammen erzogen worden. Aber das Vermögen seines Hauses war so mäßig, daß er gezwungen war, den geistlichen Beruf zu ergreifen und noch länger als ich in Amiens zu bleiben, um dort die Studien zu treiben, die diesem Stande angemessen sind. Er hatte tausend gute Eigenschaften, seine besten werden Sie im Verlaufe meiner Geschichte kennen lernen, vornehmlich seine hingebende und großmütige Freundschaft, in der er die berühmtesten Beispiele des Altertums übertraf. Wenn ich damals seinem Rate gefolgt wäre, so wäre ich immer tugendhaft und glücklich gewesen. Und wenn ich wenigstens damals, als mich meine Leidenschaften schon in den Abgrund gestürzt hatten, mir seinen Tadel noch zunutze gemacht hätte, so hätte ich aus dem Schiffbruch meines Glücks und meines Ansehens noch etwas gerettet. Aber er erntete von seinen treuen Diensten keine andere Frucht als den Kummer, daß sie umsonst waren und manchmal übel belohnt wurden von einem Undankbaren, der sie übelnahm und als lästig behandelte.

Ich hatte die Zeit meiner Abreise von Amiens festgesetzt. Ach! warum setzte ich sie nicht für einen Tag früher fest! Dann hätte ich noch meine ganze Unschuld zu meinem Vater mitgebracht. Am Abend des Tages, an dem ich diese Stadt verlassen sollte, ging ich mit meinem Freunde, der sich Tiberge nannte, spazieren, als wir die Postkutsche von Arras ankommen sahen. Nur aus Neugier gingen wir dem Wagen bis zu dem Gasthofe nach, wo die Poststation ist. Einige Frauen stiegen aus

und verschwanden sofort. Aber eine sehr junge blieb allein auf dem Hofe zurück, während ein Mann vorgerückten Alters, der ihr als Führer zu dienen schien, sich bemühte, ihr Gepäck abzuladen. Sie schien mir so reizend, daß ich, der ich niemals an den Unterschied der Geschlechter gedacht, niemals ein Mädchen aufmerksam angesehen hatte, daß ich, sage ich, dessen Bravheit und Zurückhaltung alle bewunderten, plötzlich bis zur Verzückung in Flammen stand. Ich hatte sonst den Fehler, daß ich außerordentlich schüchtern und leicht aus der Fassung zu bringen war, damals aber war ich weit davon entfernt, mich von dieser Schwäche hemmen zu lassen, und ging auf die Gebieterin meines Herzens zu. Obgleich sie noch jünger war als ich, nahm sie scheinbar ohne Verlegenheit meine Höflichkeiten entgegen. Ich fragte sie, was sie nach Amiens führe, und ob sie hier Bekannte habe. Sie antwortete mir unbefangen, daß ihre Eltern sie hierher schickten, damit sie Nonne würde. Mich machte die Liebe, obgleich sie erst seit einem Augenblick in meinem Herzen war, schon so scharfsinnig, daß ich diese Absicht als tödlichen Schlag für meine Wünsche empfand. Ich sprach zu ihr auf eine Art und Weise, die sie meine Gefühle verstehen ließ, denn sie war viel erfahrener als ich. Gegen ihren Willen schickte man sie ins Kloster, ohne Zweifel, um ihren Hang zum Vergnügen zu hemmen, der schon in die Erscheinung getreten war und in der Folge ihr und mein ganzes Unglück bewirkt hat. Ich bekämpfte die grausame Absicht ihrer Eltern mit allen

Gründen, die mir meine keimende Liebe und meine scholastische Beredsamkeit eingeben konnten. Sie zeigte sich weder streng noch abweisend.

Nach einem Augenblick des Schweigens sagte sie mir, sie sähe nur zu klar voraus, daß sie unglücklich sein würde, aber es wäre offenbar der Wille des Himmels, da er ihr kein Mittel ließe, es zu vermeiden. Ihre sanften Blicke, ihre reizend traurige Miene, als sie diese Worte aussprach, oder vielmehr die Gewalt meiner Schicksalsbestimmung, die mich in mein Verderben zog, ließen mich nicht einen Augenblick im Zweifel über meine Antwort. Ich versicherte ihr, daß, wenn sie auf meine Ehre und auf die unendliche Zuneigung, die sie mir einflöße, nur ein wenig bauen wolle, ich mein Leben daran setzen würde, sie von der Tyrannei ihrer Eltern zu befreien und glücklich zu machen.

Ich habe mich seitdem, wenn ich darüber nachdachte, tausendmal darüber gewundert, woher ich damals diese Kühnheit und diese Gewandtheit im Ausdruck nahm; aber man würde aus der Liebe keine Gottheit machen, wenn sie nicht oft Wunder vollbrächte. Ich fügte noch viel Dringliches hinzu. Meine schöne Unbekannte wußte wohl, daß man in meinem Alter kein Betrüger ist. Sie gestand mir, daß sie mir, wenn ich eine Aussicht hätte, sie in Freiheit setzen zu können, mehr und Köstlicheres als das Leben schuldig zu sein glauben würde. Ich wiederholte ihr, daß ich bereit wäre, alles zu unternehmen.

Unerprobt wie ich war, vermochte ich nicht, auf der

Stelle die Mittel ausfindig zu machen, um ihr zu Diensten zu sein, und so mußte ich es bei dieser allgemeinen Versicherung bewenden lassen, die weder ihr noch mir viel helfen konnte. Ihr alter Argus stieß wieder zu uns, und meine Hoffnungen hätten scheitern müssen, hätte sie nicht genug Geist besessen, um der Unfruchtbarkeit des meinen aufzuhelfen. Ich war überrascht, als sie mich bei der Ankunft ihres Führers ihren Vetter nannte und,

ohne im mindesten aus der Fassung zu geraten, sagte, sie verschiebe, da sie so glücklich gewesen sei, mich in Amiens zu treffen, ihren Eintritt in das Kloster auf den folgenden Tag, um sich das Vergnügen zu machen, mit mir zu soupieren.

Ich faßte den Sinn dieser List sehr wohl und schlug ihr vor, in einem Gasthof zu logieren, dessen Besitzer sich in Amiens niedergelassen hatte, nachdem er lange Zeit Kutscher bei meinem Vater gewesen war. Er war

mir vollkommen ergeben. Ich brachte sie selbst dahin, während der alte Führer ein wenig zu murren schien und mein Freund Tiberge, der von dem ganzen Vorgange nichts begriff, mir folgte, ohne ein Wort zu sagen. Er hatte unsere Unterhaltung nicht mit angehört, sondern seinen Spaziergang auf dem Hofe fortgesetzt, während ich meiner schönen Geliebten von Liebe sprach. Da ich seine strenge Tugend fürchtete, so entledigte ich mich seiner, indem ich ihn bat, eine Besorgung zu machen. Also hatte ich das Vergnügen, als ich zur Herberge kam, die Herrin meines Herzens allein zu unterhalten.

Ich erkannte bald, daß ich weniger Kind war, als ich geglaubt hatte. Mein Herz öffnete sich tausend Gefühlen der Lust, von denen ich niemals eine Vorstellung gehabt hatte. Eine sanfte Wärme verbreitete sich durch alle meine Adern. Ich war in einem Zustande der Verzückung, der mir bisweilen die Sprache benahm und sich nur durch Blicke äußern konnte. Mademoiselle Manon Lescaut — so, sagte sie mir, nannte sie sich — schien mit dieser Wirkung ihrer Reize sehr zufrieden. Ich glaubte zu bemerken, daß sie nicht weniger bewegt war als ich. Sie gestand mir, daß sie mich liebenswürdig fände und daß sie entzückt wäre, wenn sie mir ihre Freiheit zu verdanken hätte. Sie wollte wissen, wer ich wäre, und diese Kenntnis vermehrte ihre Zuneigung; da sie bürgerlichen Standes war, schmeichelte es ihr, die Eroberung eines solchen Verehrers gemacht zu haben. Wir unterhielten uns über die Möglichkeiten, einander anzugehören.

Nach mannigfachen Überlegungen sahen wir keinen andern Weg als den der Flucht. Es war nötig, die Wachsamkeit des Führers zu täuschen, auf den Rücksicht genommen werden mußte, obgleich er nur ein Bediensteter war. Wir machten aus, daß ich während der Nacht eine Postchaise beschaffen und am frühen Morgen, bevor er erwacht war, vor der Herberge vorfahren sollte; wir wollten uns heimlich aus dem Staube machen, geradeswegs nach Paris gehen und uns dort bei unserer Ankunft als Eheleute zusammengeben lassen. Ich hatte ungefähr fünfzig Taler, die Frucht meiner kleinen Ersparnisse, sie besaß etwa das Doppelte. Als unerfahrene Kinder bildeten wir uns ein, daß diese Summe nie ein Ende nehmen würde, und ebenso sicher rechneten wir auf das Gelingen unserer anderen Pläne.

Nachdem ich mit größerem Behagen als jemals vorher und nachher soupiert hatte, empfahl ich mich, um unser Projekt zur Ausführung zu bringen. Meine Zurüstungen waren um so leichter zu treffen, als ich ohnehin die Absicht gehabt hatte, am folgenden Tage zu meinem Vater zurückzukehren, und mein bißchen Gepäck schon fertig war. Ich hatte also keine Mühe, meinen Koffer befördern zu lassen und eine Chaise für fünf Uhr morgens zu bestellen, um welche Zeit die Stadttore offen sein mußten. Aber ich fand ein Hindernis, auf das ich nicht gefaßt war, und das meinen Plan um ein Haar gänzlich vereitelt hätte.

Obgleich Tiberge nur drei Jahre älter war als ich, so war er doch ein gereifter junger Mann von ganz

überlegter Lebensführung. Er liebte mich mit außerordentlicher Innigkeit. Der Anblick eines so hübschen Mädchens wie Mademoiselle Manon, meine Beflissenheit, sie zu begleiten, und mein Eifer, ihn loszuwerden und fortzuschicken, hatten ihn meine Liebe argwöhnen lassen. Er hatte nicht gewagt, in den Gasthof, wo er mich verlassen hatte, zurückzukommen, aus Furcht, mich durch seine Rückkehr zu kränken. Aber er war in mein Logis gegangen und erwartete mich dort, wo ich ihn noch vorfand, obgleich es schon zehn Uhr abends war, als ich kam. Seine Anwesenheit bedrückte mich. Leicht konnte er den Zwang bemerken, den sie mir verursachte, und er sagte mir ohne Umschweife:

„Ich bin sicher, daß du Absichten hast, die du mir verbergen willst, ich sehe es dir am Gesichte an.“ Ich antwortete ihm ziemlich grob, ich sei nicht verpflichtet, ihm über alle meine Pläne Rechenschaft zu geben. „Nein,“ sagte er wieder; „aber du hast mich immer als Freund behandelt, und diese Eigenschaft setzt ein wenig Vertrauen und Offenheit voraus.“ Er drängte mich so sehr und so lange, ihm mein Geheimnis anzuvertrauen, daß ich ihm, vor dem ich mich niemals zurückgehalten hatte, meine Leidenschaft völlig bekannte. Er nahm meine Beichte mit so sichtlicher Unzufriedenheit auf, daß mich ein Schauder überlief. Besonders die Indiskretion, mit der ich meinen Fluchtplan ausgeplaudert hatte, reute mich. Er sagte mir, daß er zu sehr mein Freund sei, um sich nicht mit

ganzer Macht dem zu widersetzen. Zunächst wolle er mir all das vorstellen, was nach seiner Meinung imstande wäre, mich davon abzubringen. Wenn ich alsdann aber nicht auf meinen nichtswürdigen Entschluß verzichtete, so würde er Persönlichkeiten ins Vertrauen ziehen, welche ihn sicherlich verhindern könnten. Er hielt mir darüber einen ernsthaften Sermon, der über eine Viertelstunde dauerte und wiederum mit der Drohung schloß, mich zu denunzieren, wenn ich ihm nicht mein Wort gäbe, mich anständiger und vernünftiger aufzuführen.

Ich war in Verzweiflung, mich zu so ungelegener Zeit verraten zu haben. Indessen hatte die Liebe seit zwei, drei Stunden meinen Geist außerordentlich geschärft, und so besann ich mich, ihm nicht eröffnet zu haben, daß meine Absicht schon am folgenden Tage ausgeführt werden sollte. Ich beschloß, ihn mittels einer Doppelzüngigkeit zu täuschen.

„Tiberge," sagte ich zu ihm, „ich habe dich bis jetzt für meinen Freund gehalten und wollte dich mit diesem Geständnis auf die Probe stellen. Es ist wahr, ich liebe, ich habe dich nicht getäuscht. Was aber meine Flucht angeht, so ist das kein Entschluß, den man aufs Geratewohl fassen kann. Hole mich morgen um neun Uhr ab, dann werde ich dir, wenn es sich machen läßt, meine Geliebte zeigen, und du wirst selbst entscheiden, ob sie verdient, daß ich einen solchen Schritt für sie tue." Nach tausend Freundschaftsbeteuerungen ließ er mich allein.

Ich verwandte die Nacht darauf, meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und begab mich gegen Tagesanbruch zu dem Gasthof von Mademoiselle Manon. Auf mich wartend fand ich sie vor. Sie war an ihrem Fenster, das auf die Straße hinausging, so daß sie, als sie mich bemerkt hatte, selbst kam, um mir zu öffnen. Wir verließen den Gasthof ohne Geräusch. Sie hatte außer ihrer Wäsche, die ich an mich nahm, kein Gepäck. Die Chaise war zur Abfahrt fertig, und wir entfernten uns sofort aus der Stadt.

Ich werde später berichten, wie sich Tiberge betrug, als er gewahr wurde, daß ich ihn getäuscht hatte. Seine Ergebenheit wurde darum nicht geringer. Sie werden sehen, bis zu welchem Übermaß er sie trieb und wieviel Tränen ich vergießen müßte, wenn ich daran denke, wie ich ihm immer gelohnt habe!

Wir beeilten uns dermaßen, vorwärtszukommen, daß wir vor Einbruch der Nacht in Saint-Denis anlangten. Ich war neben der Chaise hergeritten, und so konnten wir uns nur unterhalten, wenn die Pferde gewechselt wurden. Als wir uns aber so nahe von Paris, das heißt beinahe schon in Sicherheit, sahen, nahmen wir uns die Zeit, uns zu erfrischen, zumal wir seit unserer Abreise aus Amiens nichts gegessen hatten. So sehr ich auch für Manon flammte, sie wußte mir zu beweisen, daß sie nicht weniger für mich brannte. Bei unseren Liebkosungen legten wir uns so wenig Zurückhaltung auf, daß wir nicht die Geduld hatten, zu warten, bis wir allein waren. Unsere Postillone und Wirte sahen uns

verwundert an; ich bemerkte, daß sie erstaunt waren, zwei Kinder unseres Alters sich bis zur Raserei lieben zu sehen.

Unsere Heiratspläne wurden in Saint-Denis vergessen. Wir betrogen die Kirche um ihre Rechte und waren Gatten, ehe wir daran gedacht hatten. Es ist sicher, daß ich bei meinem zärtlichen und beständigen Naturell für mein ganzes Leben glücklich gewesen wäre, wenn Manon mir treu gewesen wäre. Je näher ich sie kennen lernte, desto mehr neue liebenswerte Eigenschaften entdeckte ich an ihr. Ihr Geist, ihr Herz, ihre Sanftmut und ihre Schönheit bildeten eine so starke und so reizende Fessel, daß ich mein ganzes Glück darin gesehen hätte, sie niemals abzustreifen. Schreckliche Wandlung! Was meine Verzweiflung ausmacht, hätte meine Glückseligkeit machen können! Ich bin der unglücklichste aller Menschen gerade durch diese Beständigkeit, von der ich das süßeste aller Lose und die vollkommenste Belohnung der Liebe erwarten mußte.

Wir nahmen eine möblierte Wohnung in Paris. Es war in der Rue V... und zu meinem Unglück neben dem Hause von Herrn de B..., einem berühmten Steuerpächter. Drei Wochen vergingen, während deren ich von meiner Leidenschaft so erfüllt war, daß ich an meine Familie und den Kummer, den mein Vater über mein Fernbleiben hatte empfinden müssen, wenig dachte. Da indes Liederlichkeit an meinem Lebenswandel keinerlei Anteil hatte, da auch Manon sich mit aller Zurückhaltung benahm, so führte die Ruhe, in der wir lebten,

dazu, nach und nach die Vorstellung meiner Pflicht in mir wiederzuerwecken. Ich beschloß, wenn es möglich wäre, mich mit meinem Vater wieder zu versöhnen. Meine Geliebte war so liebenswert, daß ich nicht daran zweifelte, sie würde ihm gefallen, wenn es mir gelänge, ihn ihre Verständigkeit und sonstigen Vorzüge erkennen zu lassen. Mit einem Worte, ich schmeichelte mir, von ihm die Erlaubnis, sie zu heiraten, zu erlangen, nachdem mich die Hoffnung, es ohne seine Einwilligung zu können, getäuscht hatte. Dieses Vorhaben teilte ich Manon mit und gab ihr zu verstehen, daß außer den Motiven der Liebe und der Pflicht auch das der Notwendigkeit eine gewisse Rolle dabei zu spielen hätte, denn unsere Kassenbestände waren schon äußerst angegriffen, und die Anschauung, sie seien unerschöpflich, wollte mir bereits unzutreffend scheinen.

Manon nahm diesen Vorschlag kühl auf. Sie holte die Einwände, die sie dagegen erhob, lediglich aus ihrer Zärtlichkeit und der Furcht, mich, wenn mein Vater nicht auf unsere Absicht einging, nachdem er erst unseren Zufluchtsort erfahren hätte, zu verlieren. In diesem Falle konnte ich an dem furchtbaren Schlage, den man gegen mich führen würde, nicht im geringsten zweifeln. Als ich ihr die Notwendigkeit vorhielt, antwortete sie, daß uns noch genug bliebe, um davon einige Wochen zu leben, und daß sie alsdann Hilfe finden würde durch die Freundschaft einiger Verwandten in der Provinz, an die sie schreiben würde. Sie versüßte ihre Weigerung durch so zärtliche und leidenschaftliche

Liebkosungen, daß ich, der ich nur in ihr lebte und ihrem Herzen ganz vertraute, all ihren Antworten und Entschlüssen Beifall zollte.

Ich hatte ihr die Verfügung über unsere Börse und die Sorge für die Bezahlung unserer regelmäßigen Ausgaben überlassen. Bald darauf bemerkte ich, daß unser Tisch besser bestellt war, und daß sie sich einigen Putz von beträchtlichem Werte gegönnt hatte. Da ich genau wußte, daß wir kaum noch zwölf bis fünfzehn Pistolen haben konnten, zeigte ich ihr meine Verwunderung über diese augenscheinliche Steigerung unserer Lebenshaltung. Lachend bat sie mich, es mich nicht anfechten zu lassen. „Hatte ich dir nicht versprochen," sagte sie zu mir, „daß ich Geldquellen finden würde?" Meine Liebe zu ihr war zu arglos, als daß ich mich leicht beunruhigt hätte.

Eines Tages war ich am Nachmittag ausgegangen und hatte ihr angekündigt, daß ich länger als gewöhnlich außer dem Hause sein würde. Bei meiner Rückkehr ließ man mich zu meinem Staunen zwei, drei Minuten an der Tür warten; wir wurden nur von einem kleinen Mädchen ungefähr unseres Alters bedient. Als sie kam, um mir zu öffnen, fragte ich sie, warum sie so lange gezögert habe? Sie antwortete mir mit verlegener Miene, sie habe mich nicht klopfen gehört. Ich hatte nur ein einziges Mal geklopft und sagte zu ihr: „Aber wenn du mich nicht gehört hast, warum bist du denn gekommen, mir aufzumachen?" Diese Frage brachte sie dermaßen außer Fassung, daß sie, da sie nicht genug Geistesgegen-

wart besaß, darauf zu antworten, anfing zu weinen und mir versicherte, es sei nicht ihre Schuld, Madame hätte ihr untersagt, die Tür zu öffnen, bis Herr de B... über die andere Treppe, die mit dem Kabinett in Verbindung stand, das Haus verlassen hätte. Ich war so verwirrt, daß ich nicht die Kraft hatte, die Wohnung zu betreten, und beschloß, unter dem Vorwande einer Besorgung das Haus wieder zu verlassen. Ich befahl dem Kinde, ihrer Herrin zu sagen, daß ich im Augenblick wieder da sein würde, ihr aber zu verschweigen, daß sie mir von Herrn de B... gesprochen hatte.

Meine Bestürzung war so groß, daß ich Tränen vergoß, als ich die Treppe hinabging, ohne noch zu wissen, aus welchem Gefühle ich sie vergoß. Ich ging in das erste beste Kaffeehaus, setzte mich an einen Tisch und stützte den Kopf in meine beiden Hände, um mir darüber klar zu werden, was in meinem Herzen vorging. Ich wagte nicht, mir zu vergegenwärtigen, was ich soeben gehört hatte. Ich wollte es als eine Sinnestäuschung betrachten und war zwei-, dreimal drauf und dran, in die Wohnung zurückzukehren, ohne merken zu lassen, daß mir etwas aufgefallen war. Es schien mir so unmöglich, daß Manon mich verraten haben sollte, daß ich ihr durch einen Verdacht zu nahe zu treten fürchtete. Ich betete sie an, das war sicher; sie hatte mir nicht weniger Beweise ihrer Liebe gegeben als ich ihr von der meinigen. Warum hätte ich sie beschuldigen sollen, weniger aufrichtig und treu zu sein als ich? Welchen Grund, mich zu betrügen, hätte sie gehabt? Erst drei

Stunden war es her, seit sie mich mit ihren zärtlichsten Liebkosungen überschüttet und die meinen mit Entzücken empfangen hatte. Ich kannte mein eigenes Herz nicht besser als das ihre. Nein, nein, wiederholte ich mir, es ist nicht möglich, daß Manon mich verrät. Es ist ihr wohl bekannt, daß ich nur für sie lebe, sie weiß nur zu gut, daß ich sie anbete. Und das ist kein Grund, mich zu hassen.

Indessen setzten mich der Besuch und der verstohlene Aufbruch von Herrn de B... in Verlegenheit. Ich erinnerte mich auch an Manons kleine Anschaffungen, die mir unseren gegenwärtigen Vermögensstand zu überschreiten schienen. Das sah nach der Freigebigkeit eines neuen Liebhabers aus. Und jenes Vertrauen zu mir unbekannten Geldquellen, das sie gezeigt hatte! Ich hatte Mühe, so vielen Rätseln einen Sinn zu geben, der so günstig war, wie mein Herz es wünschte.

Andererseits hatte ich sie, seit wir in Paris waren, fast nicht aus den Augen verloren. Bei Geschäften, Promenaden, Zerstreuungen waren wir immer Seite an Seite gewesen, ach, mein Gott, ein einziger Moment der Trennung hätte uns allzusehr betrübt! Unaufhörlich mußten wir uns sagen, daß wir uns liebten; ohne das wären wir vor Unruhe gestorben. Ich konnte mir also kaum einen einzigen Augenblick denken, in dem sich Manon mit jemand anderem als mit mir hätte abgeben können.

Schließlich glaubte ich die Lösung dieses Geheimnisses gefunden zu haben. Herr de B..., sagte ich zu mir

selbst, ist ein Mann, der umfangreiche Geschäfte macht und gute Beziehungen hat. Manons Verwandte werden sich dieses Mannes bedient haben, um ihr etwas Geld zukommen zu lassen. Sie hat vielleicht schon welches von ihm erhalten, heute ist er wieder gekommen, um ihr etwas zu bringen. Zweifellos hat sie sich ein Spiel daraus gemacht, es mir zu verbergen, um mich angenehm zu überraschen. Vielleicht hätte sie mir selbst davon gesprochen, wenn ich wie gewöhnlich zurückgekehrt wäre, anstatt hierher zu gehen und mich zu grämen. Wenigstens wird sie es mir nicht verschweigen, wenn ich selbst ihr davon sprechen werde.

Mit dieser Meinung erfüllte ich mich so völlig, daß sie die Kraft gewann, meine Trauer sehr zu lindern. Sogleich kehrte ich in meine Wohnung zurück. Ich küßte Manon mit gewohnter Zärtlichkeit. Sie empfing mich sehr gut. Zuerst war ich versucht, ihr meine Vermutungen, die ich mehr als je für gewiß ansah, offen darzulegen. Ich hielt mich in der Hoffnung zurück, sie würde mir vielleicht zuvorkommen und mir alles erzählen, was sich ereignet hatte. Das Abendessen wurde aufgetragen. Mit fröhlichem Gesichte setzte ich mich zu Tische, aber beim Scheine der Kerze, die zwischen uns stand, glaubte ich auf dem Gesichte und in den Augen meiner teuren Geliebten Trauer zu bemerken. Dieser Gedanke machte mich selbst traurig. Ich bemerkte, daß ihre Blicke anders als gewöhnlich auf mir ruhten. Ich konnte nicht unterscheiden, ob das Liebe oder Mitleid war, obgleich mir schien, daß es ein süßes, schmachtendes

Gefühl war. Ich sah sie mit derselben Aufmerksamkeit an, und vielleicht hatte sie nicht weniger Mühe, an meinen Blicken die Verfassung meines Herzens zu erkennen. Wir dachten weder an Sprechen noch an Essen. Schließlich sah ich Tränen aus ihren schönen Augen fallen, verräterische Tränen!

„Mein Gott," rief ich aus, „du weinst, teuerste Manon, bis zu Tränen bist du betrübt und sagst mir kein Wort von dem, was dich quält!" Sie antwortete mir nur mit einigen Seufzern, die meine Sorge noch steigerten. Zitternd stand ich auf, ich beschwor sie mit der ganzen Dringlichkeit der Liebe, mir den Grund ihrer Tränen zu offenbaren, ich vergoß selbst welche, indem ich die ihrigen trocknete, ich war mehr tot als lebendig, ein Barbar wäre von den Äußerungen meines Schmerzes und meiner Furcht gerührt worden! Während ich so um sie beschäftigt war, hörte ich ein Geräusch, wie wenn mehrere Personen die Treppe heraufstiegen. Man klopfte leise an die Tür. Manon gab mir einen Kuß, entzog sich meinen Armen und ging schleunigst ins Kabinett, das sie sogleich hinter sich abschloß. Ich dachte mir, daß sie sich vor den Fremden, die geklopft hatten, nicht zeigen wollte, weil ihr Anzug nicht ganz in Ordnung war. Ich öffnete ihnen selbst. Kaum hatte ich geöffnet, als ich mich von drei Männern ergriffen sah, die ich als die Lakaien meines Vaters erkannte. Sie vermieden Gewalttätigkeiten, aber während zwei mich bei den Armen nahmen, visitierte der dritte meine Taschen, aus denen er ein kleines Messer hervorzog,

die einzige Waffe, die ich bei mir hatte. Sie baten mich um Entschuldigung wegen der Verletzung des Respektes, zu der sie gezwungen waren. Sie sagten mir offen, daß sie auf Befehl meines Vaters so handelten, und daß mein älterer Bruder unten in einem Wagen auf mich wartete. Ich war so fassungslos, daß ich mich, ohne Widerstand zu leisten und zu antworten, abführen ließ. Mein Bruder wartete in der Tat auf mich. Man setzte mich in den Wagen neben ihn, und der Kutscher, der schon seine Befehle hatte, fuhr in schnellster Gangart bis nach Saint-Denis. Mein Bruder umarmte mich zärtlich, aber er sprach nicht zu mir, so daß ich alle nötige Muße hatte, über mein Unglück nachzugrübeln.

Dabei stieß ich auf ein Dunkel, das keine Mutmaßung erhellen konnte. Ich war grausam verraten worden, aber von wem? Tiberge war der erste, auf den ich verfiel. „Verräter," sagte ich, „es ist um dein Leben geschehen, wenn mein Argwohn sich bestätigt." Aber ich besann mich, daß er den Ort meines Aufenthalts nicht kannte, und daß man ihn folglich nicht von ihm erfahren haben konnte. Manon zu beschuldigen, war ein Verbrechen, das mein Herz nicht zu begehen wagte. Jene ungewöhnliche Trauer, von der ich sie gleichsam überwältigt gesehen hatte, ihre Tränen, der zärtliche Kuß, den sie mir gegeben hatte, als sie sich zurückzog, erschienen mir zwar als ein Rätsel. Aber ich spürte die Neigung, dies als eine Vorahnung unseres gemeinsamen Unglücks zu deuten, und in der Verzweiflung über den Vorfall, der mich ihr entriß, war ich harmlos genug, mir

einzubilden, sie sei noch mehr zu beklagen als ich. Das Ergebnis meines Nachdenkens war, daß ich mir einredete, ich sei in den Straßen von Paris von einigen Personen meiner Bekanntschaft gesehen worden, die meinem Vater davon Mitteilung gemacht hätten. Dieser Gedanke tröstete mich. Ich rechnete darauf, mit einigen Vorwürfen und etwas schlechter Behandlung, die ich von der väterlichen Autorität würde erdulden müssen, davonzukommen und beschloß, sie mit Geduld zu ertragen und alles zu versprechen, was man von mir fordern würde, um mir die schnelle Rückkehr nach Paris zu erleichtern, wo ich meiner teuren Manon Leben und Freude wiedergeben wollte.

Binnen kurzem waren wir in Saint-Denis angekommen. Mein Bruder wunderte sich über mein Schweigen und deutete es als Wirkung der Angst. Er unternahm es, mich zu trösten, und versicherte mir, ich hätte von der Strenge meines Vaters nichts zu fürchten, vorausgesetzt, daß ich willens wäre, artig zu meiner Pflicht zurückzukehren und mir die Zuneigung zu verdienen, die er für mich hegte. Er ließ mich die Nacht in Saint-Denis zubringen, gebrauchte aber die Vorsicht, die drei Lakaien in meinem Zimmer schlafen zu lassen. Es bereitete mir empfindlichen Schmerz, in demselben Gasthofe zu übernachten, wo ich auf der Reise von Amiens nach Paris mit Manon Station gemacht hatte. Der Wirt und die Bedienten erkannten mich wieder und errieten sofort, was es mit mir für eine Bewandtnis hatte. Ich hörte den Wirt sagen:

„Ah, das ist das hübsche Herrchen, der vor sechs Wochen mit einem kleinen Fräulein durchkam, das er so sehr liebte. Wie reizend sie war! Die lieben Kinder! Wie sie sich schnäbelten! Wie schade, daß man sie auseinandergebracht hat."

Ich tat so, als ob ich nichts hörte, und ließ mich so wenig als möglich sehen.

Mein Bruder nahm in Saint-Denis seine zweisitzige Chaise, mit der wir am frühen Morgen abfuhren und am Abend des nächsten Tages bei uns ankamen. Er sprach meinen Vater eher als ich und erzählte ihm, um ihn günstig zu stimmen, mit welcher Fügsamkeit ich mich hatte zurückholen lassen. Infolgedessen wurde ich weniger streng empfangen, als ich erwartet hatte.

Mein Vater begnügte sich, mir einige allgemeine Vorwürfe zu machen über mein Vergehen, daß ich ohne seine Erlaubnis ferngeblieben sei. Was meine Geliebte betraf, so sagte er, ich hätte wohl verdient, was mir begegnet wäre, weil ich mich mit einer Unbekannten abgegeben hätte, er habe eine bessere Meinung von meiner Besonnenheit gehabt, hoffe aber, daß mich dieses kleine Abenteuer klüger machen würde. Diese Ansprache faßte ich nur in dem Sinne auf, der im Einklang mit meiner Auffassung stand. Ich dankte meinem Vater, daß er die Güte habe, mir zu verzeihen, und versprach ihm, ein gehorsameres und ordentlicheres Leben zu führen. Im Grunde meines Herzens triumphierte ich. Denn da die Dinge auf diese Weise ins reine kamen, so zweifelte ich nicht daran, daß ich die Möglichkeit

haben würde, mich sogar noch vor Ende der Nacht aus dem Hause zu stehlen.

Wir setzten uns zum Abendessen. Man neckte mich mit meiner Eroberung in Amiens und meiner Flucht mit dieser treuen Geliebten. Ich nahm die Sticheleien mit guter Laune auf und war sogar entzückt, daß es mir erlaubt war, mich über das zu unterhalten, was meinen Geist beständig beschäftigte.

Aber einige Worte, die mein Vater fallen ließ, ließen mich mit gespanntester Aufmerksamkeit aufhorchen. Er sprach von Herrn de B...'s Perfidie und seiner interessierten Dienstwilligkeit. Ich war sprachlos, als ich diesen Namen nennen hörte, und bat ihn bescheiden, sich näher zu erklären. Er wandte sich an meinen Bruder, um ihn zu fragen, ob er mir nicht die ganze Geschichte erzählt hätte. Mein Bruder antwortete ihm, ich sei ihm unterwegs so ruhig vorgekommen, daß er nicht geglaubt habe, ich hätte diese Arznei nötig, um von meiner Tollheit zu genesen. Ich bemerkte, daß mein Vater schwankte, ob er sich vollends erklären solle, und flehte ihn so inständig darum an, daß er mir nachgab, oder vielmehr, daß er mich durch die furchtbarste aller Erzählungen grausam mordete.

Er fragte mich zuerst, ob ich lange die Einfalt gehabt hätte, zu glauben, daß ich von meiner Mätresse geliebt würde? Ich sagte ihm kühn, ich wäre dessen so sicher, daß nichts mir das geringste Mißtrauen dagegen einflößen könnte.

„Hahaha," rief er und lachte aus vollem Halse, „das

ist ausgezeichnet! Du bist ein schöner Gimpel, es freut mich, daß du solche Meinungen hast. Jammerschade, mein armer Chevalier, daß du in den Malteserorden treten sollst, denn du hast alle Eigenschaften zu einem geduldigen und bequemen Ehemann!" Er fügte noch tausend Spöttereien dieses Schlages hinzu über das, was er meine Torheit und meine Leichtgläubigkeit nannte.

Schließlich, da ich in Schweigen verharrte, setzte er seine Enthüllungen fort, indem er mir sagte, daß Manon mich nach der Berechnung, die er für die Zeit seit meiner Abreise aus Amiens aufstellen konnte, ungefähr zwölf Tage geliebt hatte: „Ich weiß, daß du von Amiens am 28. des vergangenen Monats abgereist bist. Wir haben heute den 29. des gegenwärtigen. Elf Tage ist es her, daß Herr de B... mir geschrieben hat. Ich nehme an, daß er acht Tage gebraucht hat, um mit deiner Mätresse ein vollkommenes Einvernehmen herzustellen. Wenn man also elf und acht Tage von den einunddreißig Tagen, die zwischen dem 28. des einen und dem 29. des andern Monats liegen, abzieht, so bleiben zwölf, oder ein wenig mehr oder weniger." Daraufhin brach das Gelächter von neuem los.

All das hörte ich mit einem Krampf des Herzens, den ich bis zum Ende dieser traurigen Komödie nicht ertragen zu können fürchtete.

„Du mußt also wissen," begann mein Vater wieder, „da du es nicht weißt, daß Herr de B... das Herz deiner Prinzessin gewonnen hat. Denn wenn er mir weismachen will, daß er sie dir in dem uneigennützigen

Bestreben, mir gefällig zu sein, ausgespannt hat, so mokiert er sich über mich! Er ist gerade der Mann für so edle Gefühle und kennt mich überdies gar nicht! Er hat von ihr erfahren, daß du mein Sohn bist. Und um sich von der Unbequemlichkeit zu befreien, die du ihm machtest, hat er mir deine Wohnung mitgeteilt und von deinen zerrütteten Geldverhältnissen geschrieben, wobei er mir zu verstehen gab, daß ich Gewalt anwenden müßte, um mich deiner zu versichern. Er hat mir seine Hilfe dazu angeboten, dich beim Kragen zu kriegen, und durch seine Angaben und die deiner Mätresse selbst hat dein Bruder den Augenblick ausfindig gemacht, wo er dich unvorbereitet fassen konnte. Nun kannst du dir zur Dauer deines Triumphes gratulieren! Du weißt ziemlich schnell zu siegen, Chevalier, aber du verstehst nicht, deine Eroberungen festzuhalten."

Ich hatte nicht die Kraft, länger ein Gespräch zu ertragen, bei dem jedes Wort mir das Herz durchbohrte. Ich stand vom Tisch auf und hatte noch nicht vier Schritte gemacht, um den Saal zu verlassen, als ich ohne Gefühl und Bewußtsein auf den Fußboden niederfiel. Durch schnelle Hilfe brachte man mich wieder zu mir selbst. Ich öffnete die Augen, um einen Strom von Tränen zu vergießen, und den Mund, um die traurigsten und rührendsten Klagen von mir zu geben. Mein Vater, der mich immer zärtlich geliebt hat, bemühte sich mit seiner ganzen Liebe, mich zu trösten. Ich hörte ihm zu, aber ohne ihn zu verstehen. Ich warf mich ihm zu Füßen, faltete die Hände und beschwor

ihn, mich nach Paris zurückkehren zu lassen, um Herrn de B... niederzustechen. „Nein," sagte ich, „er hat nicht Manons Herz gewonnen, er hat ihr Gewalt angetan; er hat sie verführt durch einen Zauber oder durch ein Gift. Er hat sie vielleicht auf brutale Weise gezwungen. Manon liebt mich. Ich weiß es nur zu gut. Mit dem Dolche in der Hand wird er sie bedroht haben, um sie zu zwingen, mich aufzugeben. Was wird er nicht getan haben, um mir eine so reizende Geliebte zu rauben? Ach, mein Gott, mein Gott, wäre es möglich, daß Manon mich verraten und aufgehört hätte, mich zu lieben?"

Da ich immer davon sprach, schnell nach Paris zurückzukehren, und sogar jeden Augenblick Miene machte, aufzubrechen, so erkannte mein Vater, daß bei meiner Erregung nichts imstande sein würde, mich zu halten. Er brachte mich in ein hochgelegenes Zimmer und ließ dort zwei Bediente bei mir zurück, die mich nicht aus den Augen verlieren sollten. Ich hatte mich nicht in der Gewalt. Ich hätte tausend Leben dafür gegeben, nur eine einzige Viertelstunde in Paris sein zu können. Ich begriff, daß man mir nicht so leicht erlauben würde, mein Zimmer zu verlassen, nachdem ich einmal meine Absicht so offen geäußert hatte. Ich maß die Höhe der Fenster mit den Augen. Da ich keine Möglichkeit sah, auf diesem Wege zu entweichen, so wandte ich mich freundlich an meine beiden Bedienten.

Ich verpflichtete mich mit tausend Eiden, eines Tages ihr Glück zu machen, wenn sie in mein Entweichen

willigen wollten. Ich drängte sie, ich liebkoste sie, ich bedrohte sie; aber auch dieser Versuch war unnütz. Da verlor ich alle Hoffnung, beschloß zu sterben und warf mich auf ein Bett, in der Absicht, es nicht als Lebender zu verlassen. Die Nacht und den folgenden Tag verbrachte ich in dieser Lage. Ich verweigerte die Nahrung, die man mir am folgenden Tage brachte. Mein Vater besuchte mich am Nachmittag. Er bemühte sich sehr gütig, mich in meinem Schmerze sanft zu trösten, und befahl mir so ausdrücklich, etwas zu essen, daß ich es aus Gehorsam gegen seine Befehle tat. Einige Tage vergingen, an denen ich nur in seiner Gegenwart und um ihm zu gehorchen, etwas aß. Immer fuhr er fort, mir Gründe zu entwickeln, die mich zum gesunden Menschenverstande zurückführen und mit Verachtung gegen die ungetreue Manon erfüllen konnten. Sicherlich achtete ich sie nicht mehr, denn wie hätte ich die flatterhafteste und treuloseste aller Kreaturen achten können? Aber ihr Bild, die reizenden Züge, die ich im Grunde meines Herzens trug, lebten dort immer fort. Ich war mir dessen wohl bewußt. Ich kann sterben, sagte ich, ich müßte es sogar nach so viel Schande und Schmerz, aber tausend Tode könnte ich erdulden, ohne die undankbare Manon vergessen zu können.

Mein Vater war überrascht, mich noch immer so stark erschüttert zu sehen. Er wußte, daß ich im Ehrenpunkte streng dachte. Er konnte nicht daran zweifeln, daß ihr Verrat mich sie verachten ließ. Er war der Meinung, daß meine Anhänglichkeit nicht sowohl mit

dieser Leidenschaft im besonderen zusammenhänge, als mit einer allgemeinen Neigung zu den Frauen. Dieser Gedanke gewann solche Macht über ihn, daß er, lediglich aus seiner zärtlichen Zuneigung heraus, eines Tages kam und mir folgende Eröffnung machte:

„Chevalier, ich habe bis jetzt die Absicht gehabt, dich das Malteserkreuz tragen zu lassen, aber ich sehe, daß deine Neigungen keineswegs dahin gehen. Du liebst die hübschen Frauen. Ich bin gesonnen, dir eine auszusuchen, die dir gefällt. Erkläre mir unbefangen, was du darüber denkst."

Ich antwortete ihm, daß ich keine Unterschiede mehr zwischen den Frauen machte und nach dem Unglück, das mir zugestoßen, alle gleichmäßig verachtete. „Ich werde dir eine suchen," fing mein Vater wieder lächelnd an, „die Manon ähnlich sehen, aber treuer sein wird." — „Ach, wenn Sie einige Güte für mich empfinden," sagte ich zu ihm, „sie ist es, die Sie mir zurückgeben müssen. Seien Sie sicher, mein teurer Vater, daß sie mich nicht verraten hat. Sie ist so schwarzer und grausamer Niederträchtigkeit nicht fähig. Es ist der perfide B..., der uns betrügt, Sie, Manon und mich. Wenn Sie wüßten, wie liebreich und aufrichtig sie ist, wenn Sie sie kennen würden, würden Sie sie vielleicht selbst lieben." „Du bist ein Kind," versetzte mein Vater, „wie kannst du dermaßen verblendet sein nach dem, was ich dir von ihr erzählt habe? Sie selbst hat dich deinem Bruder ausgeliefert. Du solltest sie ganz, sogar ihren Namen, vergessen, und wenn du klug bist, mein

Entgegenkommen benutzen.“ Ich erkannte nur zu klar, daß er recht hatte. Es war eine unwillkürliche Regung, welche mich dergestalt die Partei meiner Ungetreuen ergreifen ließ. — „Ach,“ sagte ich nach einem Augenblick des Stillschweigens, „es ist nur zu wahr, daß ich der unglückliche Gegenstand der feigsten Perfidie bin. Ja,“ fuhr ich fort und vergoß Tränen des Unwillens, „ich sehe wohl, daß ich nur ein Kind bin, meine Leichtgläubigkeit machte es ihnen nicht schwer, mich zu täuschen, aber ich weiß wohl, was ich zu tun habe, um mich zu rächen.“ Mein Vater wollte wissen, was meine Absicht wäre. „Ich werde nach Paris gehen,“ sagte ich zu ihm, „und Feuer an B...'s Haus legen, und ich werde ihn bei lebendigem Leibe mit der treulosen Manon zusammen verbrennen.“ Dieser Zornesausbruch machte meinen Vater lachen und führte nur dazu, daß ich in meinem Gefängnis noch strenger bewacht wurde.

Ich brachte dort sechs ganze Monate zu. Während des ersten änderte sich meine Stimmung wenig. Alle meine Gefühle waren nur ein beständiger Wechsel von Haß und Liebe, von Hoffnung und Verzweiflung, je nach dem Bilde, in dem sich Manon meinem Geiste zeigte. Bald sah ich in ihr nur das liebenswürdigste aller Mädchen, und ich schmachtete in der Begierde, sie wiederzusehen. Bald sah ich nur eine hinterlistige und treulose Geliebte und schwur tausend Eide, sie nur zu suchen, um sie zu bestrafen. Man gab mir Bücher, welche meiner Seele ein wenig Ruhe mitteilten. Ich las alle meine Autoren wieder. Ich erwarb neue

Kenntnisse. Ich gewann wieder unendlichen Geschmack am Studium. Sie werden sehen, von welchem Nutzen es mir in der Folge war. Die Erkenntnisse, die ich der Liebe verdankte, halfen mir zahlreiche Stellen in Horaz und Virgil, die mir vorher dunkel erschienen waren, zu verstehen. Ich verfaßte einen Liebe atmenden Kommentar zum vierten Buch der Aeneide. Ich bestimme ihn zur Veröffentlichung und schmeichle mir, daß das Publikum mit ihm zufrieden sein wird. „Ach," sagte ich, als ich ihn machte, „die treue Dido hätte ein Herz wie das meine gebraucht."

Tiberge besuchte mich eines Tages in meinem Gefängnisse. Ich war überrascht von dem Überschwang, mit dem er mich umarmte. Ich hatte noch keine Proben seiner Liebe gehabt, die sie mich als etwas anderes hätten ansehen lassen denn als eine einfache Gymnasiastenfreundschaft, wie sie sich zwischen jungen Leuten ungefähr gleichen Alters bildet. Ich fand ihn so verändert und so entwickelt in den fünf, sechs Monaten, wo ich ihn nicht gesehen hatte, daß sein Gesicht und der Ton seiner Rede mir Respekt einflößten. Er sprach zu mir mehr als weiser Berater denn als Schulfreund. Er beklagte die Verirrung, der ich verfallen gewesen war. Er wünschte mir Glück zu meiner Heilung, die er für vorgeschritten hielt. Schließlich ermahnte er mich, mir diese Jugendirrung zunutze zu machen für die Erkenntnis von der Eitelkeit der Lust.

Ich sah ihn erstaunt an. Er bemerkte es. „Mein lieber Chevalier," sagte er, „ich sage dir nichts, was

nicht gegründete Wahrheit ist und wovon ich mich nicht durch eine ernsthafte Prüfung überzeugt habe. Ich hatte einen ebensolchen Hang zur Wollust wie du. Aber der Himmel hatte mir zugleich Neigung zur Tugend gegeben. Ich bediente mich meines Verstandes, um die Früchte beider miteinander zu vergleichen, und brauchte nicht lange, um ihre Unterschiede zu entdecken. Der Himmel kam meinen Überlegungen zu Hilfe. Ich habe gegen die Welt eine Verachtung, deren gleichen es nicht gibt. Würdest du erraten, was mich in ihr zurückhält und was mich verhindert, in die Einsamkeit zu flüchten? Es ist einzig die innige Freundschaft, die ich für dich empfinde! Ich kenne die Vortrefflichkeit deines Herzens und deines Verstandes. Du bist zu allem Guten fähig. Das Gift des Vergnügens hat dich vom rechten Wege abgebracht. Welcher Verlust für die Tugend! Deine Flucht aus Amiens hat mir so großen Schmerz bereitet, daß ich seitdem noch nicht einen Augenblick der Zufriedenheit genossen habe. Urteile nach dem, was ich daraufhin unternommen habe." Er erzählte mir, er sei, als er bemerkt hatte, daß ich ihn getäuscht hatte und mit meiner Geliebten abgereist war, zu Pferde gestiegen, um mir zu folgen. Da ich aber einen Vorsprung von vier bis fünf Stunden hatte, war es ihm unmöglich gewesen, mich einzuholen. Dennoch war er in Saint-Denis nur eine halbe Stunde, nachdem ich es verlassen hatte, angekommen. In der Gewißheit, daß ich in Paris Halt gemacht hätte, habe er dort sechs Wochen vergebens damit zugebracht, mich

zu suchen. Er sei an allen Orten gewesen, wo er mich zu treffen dachte. Eines Tages endlich habe er meine Geliebte in der Komödie wiedererkannt, sie sei in so glänzendem Schmucke gewesen, daß er sich gedacht habe, sie verdanke diesen Reichtum einem neuen Liebhaber. Er sei ihrer Karosse bis zu ihrem Hause gefolgt und habe von einem Bedienten erfahren, daß sie von der Freigebigkeit des Herrn de B ... lebe. „Dabei blieb ich nicht stehen," setzte er hinzu. „Am folgenden Tage kehrte ich dorthin zurück, um von ihr selbst zu erfahren, was aus dir geworden wäre. Unvermittelt brach sie die Zusammenkunft ab, als sie mich von dir sprechen hörte, und ich war genötigt, ohne weitere Aufklärung in die Provinz zurückzukehren. Dort hörte ich von deinem Abenteuer, und in welch tiefe Niedergeschlagenheit es dich versetzt hätte, aber ich wollte dich erst besuchen, wenn ich sicher sein konnte, dich schon ruhiger zu finden." — „Du hast also Manon gesehen," antwortete ich ihm seufzend, „ach, du bist glücklicher als ich, der ich verdammt bin, sie nie wiederzusehen." Er machte mir Vorwürfe wegen dieses Seufzers, der noch meine Schwäche für sie erkennen ließ, und sagte mir so geschickte Schmeicheleien über meinen guten Charakter und meine Talente, daß er schon bei diesem ersten Besuche eine starke Sehnsucht in mir entfachte, gleich ihm auf alle Freuden der Welt zu verzichten und in den geistlichen Stand zu treten.

Ich fand so viel Geschmack an diesem Gedanken, daß ich mich, wenn ich allein war, mit nichts anderem

mehr beschäftigte. Ich erinnerte mich der Worte des Herrn Bischofs von Amiens, der mir denselben Rat gegeben hatte, und seiner für mich so günstigen Prophezeiungen, die er für den Fall ausgesprochen hatte, daß ich diese Laufbahn einschlagen sollte. Auch die Frömmigkeit hatte teil an meinen Erwägungen. Ich werde ein tugendhaftes und christliches Leben führen, sagte ich mir, ich werde mich mit dem Studium und der Religion beschäftigen, und das wird mir nicht erlauben, an die gefährlichen Freuden der Liebe zu denken. Ich werde verachten, was die große Menge verehrt, und da ich deutlich fühle, daß mein Herz nur begehren wird, was es achtet, werde ich so wenig Sorgen wie Wünsche haben. Auf dieser Grundlage errichtete ich im voraus das System eines friedlichen und zurückgezogenen Lebens. Ich dachte mir ein abgelegenes Haus mit einem kleinen Wäldchen und einem sanften Bach am Ende des Gartens, einer Bibliothek von ausgesuchten Büchern, einer kleinen Anzahl tugendhafter und verständiger Freunde, einen anständigen, aber einfachen und mäßigen Tisch. Dazu dachte ich mir einen Briefverkehr mit einem Freunde, der in Paris wohnen und mich mit neuen Nachrichten versorgen sollte, weniger um meine Neugier zu befriedigen, als um mir aus den närrischen Umtrieben der Menschen eine Zerstreuung zu machen. „Wäre ich nicht glücklich," fügte ich hinzu, „wären nicht alle meine Ansprüche erfüllt?"

Es ist gewiß, daß dieses Projekt meinen Neigungen außerordentlich wohltat. Aber beim Abschluß meines

weisen Systems fühlte ich, daß mein Herz noch etwas erwartete, und daß ich, wenn ich in der reizendsten Einsamkeit nichts entbehren wollte, sie mit Manon teilen mußte.

Da indessen Tiberge mit seinen häufigen Besuchen fortfuhr, um den Plan zu fördern, den er mir eingegeben hatte, so nahm ich Gelegenheit, meinem Vater die entsprechenden Eröffnungen zu machen. Er erklärte mir, es sei seine Absicht, seinen Kindern in der Wahl ihres Berufes freie Hand zu lassen; in welcher Weise ich auch über mich verfügen wolle, er behalte sich nur das Recht vor, mich mit seinen Ratschlägen zu unterstützen. Deren gab er mir sehr kluge, welche nicht so sehr darauf abzielten, mir meinen Plan zu verleiden, als mich zu nötigen, ihn mit voller Sachkenntnis zu verfolgen. Der Beginn des neuen Schuljahrs rückte heran. Ich kam mit Tiberge überein, gemeinsam das Seminar von Saint-Sulpice zu beziehen, er, um seine theologischen Studien zu beenden, und ich, um die meinen zu beginnen. Seine Tüchtigkeit, die dem Bischof der Diözese bekannt war, verschaffte ihm noch vor unserer Abreise eine bedeutende Pfründe von diesem Prälaten.

Mein Vater, der mich für vollkommen befreit von meiner Leidenschaft ansah, setzte meiner Abreise keinerlei Schwierigkeit entgegen. Wir kamen nach Paris. Das geistliche Kleid trat an die Stelle des Malteserkreuzes und der Abbé des Grieux an die des Chevalier des Grieux. Ich ließ mir das Studium mit einem Fleiße

angelegen sein, daß ich in wenig Monaten außerordentliche Fortschritte machte. Ich verwandte einen Teil der Nacht darauf und verlor am Tage nicht einen Augenblick. Mein Ruhm erstrahlte so hell, daß man mich schon zu den Würden beglückwünschte, die ich unfehlbar erreichen würde, und ohne daß ich mich darum bemüht hätte, wurde mein Name für eine Pfründe vorgemerkt. Die Frömmigkeit kam darüber nicht zu kurz, mit Inbrunst beteiligte ich mich an allen Andachtsübungen. Tiberge war davon entzückt, was er als sein Werk betrachtete, und ich habe ihn mehrfach Freudentränen über das, was er meine Bekehrung nannte, vergießen sehen. Daß die Entschließungen der Menschen dem Wandel unterworfen sind, hat mich nie in Staunen gesetzt; die eine Leidenschaft ruft sie ins Dasein, eine andere kann sie zunichte machen. Aber wenn ich an die Heiligkeit der Vorsätze denke, die mich nach Saint-Sulpice geführt hatten, und an die innere Freude, die mich der Himmel kosten ließ, als ich sie zur Tat werden ließ, so erschrecke ich über die Leichtigkeit, mit der ich sie brechen konnte. Wenn es wahr ist, daß der göttliche Beistand in jedem Augenblick von gleicher Stärke ist wie die Leidenschaften, so möge man mir doch den verhängnisvollen Einfluß erklären, durch den man plötzlich aus der Bahn der Pflicht geschleudert wird, ohne zum geringsten Widerstand fähig zu sein, und ohne die geringsten Gewissensbisse zu empfinden!

Ich glaubte mich ganz befreit von den Schwächen

der Liebe. Es schien mir, daß ich die Lektüre einer Seite des Heiligen Augustinus oder eine Viertelstunde christlicher Meditation allen Freuden der Sinne vorgezogen hätte, ohne diejenigen auszunehmen, die mir Manon geboten hatte. Indessen ein unglücklicher Augenblick ließ mich in den Abgrund zurückfallen, und mein Sturz war um so weniger wieder gutzumachen, als ich mich mit einem Schlage wieder in derselben Tiefe befand, die ich verlassen hatte, und die neuen Unregelmäßigkeiten, denen ich verfiel, mich noch viel weiter hineinrissen, der untersten Tiefe des Abgrundes zu. Ich hatte fast ein Jahr in Paris zugebracht, ohne mich zu erkundigen, wie es um Manon stünde. Zuerst hatte mich die Gewalt, die ich mir antat, rechte Anstrengung gekostet. Aber die immer gegenwärtigen Ratschläge von Tiberge und meine eigenen Überlegungen hatten mich den Sieg davontragen lassen. Die letzten Monate waren so ruhig verflossen, daß ich glaubte, ich sei so weit, die reizende, treulose Kreatur auf immer zu vergessen. Es kam die Zeit, wo ich in der theologischen Fakultät ein öffentliches Examen zu bestehen hatte. Ich bat mehrere Personen von Ansehen, mich mit ihrer Gegenwart zu beehren. So wurde mein Name in allen Vierteln von Paris bekannt und gelangte bis zum Ohre meiner Ungetreuen. Sie erkannte ihn unter dem Abbé-Titel nicht ganz sicher wieder, aber ein Rest von Neugier oder vielleicht ein wenig Reue, mich verraten zu haben (ich habe nie entscheiden können, welches von beiden Gefühlen), ließ sie an einem Namen Interesse nehmen, der

dem meinen so ähnlich war. Sie kam in die Sorbonne mit einigen anderen Damen, war bei meiner Prüfung zugegen und erkannte mich ohne Frage mit Leichtigkeit wieder.

Ich hatte nicht die geringste Kenntnis von diesem Besuch. Bekanntlich gibt es in diesen Gebäuden besondere Emporen für die Damen, wo sie hinter einem Gitter verborgen sitzen. Ich kehrte nach Saint-Sulpice zurück, bedeckt mit Ruhm und beladen mit Komplimenten. Es war sechs Uhr abends. Da benachrichtigte man mich, einen Augenblick nach meiner Rückkehr, daß eine Dame mich zu sprechen wünsche. Ich ging auf der Stelle ins Sprechzimmer. Mein Gott, welch überraschende Erscheinung! Ich fand Manon dort, sie war es, aber liebenswerter und strahlender als ich sie jemals gesehen hatte. Sie war in ihrem achtzehnten Jahre. Sie war über alle Beschreibung reizend. Sie hatte ein so feines, so süßes, so einnehmendes Äußeres, das Äußere der Liebe selbst! Ihre ganze Gestalt erschien mir wie ein Zauber.

Ich blieb sprachlos bei ihrem Anblick, und da ich den Zweck ihres Besuches nicht mutmaßen konnte, so wartete ich zitternd und mit gesenkten Augen darauf, daß sie sich erkläre. Ihre Verlegenheit war eine Zeitlang ebenso groß wie die meine; aber als sie sah, daß ich fortfuhr zu schweigen, da hob sie die Hand vor ihre Augen, um ein paar Tränen zu verbergen. Sie sagte mir in schüchternem Tone, sie bekenne, daß ihre Untreue meinen Haß verdiene. Aber wenn es wahr sei,

daß ich jemals etwas für sie empfunden habe, so sei es recht hart von mir gewesen, zwei Jahre verfließen zu lassen, ohne dafür zu sorgen, daß sie von meinem Schicksal etwas erführe. Und es wäre ferner recht hart, ihr jetzt kein Wort zu sagen, wo ich doch sähe, in welchen Zustand sie meine Gegenwart versetze. Die Verwirrung meiner Seele, als ich sie so reden hörte, ist unaussprechlich.

Sie setzte sich. Ich blieb stehen, den Körper halb abgewandt, da ich sie nicht gerade anzusehen wagte. Mehreremal begann ich eine Antwort, die ich zu vollenden nicht die Kraft hatte. Nach einer Kraftanstrengung schrie ich schließlich schmerzbewegt auf: „Treulose Manon, treulose, treulose!“ Sie wiederholte unter heißen Tränen, daß sie ihre Treulosigkeit durchaus nicht rechtfertigen wollte. „Was wollen Sie denn?“ „Ich will sterben,“ antwortete sie, „wenn Sie mir nicht Ihr Herz zurückgeben, ohne das es mir unmöglich ist, zu leben.“ — „Verlange doch mein Leben, Ungetreue,“ sagte ich und vergoß selbst Tränen, die ich mich vergebens bemühte zurückzuhalten, „verlange mein Leben, denn das ist das Einzige, was ich dir noch opfern kann! Hat doch mein Herz niemals aufgehört, dir zu gehören.“

Kaum hatte ich diese Worte zu Ende gesprochen, als sie sich stürmisch erhob, um mich zu umarmen. Sie überhäufte mich mit tausend leidenschaftlichen Zärtlichkeiten. Sie nannte mich mit allen Namen, die die Liebe erfindet, um die tiefste Innigkeit auszudrücken.

Ich antwortete darauf nur erst matt. In der Tat, welch ein Übergang von der ruhigen Verfassung, in der ich gelebt hatte, zu den stürmischen Erregungen, die ich wieder aufkeimen spürte! Das erschreckte mich. Ich zitterte, wie es geschieht, wenn man sich des Nachts in einer abgelegenen Gegend befindet. Man fühlt sich in eine andere Welt versetzt, man wird von einem geheimen Schauder ergriffen, von dem man sich erst wieder erholt, nachdem man alles rings umher lange betrachtet hat.

Wir setzten uns nebeneinander. Ich nahm ihre Hände in die meinigen. „Ach Manon," sagte ich zu ihr und sah sie mit traurigem Blicke an, „ich war nicht gefaßt auf den schwarzen Verrat, mit dem du meine Liebe belohnt hast. Es war dir leicht, ein Herz zu betrügen, dessen unumschränkte Herrscherin du warst, und das sein ganzes Glück dareinsetzte, dir zu gefallen und zu gehorchen. Sage mir jetzt, ob du seitdem ein ebenso zärtliches und ebenso unterwürfiges gefunden hast? Nein, nein, die Natur schafft keines von der Art wie das meine noch einmal! Sage mir wenigstens, ob du es manchmal vermißt hast? Wie soll ich Vertrauen haben zu dieser neuerwachten Güte, die dich heute als Trösterin zu mir zurückführt? Ich sehe nur zu gut, daß du reizender bist als je. Aber im Namen aller Qualen, die ich um dich gelitten habe, schöne Manon, sage mir, ob du treuer sein wirst."

Sie sagte mir so Rührendes über ihre Reue und verpflichtete sich durch so viel feierliche Beteuerungen

und Schwüre zur Treue, daß es mich mehr ergriff, als ich sagen kann.

„Teure Manon," sprach ich zu ihr in einer unheiligen Mischung von verliebten und theologischen Ausdrücken, „für eine sterbliche Kreatur bist du zu anbetungswürdig. Ich fühle mein Herz hingerissen von einem unüberwindlichen Entzücken. Alles, was man in Saint-Sulpice von der Freiheit sagt, ist Schimäre. Glück und Ehre werde ich für dich verlieren, ich sehe es voraus. Ich lese mein Schicksal in deinen schönen Augen. Aber es gibt keinen Verlust, für den deine Liebe mich nicht schadlos halten würde! Die Gaben des Glückes locken mich nicht. Schall und Rauch ist mir der Ruhm. Alle meine Pläne eines geistlichen Lebens waren närrische Einbildungen. Kurzum: alle anderen Güter als die, die ich mit dir erhoffe, sind verächtliche Güter, haben sie sich doch nicht einen Moment in meinem Herzen behaupten können gegen einen einzigen von deinen Blicken!"

Ich versprach ihr einen Generalablaß ihrer Sünden, weil ich wissen wollte, wie sie sich von B... hatte verführen lassen. Sie teilte mir mit, daß er für sie entflammt sei, als er sie am Fenster gesehen habe. Er habe ihr seine Erklärung als Generalsteuerpächter gemacht, das heißt, er habe sie in einem Briefe wissen lassen, daß die Bezahlung den Gunstbeweisen entsprechen werde. Sie habe zunächst in keiner anderen Absicht kapituliert, als um ihm eine beträchtliche Summe zu entlocken, die uns dazu hätte helfen können, bequemer zu leben.

Er habe sie durch so großartige Versprechungen geblendet, daß sie sich schrittweise habe erschüttern lassen. Jedoch solle ich ihre Gewissensbisse nach dem Schmerze, den sie mir am Abend vor unserer Trennung bezeigt habe, ermessen. Trotz der Opulenz, mit der er sie ausgehalten hätte, habe sie niemals Glück mit ihm empfunden, nicht nur, weil sie, wie sie mir sagte, die Delikatesse meiner Empfindungen und meine angenehmen Umgangsformen vermißt, sondern auch weil sie trotz der Zerstreuungen, die er ihr unaufhörlich verschaffte, auf dem Grunde des Herzens die Erinnerung an meine Liebe und die Reue über ihre Untreue getragen habe. Sie sprach mir von Tiberge und von der außerordentlichen Bestürzung, die sein Besuch bei ihr hervorgerufen habe. „Ein Degenstich ins Herz," sagte sie, „hätte mein Blut weniger in Aufregung gebracht. Ich wandte ihm den Rücken, weil ich seine Gegenwart keinen Augenblick ertragen konnte." Darauf erzählte sie mir, auf welchem Wege sie von meinem Aufenthalt in Paris, meinem Berufswechsel und meinem öffentlichen Auftreten in der Sorbonne gehört hätte. Sie versicherte mir, sie sei während der Disputation so aufgeregt gewesen, daß sie große Mühe gehabt habe, nicht nur ihre Tränen zurückzuhalten, sondern selbst auch Stöhnen und Schreien, in das auszubrechen sie mehr als einmal nahe daran gewesen sei. Schließlich sagte sie mir, sie habe als letzte den Disputationssaal verlassen, um ihre Erregung nicht zu zeigen, und sei geradeswegs ins Seminar gekommen, nur dem Zuge ihres

Herzens und dem Ungestüm ihrer Wünsche folgend, entschlossen, dort zu sterben, wenn sie mich nicht zur Verzeihung geneigt fände.

Welcher Barbar wäre von einer so lebhaften und liebevollen Reue nicht gerührt worden! Was mich betrifft, so spürte ich in diesem Augenblick, daß ich für Manon alle Bistümer der Christenheit hingegeben hätte. Ich fragte sie, wie sich nach ihrer Meinung unsere neuen Beziehungen gestalten sollten? Sie sagte mir, ich müsse das Seminar auf der Stelle verlassen, und wir müßten an einem sicherern Orte wieder unsere Wohnung aufschlagen. Ohne Gegenrede pflichtete ich allen ihren Willensmeinungen bei. Sie bestieg ihre Karosse, um mich an der Ecke der Straße zu erwarten. Einen Augenblick später entwich ich, ohne vom Pförtner bemerkt zu werden. Ich stieg zu ihr. Wir fuhren zum Trödelmarkt. Ich kehrte zu den Tressen und zu dem Degen zurück. Manon kam für die Kosten auf, denn ich war ohne einen Pfennig, und aus Furcht, ich könnte beim Verlassen von Saint-Sulpice auf ein Hindernis stoßen, hatte sie nicht gewollt, daß ich einen Augenblick auf mein Zimmer ging, um mein Geld an mich zu nehmen. Übrigens war mein Vermögen recht mäßig, und sie war durch B...'s Freigebigkeit reich genug, um für nichts zu achten, was ich im Stich lassen mußte. Bei dem Trödler besprachen wir, was nun geschehen sollte. Um mir das Opfer, das sie mir durch den Bruch mit B... brachte, noch wertvoller zu machen, beschloß sie, nicht die geringste Schonung mit ihm walten zu lassen.

„Ich will ihm seine Möbel lassen," sagte sie mir, „sie gehören ihm, aber ich werde, wie es nur recht ist, die Schmucksachen und die 60000 Franken, die ich in den zwei Jahren von ihm bezogen habe, mitnehmen. Ich habe ihm keinerlei Gewalt über mich gegeben, also können wir ohne Furcht in Paris bleiben und ein bequemes Haus beziehen, wo wir glücklich leben werden."

Ich stellte ihr vor, daß, wenn es keine Gefahr für sie gäbe, so doch eine große für mich, da ich unfehlbar früher oder später erkannt werden und stets dem Unglück ausgesetzt sein würde, das ich schon einmal durchgemacht hatte. Sie ließ mich verstehen, daß es ihr leid wäre, Paris zu verlassen. Ich fürchtete so sehr, ihr verdrießlich zu sein, daß es keine Gefahr gab, die ich nicht verachtet hätte, um ihr zu gefallen. Indessen fanden wir einen vernünftigen Ausweg, der darin bestand, ein Haus in einem Dorfe nahe bei Paris zu mieten, von wo wir bequem zur Stadt kommen konnten, wenn ein Vergnügen oder ein praktisches Bedürfnis es erforderte. Wir wählten Chaillot, welches nicht weit von Paris entfernt ist.

Manon kehrte unverzüglich in ihr Haus zurück. Ich erwartete sie an der kleinen Pforte des Tuilerien-Gartens. Eine Stunde später kam sie in einem Mietswagen zurück, mit einem Mädchen, das ihr aufwartete, und einigen Koffern, in denen ihre Kleider und alles, was sie Kostbares besaß, sich befanden. Ohne Zögern machten wir uns nach Chaillot auf. Die erste Nacht wohnten wir im Gasthof, um uns Zeit zu lassen, ein Haus oder

wenigstens eine bequeme Wohnung zu suchen, und schon am nächsten Tage fanden wir eine nach unserem Geschmack.

Mein Glück schien mir anfangs unerschütterlich befestigt zu sein. Manon war die Sanftmut und Willigkeit in Person. Sie hatte für mich so zarte Aufmerksamkeiten, daß ich mich für alle meine Qualen mehr als entschädigt fühlte. Da wir alle beide ein wenig Erfahrung erworben hatten, so stellten wir über die Solidität unseres Vermögens vernünftige Erwägungen an. Sechzigtausend Franken, die den Grundstock unserer Reichtümer bildeten, waren keine Summe, die ein langes Leben hindurch reichen konnte, und überdies waren wir nicht gesonnen, unsere Ausgaben allzusehr einzuschränken. Die Sparsamkeit war nicht Manons erste Tugend, so wenig wie die meine. Folgenden Plan entwickelte ich ihr:

„Sechzigtausend Franken können uns zehn Jahre lang erhalten. Zweitausend Taler jedes Jahr werden uns genügen, wenn wir dauernd in Chaillot leben. Wir werden dort ein anständiges, aber einfaches Leben führen. Unsere einzige Ausgabe wird die Unterhaltung einer Karosse und das Theater sein. Wir werden nach einer gewissen Ordnung leben. Du liebst die Oper. Wir werden sie zweimal die Woche hören. Was das Spiel anbetrifft, so werden wir so damit Maß halten, daß unsere Verluste niemals zwei Pistolen überschreiten. Es ist nicht anders möglich, als daß in dem Zeitraum von zehn Jahren eine Veränderung in meiner Familie

eintritt. Mein Vater ist bejahrt. Er kann sterben. Ich werde Vermögen erhalten, und dann werden wir auch über alle unsere sonstigen Befürchtungen erhaben sein."

Diese Regelung wäre noch nicht die dümmste Handlung meines Lebens gewesen, wenn wir vernünftig genug gewesen wären, sie beharrlich zu befolgen. Aber unsere Vorsätze hielten nicht länger als einen Monat vor. Manon war dem Vergnügen leidenschaftlich ergeben, und ich war es ihr. Jeden Augenblick fanden sich neue Gelegenheiten zum Geldausgeben, und weit davon entfernt, den Summen nachzutrauern, die sie manchmal verschwenderisch vertat, war ich der erste, ihr alles zu verschaffen, was ich für geeignet hielt, ihr Gefallen zu erregen. Sogar unsere Wohnung in Chaillot begann ihr lästig zu werden. Der Winter rückte heran, alle Welt kehrte zur Stadt zurück, und das Land verödete. Sie schlug mir vor, wieder ein Haus in Paris zu nehmen. Ich willigte nicht ein, aber um sie wenigstens in etwas zufriedenzustellen, sagte ich ihr, daß wir eine möblierte Wohnung mieten und dort die Nacht zubringen könnten, wenn es uns begegnete, daß wir die Gesellschaft, die wir mehrere Male in der Woche aufsuchten, zu spät verließen. Denn die Unbequemlichkeit, so spät nach Chaillot zurückzukehren, war ihr ein Vorwand, es verlassen zu wollen. So gestatteten wir uns zwei Wohnungen, eine in der Stadt, die andere auf dem Lande. Dieser Wechsel brachte unsere Angelegenheiten bald in die äußerste Unordnung, da er zwei Ereignisse im Gefolge hatte, die unseren Ruin bewirkten.

Manon hatte einen Bruder, welcher Garde-du-Corps war. Unglücklicherweise traf es sich, daß er in Paris in derselben Straße wohnte wie wir. Er sah seine Schwester eines Morgens am Fenster und erkannte sie. Sogleich eilte er zu uns. Er war ein roher Mensch ohne ehrenhafte Grundsätze. Er trat in unser Zimmer und fluchte fürchterlich. Da er die Abenteuer seiner Schwester zum Teil kannte, überhäufte er sie mit Beschimpfungen und Vorwürfen. Ich war einen Augenblick vorher ausgegangen, was zweifellos ein Glück war, für ihn und für mich, der ich nichts weniger als gesonnen war, eine Beleidigung zu dulden. Ich kam erst zurück, als er schon wieder fort war. Manons traurige Stimmung ließ mich erkennen, daß sich etwas Ungewöhnliches ereignet hatte. Sie erzählte mir den ärgerlichen Auftritt, den sie gehabt hatte, und die brutalen Drohungen ihres Bruders. Ich fühlte solchen Groll darüber, daß ich auf der Stelle fortgestürzt wäre, um Rache zu nehmen, wenn sie mich nicht durch ihre Tränen festgehalten hätte.

Während ich noch mit ihr über diesen Vorfall sprach, kehrte der Garde-du-Corps in das Zimmer, in dem wir uns befanden, zurück, ohne daß er sich hatte anmelden lassen. Ich hätte ihn nicht so höflich empfangen, wie ich es tat, wenn ich ihn gekannt hätte. Aber nachdem er uns mit lächelnder Miene begrüßt hatte, fand er Zeit, Manon zu sagen, er käme, um sie wegen seiner Hitze um Entschuldigung zu bitten. Er habe geglaubt, sie lebe in schlechten Verhältnissen, und diese

Meinung habe seinen Zorn entzündet. Nun habe er sich bei einem unserer Bedienten unterrichtet, wer ich sei, und habe von mir so vorteilhafte Dinge gehört, daß in ihm der Wunsch entstanden sei, in gutem Einverständnis mit uns zu leben. Obgleich diese Information, die er von einem meiner Lakaien hatte, etwas Seltsames und Beleidigendes besaß, so nahm ich seine Komplimente mit Höflichkeit entgegen. Ich glaubte, damit Manon einen Gefallen zu tun. Sie schien entzückt, ihn zur Versöhnung geneigt zu sehen. Wir behielten ihn zum Diner bei uns. In wenigen Augenblicken machte er sich so familiär, daß er, als er uns von unserer Rückkehr nach Chaillot hatte sprechen hören, uns durchaus Gesellschaft leisten wollte. Wir mußten ihm einen Platz in unserer Karosse geben. Es war eine Besitzergreifung, denn die Gewohnheit, uns zu besuchen, wurde ihm bald so lieb, daß er unser Haus zu dem seinen machte und sich gewissermaßen zum Herrn alles dessen, was uns gehörte, aufwarf. Er nannte mich seinen Bruder, und unter dem Vorwand brüderlicher Rechte nahm er sich heraus, alle seine Freunde in unser Haus in Chaillot einzuführen und sie dort auf unsere Kosten zu traktieren. Auf unsere Kosten kleidete er sich prächtig ein. Er veranlaßte uns sogar, alle seine Schulden zu bezahlen. Ich schloß die Augen vor dieser Tyrannei, um Manon nicht zu mißfallen, und stellte mich sogar, als ob ich nicht bemerkte, daß er ihr von Zeit zu Zeit beträchtliche Summen entlockte. Es ist wahr, daß er die Rechtschaffenheit hatte, ihr ein Teil davon wieder zuzustellen, wenn das Glück

ihn begünstigte; er war nämlich ein großer Spieler. Aber unser Vermögen war zu gering, um so maßlosen Ausgaben lange genügen zu können. Ich war im Begriff, mich mit ihm darüber nachdrücklichst auseinanderzusetzen, als ein verhängnisvolles Ereignis mir diese Mühe ersparte, indem es ein anderes nach sich zog, das uns rettungslos ins Verderben stürzte.

Wir waren eines Tages in Paris geblieben, um dort die Nacht zuzubringen, wie es sehr häufig geschah. Die Dienerin, die bei solchen Gelegenheiten allein in Chaillot blieb, kam am nächsten Morgen, mir mitzuteilen, es habe die Nacht in meinem Hause gebrannt, und man sei nur mit Mühe des Feuers Herr geworden. Ich fragte sie, ob unsere Möbel Schaden gelitten hätten? Sie antwortete mir, es habe infolge der Menge Fremder, die zur Hilfeleistung herbeigekommen sei, eine so große Verwirrung geherrscht, daß sie für nichts bürgen könne. Ich zitterte für unser Geld, das in einer kleinen Kassette verwahrt war. Sofort begab ich mich nach Chaillot. Überflüssige Eile! Die Kassette war schon verschwunden. Damals machte ich die Erfahrung, daß man, ohne ein Geizhals zu sein, doch das Geld lieben kann. Dieser Verlust durchdrang mich mit einem so heftigen Schmerze, daß ich den Verstand darüber zu verlieren glaubte. Mit einem Schlage begriff ich, welch neuem Unheil ich ausgesetzt sein würde. Der Mangel war das wenigste. Ich kannte Manon; ich hatte es schon nur allzusehr erfahren, daß, wie treu und anhänglich sie auch mir im Glück war, im Unglück man nicht auf

sie zählen durfte. Sie liebte Überfluß und Vergnügen zu sehr, um sie mir zu opfern.

„Ich werde sie verlieren," schrie ich, „unglücklicher Chevalier, du wirst also wiederum alles verlieren, was du liebst." Dieser Gedanke brachte mich in eine so schreckliche Aufregung, daß ich einige Augenblicke schwankte, ob ich nicht besser täte, alle meine Leiden durch den Tod zu beendigen. Doch behielt ich genug Geistesgegenwart, um zuerst zu prüfen, ob mir gar keine Hilfe bliebe. Der Himmel gab mir einen Gedanken ein, der meiner Verzweiflung Halt gebot. Ich glaubte, es würde mir nicht unmöglich sein, Manon unseren Verlust zu verschweigen, und ich würde durch Fleiß oder infolge eines glücklichen Zufalls ziemlich anständig für ihren Unterhalt sorgen können, so daß sie den Mangel nicht fühlte. Ich habe berechnet, sagte ich, um mich zu trösten, daß zwanzigtausend Taler uns für zehn Jahre genügen würden. Nehmen wir an, die zehn Jahre seien verflossen, und keine von den Veränderungen, die ich erhofft, seien in meiner Familie eingetreten. Wozu würde ich mich entschließen? Ich weiß es nicht recht. Aber wer hindert mich, schon heute zu tun, was ich dann tun würde? Wieviel Personen leben in Paris ohne meinen Geist, meine natürlichen Gaben, und die dennoch ihren Unterhalt ihren Talenten, wie sie nun einmal sind, verdanken! Ich dachte über die verschiedenen Lebensverhältnisse nach und fragte mich, ob die Vorsehung nicht die Dinge sehr weise eingerichtet habe. Die meisten Großen und Reichen sind Dummköpfe.

Das ist für jeden, der die Welt ein wenig kennt, klar. Nun, darin liegt eine bewundernswerte Gerechtigkeit. Wenn sie außer den Reichtümern noch Geist hätten, so wären sie zu glücklich, und die übrigen Menschen wären zu elend. Diesen sind die Vorzüge des Körpers und der Seele verliehen worden als Mittel, sich dem Elend und der Armut zu entziehen. Die einen zehren mit von den Reichtümern der Großen und führen sie hinters Licht, indem sie ihnen bei ihren Vergnügungen zu Diensten sind. Andere dienen ihnen bei ihrer Bildung. Sie versuchen, anständige Menschen aus ihnen zu machen. Zwar glückt es ihnen selten, aber das ist auch nicht der Zweck der göttlichen Weisheit. Immerhin ziehen sie einen Vorteil aus ihren Bemühungen, insofern sie auf Kosten derer leben, die sie unterrichten. Von welcher Seite man es auch nimmt, die Torheit der Reichen und Großen ist eine ausgezeichnete Einnahmequelle für die Kleinen.

Diese Gedanken stellten mein Herz und meinen Kopf ein wenig wieder her. Zunächst beschloß ich, Herrn Lescaut, Manons Bruder, um Rat zu fragen. Er kannte Paris genau, und ich hatte reichlich Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß er weder aus seinem Vermögen noch aus dem Sold des Königs seine hauptsächlichen Einkünfte bezog. Mir blieben kaum zwanzig Pistolen, die sich glücklicherweise in meiner Tasche befunden hatten. Ich zeigte ihm meine Börse, setzte ihm mein Unglück und meine Befürchtungen auseinander und fragte ihn, ob es noch einen andern Weg für mich gäbe,

als vor Hunger zu sterben oder vor Verzweiflung mir eine Kugel in den Kopf zu jagen. Er antwortete mir, daß eine Kugel in den Kopf der Ausweg der Dummköpfe wäre. Was das Verhungern beträfe, so gäbe es viele Leute von Geist, die sich dazu entschließen müßten, wenn sie keinen Gebrauch von ihren Talenten machen wollten. Es sei an mir, zu prüfen, wessen ich fähig wäre. Er sicherte mir seine Hilfe und seinen Rat bei allen meinen Unternehmungen zu.

„Das klingt recht unbestimmt, Herr Lescaut," sagte ich ihm. „Meine Not erfordert eine schleunige Abhilfe, denn was soll ich Manon sagen?"

„Was, sind Sie denn Manons wegen in Verlegenheit?" versetzte er. „Haben Sie nicht immer durch sie die Möglichkeit, Ihren Sorgen ein Ende zu machen, wenn Sie es wollen? Ein Mädchen wie sie müßte uns aushalten, Sie, sich selbst und mich."

Er schnitt mir die Antwort ab, die diese Unverschämtheit verdient hätte, indem er weiter sagte, er könne mir noch vor dem Abend tausend Taler zur Teilung zwischen uns garantieren, wenn ich seinem Rate folgen wolle. Er kenne einen Herrn, der sich sein Vergnügen so viel kosten lasse, daß er sicher sei, tausend Taler würden ihm nichts bedeuten, wenn er die Gunst eines solchen Mädchens wie Manon erlangen könne.

Ich unterbrach ihn und sagte zu ihm: „Ich hatte eine bessere Meinung von Ihnen; ich hatte mir eingebildet, daß das Motiv, das Sie bewogen hat, mir Ihre Freundschaft zu gewähren, ein Gefühl sei, demjenigen

völlig entgegengesetzt, das Sie heute äußern." Schamlos gestand er mir, immer so gedacht zu haben, und da seine Schwester nun einmal die moralischen Gesetze ihres Geschlechts verletzt habe, wenn auch zugunsten des Mannes, dem sie am meisten zugetan sei, so habe er sich nur in der Hoffnung mit ihr wieder versöhnt, aus ihrem schlechten Lebenswandel Vorteil zu ziehen. Nun war es mir leicht, zu erkennen, daß er uns bis jetzt zu Narren gehalten hatte. Wie sehr mich diese Unterredung auch erregte, so hatte ich ihn doch so nötig, daß ich gezwungen war, unter Lachen zu antworten, sein Rat sei eine letzte Hilfe, die man für den äußersten Notfall aufsparen müsse.

Ich bat ihn, mir irgendeinen anderen Ausweg zu eröffnen. Er schlug mir vor, meine Jugend und das vorteilhafte Äußere, das ich von der Natur mitbekommen habe, dazu zu benutzen, um mit irgendeiner alten und nicht kleinlichen Dame ein Verhältnis anzufangen. Auch dieses Mittel, das mich zur Untreue gegen Manon gezwungen hätte, war nicht nach meinem Geschmack. Ich sprach ihm vom Spiel als von dem leichtesten Mittel und demjenigen, das meiner Stellung am angemessensten wäre. Er sagte mir, daß das Spiel in der Tat eine Quelle sei, aber das verlange eine nähere Auseinandersetzung: wenn man es unternähme, einfach zu spielen, mit den gewöhnlichen Chancen, so wäre das das geeignete Mittel, um meinen Ruin zu vollenden, und wenn man es unternähme, allein und ohne Unterstützung die kleinen Griffe zu gebrauchen, wie sie ein geschickter Mensch

anwendet, das Glück zu korrigieren, so wäre das ein zu gefährliches Handwerk. Es gäbe einen dritten Weg, den des Kompagnie-Geschäfts. Indessen ließe meine Jugend ihn befürchten, daß die Herren Teilhaber mir noch nicht die Eigenschaften zuerkennen würden, die der Gilde eigentümlich sind. Immerhin versprach er mir seine Vermittlerdienste bei ihnen und bot mir, was ich nicht von ihm erwartet hätte, etwas Geld an, für den Fall, daß ich es dringend benötigen sollte. Die einzige Gefälligkeit, um die ich ihn unter diesen Umständen bat, war, Manon nichts mitzuteilen von dem Verluste, den ich erlitten hatte, und von dem Gegenstande unserer Unterhaltung.

Ich verließ ihn noch unzufriedener, als ich zu ihm gekommen war. Ich bereute sogar, ihm mein Geheimnis anvertraut zu haben. Er hatte für mich nichts getan, was ich nicht auch ohne diese Eröffnung hätte bekommen können, und ich hatte eine Todesangst davor, daß er sein Versprechen, Manon nichts zu sagen, nicht halten würde. Infolge der Enthüllung seiner Gesinnung hatte ich auch Veranlassung, zu befürchten, er möchte den Entschluß fassen, nach seinen eigenen Worten sie auszunutzen, indem er sie mir entzog oder wenigstens, indem er ihr riet, mich zu verlassen und sich mit einem reicheren und glücklicheren Liebhaber einzulassen. Darüber stellte ich tausend Überlegungen an, die nur dazu führten, mich zu beunruhigen und die Verzweiflung, in der ich am Morgen gewesen war, zu erneuern. Mehrmals kam mir der Gedanke, an meinen Vater zu

schreiben und eine neue Bekehrung vorzutäuschen, um von ihm eine Geldhilfe zu erlangen. Aber ich erinnerte mich sogleich, daß er mich bei all seiner Güte für meine ersten Sünden sechs Monate lang in einem engen Gefängnis eingesperrt gehalten hatte, und ich war völlig gewiß, daß er mich nach einem solchen Skandal, wie ihn meine Flucht aus Saint-Sulpice hatte hervorrufen müssen, noch viel strenger behandeln würde. Dieses ganze Durcheinander von Gedanken wurde schließlich mit einem Schlage durch einen Einfall beseitigt, von dem ich mich wunderte, daß ich ihn nicht schon früher gehabt hatte: dem Einfall, zu meinem Freunde Tiberge meine Zuflucht zu nehmen, bei dem ich sicher war, immer dieselbe unverminderte Ergebenheit und Freundschaft anzutreffen. Nichts ist bewunderungswürdiger und macht der Tugend mehr Ehre als das Vertrauen, mit welchem man sich an die Menschen wendet, deren Rechtschaffenheit man genau kennt. Man fühlt, daß man bei ihnen keine Gefahr läuft. Wenn sie nicht immer in der Lage sind, einem Hilfe anzubieten, so ist man doch sicher, bei ihnen wenigstens Güte und Mitleid zu finden. Das Herz, das sich mit solcher Ängstlichkeit vor den anderen Menschen verschließt, öffnet sich ungezwungen in ihrer Gegenwart, wie eine Blume sich beim Lichte der Sonne entfaltet, von der sie nichts erwartet als einen wohltätigen Einfluß.

Ich betrachtete es als eine Wirkung des göttlichen Schutzes, daß ich mich so zur rechten Zeit an Tiberge erinnert hatte, und ich beschloß, mit allen Mitteln zu

versuchen, ihn vor Tagesende noch zu sprechen. Auf der Stelle kehrte ich in meine Wohnung zurück, um ihm ein Wort zu schreiben und ihm einen für unsere Unterredung geeigneten Ort zu bezeichnen. Ich empfahl ihm Stillschweigen und Diskretion als eine der wichtigsten Gefälligkeiten, die er mir bei diesem Stande meiner Angelegenheiten erweisen konnte. Die Freude, die die Hoffnung, ihn zu sehen, mir machte, verwischte die Spuren des Kummers, die Manon sonst sicherlich auf meinem Gesichte entdeckt hätte. Ich sprach ihr von unserem Unglück in Chaillot als von einer Bagatelle, die sie nicht zu beunruhigen brauche, und da Paris der Ort der Welt war, wo sie am liebsten lebte, so war sie nicht böse, als ich ihr sagte, es sei angebracht, dort zu bleiben, bis man in Chaillot einige leichte Spuren des Brandes beseitigt habe. Eine Stunde später empfing ich Tiberges Antwort. Er versprach mir, sich am bezeichneten Orte einzufinden. Mit Ungeduld eilte ich dorthin. Und doch fühlte ich einige Scham, vor den Augen eines Freundes zu erscheinen, dessen bloße Gegenwart ein Vorwurf gegen mein ungeordnetes Leben sein mußte. Aber die Meinung, die ich von der Güte seines Herzens hegte, und Manons Interesse bestärkten mich in meiner Kühnheit.

Ich hatte ihn gebeten, sich im Garten des Palais Royal einzufinden. Er war vor mir dort und kam, sobald er mich bemerkt hatte, auf mich zu, mich zu umarmen. Lange hielt er mich in seine Arme gepreßt, und ich fühlte mein Gesicht von seinen Tränen benetzt. Ich sagte

ihm, daß ich nur mit Verlegenheit vor ihn hinträte und im Herzen ein lebhaftes Gefühl meiner Undankbarkeit trüge. Das erste, worum ich ihn beschwor, war, mir zu sagen, ob es mir noch erlaubt sei, ihn noch als meinen Freund zu betrachten; hätte ich es doch so sehr

verdient, seine Achtung und seine Liebe zu verlieren! Er antwortete mir im zärtlichsten Tone, nichts sei fähig, ihn auf diese Eigenschaft verzichten zu lassen. Gerade mein Unglück und, wenn ich ihm erlauben wollte, es zu sagen, meine Sünden und Ausschweifungen hätten seine Zärtlichkeit für mich verdoppelt; aber es sei eine Zärtlichkeit, gemischt mit dem heftigsten Schmerze, wie man sie für einen geliebten Menschen empfindet,

den man seinem Untergange nahe sieht, ohne ihm helfen zu können.

Wir setzten uns auf eine Bank. „Ach," sagte ich zu ihm mit einem Seufzer, der aus dem Grunde meines Herzens kam, „Dein Mitleid muß über alle Grenzen sein, mein teurer Tiberge, wenn du mir versicherst, daß es so groß ist wie meine Qual. Ich schäme mich, sie dir zu zeigen, denn ich bekenne, daß ihre Ursache nicht rühmlich ist. Aber ihre Wirkung ist so traurig, daß man mich nicht so zu lieben braucht, wie du es tust, um davon ergriffen zu werden."

Er bat mich, ihm als ein Zeichen meiner Freundschaft ohne Rückhalt zu erzählen, was mir seit meiner Flucht aus Saint-Sulpice begegnet sei. Ich kam seinem Wunsche nach, und weit entfernt, die Wahrheit in irgend etwas zu verändern oder meine Sünden zu mildern, um sie ihm entschuldbarer erscheinen zu lassen, sprach ich von meiner Leidenschaft mit der ganzen Gewalt, mit der sie mich erfüllte.

Ich stellte sie ihm dar als eines jener besonderen Verhängnisse des Schicksals, das sich den Untergang eines Unglücklichen angelegen sein läßt, eines jener Verhängnisse, gegen die die Tugend sich nicht verteidigen und die die Klugheit nicht voraussehen kann. Ich entwarf ihm eine lebhafte Schilderung der Aufregung, Furcht und Verzweiflung, in der ich mich zwei Stunden bevor ich ihn sah, befunden hatte und in die ich zurücksinken würde, sollten mich meine Freunde ebenso unerbittlich im Stiche lassen wie das Glück. Kurz und gut,

ich versetzte den guten Tiberge dermaßen in Rührung, daß er vom bloßen Mitleiden ebenso niedergedrückt wurde wie ich von der unmittelbaren Empfindung.

Er wurde nicht müde, mich zu umarmen und zu ermahnen, ich solle Mut fassen und Trost annehmen. Da er aber immer voraussetzte, daß es notwendig sei, mich von Manon zu trennen, so machte ich ihm unzweideutig klar, daß ich gerade diese Trennung als mein größtes Unglück betrachtete, und daß ich eher willens wäre, nicht nur den äußersten Grad des Elends, sondern auch den grausamsten Tod zu erdulden, als ein Heilmittel anzunehmen, das unerträglicher war als alle meine Übel zusammen.

„Sprich dich doch aus," sagte er zu mir. „Was für Hilfe kann ich dir denn bringen, wenn du dich gegen alle meine Vorschläge auflehnst?" Ich wagte nicht, ihm zu erklären, daß es seine Börse wäre, deren ich bedurfte. Doch begriff er es schließlich, und nachdem er mir das Geständnis entlockt hatte, daß er mich recht verstanden hatte, verstummte er für ein paar Augenblicke. Es schien, als ob er unschlüssig werde. „Glaube nicht," sagte er bald wieder, „daß ich nachdenke, weil meine Gefälligkeit und Freundschaft erkaltet sind. Aber vor welche Entscheidung stellst du mich? Entweder muß ich dir die einzige Hilfe verweigern, die du annehmen willst, oder ich verletze meine Pflicht, wenn ich sie dir bewillige. Denn heißt es nicht, an deinem Fehltritt teilnehmen, wenn ich dir die Mittel gebe, bei ihm zu verharren? Indessen," fuhr er fort, nachdem

er einen Augenblick nachgedacht hatte, „ich nehme an, daß es die durch die Not hervorgerufene ungestüme Gemütsverfassung ist, die dir nicht genug Geistesfreiheit läßt, um das bessere Teil zu erwählen. Man muß einen ruhigen Geist haben, um Vernunft und Wahrheit zu schätzen. Ich werde es ermöglichen, dir etwas Geld zu beschaffen. Erlaube mir nur, mein lieber Chevalier," fügte er hinzu und umarmte mich, „eine einzige Bedingung daran zu knüpfen. Sie besteht darin, daß du mir deinen Wohnort mitteilst und meine Bemühungen, dich zur Tugend zurückzuführen, wenigstens duldest. Ich weiß, du liebst die Tugend, und nur die Heftigkeit deiner Leidenschaften führt dich von ihr ab."

Ich sagte ihm ehrlich alles zu, was er wünschte, und bat ihn, die Bosheit meines Schicksals zu beklagen, das mich aus den Ratschlägen eines so tugendhaften Freundes einen so geringen Nutzen ziehen ließ. Sogleich führte er mich zu einem Bankier seiner Bekanntschaft, der mir auf einen Schein von ihm hundert Pistolen vorstreckte; denn nicht weniger war er in barem Gelde wert. Ich habe schon gesagt, daß er nicht reich war. Seine Pfründe belief sich auf tausend Taler, aber da er sie noch nicht ein ganzes Jahr besaß, so hatte er noch nichts erhalten. Er gab mir diesen Vorschuß auf künftige Einnahmen.

Ich empfand den ganzen Wert seiner Hochherzigkeit. Sie rührte mich so tief, daß ich die Verblendung einer verhängnisvollen Liebe beklagte, die mich alle Pflichten

verletzen ließ. Für Augenblicke hatte die Tugend die Kraft, sich in meinem Herzen gegen die Leidenschaft zu erheben, und wenigstens in diesem lichten Moment erkannte ich die Schmach und Würdelosigkeit meiner Ketten. Aber dieser Kampf war leicht und dauerte nicht lange. Und wenn ich im Himmel gewesen wäre — — Manons Anblick hätte mich herniederstürzen lassen, und als ich mich wieder bei ihr befand, wunderte ich mich, daß ich eine so wohlbegründete Leidenschaft für ein so reizendes Objekt einen Augenblick als schmachvoll hatte betrachten können.

Manon war ein Geschöpf von ungewöhnlichem Gepräge. Niemals hat sich ein Mädchen weniger aus Geld gemacht; aber wenn sie befürchten mußte, keines zu haben, so vermochte sie nicht einen Augenblick ruhig zu sein. Was sie brauchte, war Vergnügen und Zeitvertreib. Sie hätte niemals einen Sou ausgegeben, wenn man sich amüsieren könnte, ohne daß es etwas kostet. Sie erkundigte sich nicht einmal danach, wie es mit unserem Vermögen beschaffen war, wenn sie nur den Tag angenehm verbringen konnte, so daß, da sie weder dem Spiel übermäßig ergeben noch verblendet war in das, was viel kostete, nichts leichter war, als sie zufriedenzustellen; man brauchte ihr nur alle Tage Vergnügungen nach ihrem Geschmacke zu verschaffen. Aber es war ihr so notwendig, von dem Vergnügen in Anspruch genommen zu sein, daß man sonst auf ihre Stimmung und ihre Sympathien nicht im geringsten bauen konnte. Obgleich sie mich zärtlich liebte, und obgleich ich, wie

sie gern eingestand, der einzige war, der sie die Süßigkeit der Liebe vollkommen empfinden ließ, so war ich doch beinahe gewiß, daß ihre Zärtlichkeit gewissen Befürchtungen gegenüber nicht standhalten würde. Sie hätte mich mit einem mäßigen Vermögen der ganzen Welt vorgezogen, aber ich zweifelte nicht im geringsten daran, daß sie mich für irgendeinen neuen B... aufgegeben hätte, wenn ich ihr nichts als Treue und Beständigkeit zu bieten gehabt hätte.

Ich beschloß also, meine persönlichen Ausgaben so zu beschränken, daß ich immer imstande wäre, für die ihrigen zu sorgen, und mir lieber tausend notwendige Dinge zu versagen, als ihr selbst im Überflüssigen Einhalt zu tun. Die Karosse machte mir mehr Kummer als alles übrige, denn es war durchaus nicht wahrscheinlich, daß ich Pferde und einen Kutscher würde unterhalten können.

Ich entdeckte Herrn Lescaut meine Sorge. Ich hatte ihm nicht verschwiegen, daß ich von einem Freunde hundert Pistolen bekommen hatte. Er wiederholte mir, wenn ich mein Glück im Spiel versuchen wollte, so hielte er es für möglich, daß ich auf seine Empfehlung hin in die Zunft der gewerbsmäßigen Spieler aufgenommen werden könnte, falls es mir auf einen Hunderter nicht ankäme, um die Bundesbrüder zu traktieren. Welch Widerwillen ich auch zu überwinden hatte, durch die harte Not ließ ich mich dafür gewinnen.

Am selben Abend stellte mich Herr Lescaut als seinen Verwandten vor und fügte hinzu, ich hätte um so

größere Chancen, zu gewinnen, als ich der größten Gunst des Glückes bedürfte. Um indessen zu erkennen zu geben, daß meine Misere nicht etwa die eines Habenichts war, sagte er ihnen, ich hätte die Absicht, sie zum Souper einzuladen. Die Einladung wurde angenommen, und ich traktierte sie prächtig. Man unterhielt sich lange über meine angenehme Erscheinung und meine vortrefflichen Absichten. Man behauptete, daß ich zu großen Hoffnungen berechtigte, da ein Etwas in meiner Physiognomie auf einen ehrlichen Mann deute und deshalb niemand gegen meine Kunstgriffe einen Argwohn fassen werde. Schließlich dankte man Herrn Lescaut dafür, dem Orden einen Novizen von meinen Qualitäten zugeführt zu haben, und erteilte einem der Ritter den Auftrag, mir einige Tage lang die nötigen Instruktionen zu geben.

Der hauptsächliche Schauplatz meiner Taten sollte das „Hôtel de Transsylvanie" sein, wo es in einem Saale einen Tisch für Pharo und verschiedene Kartenspiele gab, während auf der Galerie gewürfelt wurde. Diese Akademie tagte für Rechnung des Prinzen von R..., der damals in Clagny wohnte, und die meisten seiner Offiziere gehörten zu unserer Gesellschaft.

Soll ich's zu meiner Schande sagen? Binnen kurzem profitierte ich von dem Unterrichte meines Lehrers. Ich erwarb besonders eine große Geschicklichkeit darin, eine Volte zu schlagen und die Karte verschwinden zu lassen. Ich bediente mich sehr geschickt meiner langen Manschetten und eskamotierte so leicht, daß ich die

geübtesten Augen betrog und mit großer Natürlichkeit eine Menge ehrlicher Spieler zugrunde richtete. Infolge dieser außerordentlichen Geschicklichkeit wuchs mein Vermögen sehr rasch an, und ich erwarb in wenigen Wochen bedeutende Summen, außer denen, die ich mit meinen Kompagnons ehrlich teilte.

Nun fürchtete ich nicht mehr, Manon unseren Verlust in Chaillot mitzuteilen, und um sie über die ärgerliche Neuigkeit zu trösten, mietete ich ein möbliertes Haus, wo wir uns mit einem Anstrich von Wohlhabenheit und Sorglosigkeit einrichteten.

Währenddem hatte Tiberge nicht versäumt, mir häufige Besuche zu machen. Sein Moralisieren nahm kein Ende. Immer von neuem fing er an, mir das Unrecht vorzuhalten, das ich an meinem Gewissen, meiner Ehre und meinem Glücke beging. Ich nahm seine Äußerungen freundschaftlich auf, und obgleich ich nicht die geringste Neigung hatte, sie zu befolgen, so wußte ich ihm doch Dank für seinen Eifer, weil ich seinen Grund kannte. Manchmal neckte ich ihn freundlich, sogar in Manons Gegenwart, und redete ihm zu, er solle nicht heikler als eine große Anzahl von Bischöfen und anderen Priestern sein, die eine Mätresse mit einer Pfründe gar sehr wohl zu vereinen wissen. „Sieh doch," sagte ich zu ihm und zeigte ihm die Augen der meinigen, „und sage mir, ob es Sünden gibt, die durch eine so schöne Ursache nicht gerechtfertigt werden."

Er übte Geduld, er übte sie sogar ziemlich lange; als er aber sah, daß mein Vermögen sich vermehrte,

daß ich ihm nicht nur seine hundert Pistolen wiedererstattete, sondern auch ein neues Haus mietete, meine Ausgaben verdoppelte und mich mehr als jemals ins Vergnügen stürzte, da änderte er Ton und Haltung völlig. Er beklagte sich über meine Verhärtung, er drohte mir mit den Strafen des Himmels und sagte mir das Unheil zum Teil voraus, das mich bald darauf ereilte: „Es ist unmöglich, daß der Reichtum, der dir zur Fortsetzung deiner Sünde dient, dir auf rechtmäßigem Wege zugekommen ist. Du hast ihn unrechterweise erworben, er wird dir ebenso geraubt werden. Die schrecklichste Strafe Gottes wäre es, dich ihn ruhig genießen zu lassen. Alle meine Ratschläge haben dir nichts genutzt, ich sehe nur zu deutlich voraus, daß sie dir bald unbequem sein würden. Lebe wohl, du undankbarer und schwacher Freund. Mögen deine sträflichen Freuden wie ein Schatten vergehen! Möge dein Glück und Geld ohne neue Quelle verschwinden und du allein und nackt übrig bleiben, um die Eitelkeit der Güter zu empfinden, die dich bis zum Wahnwitz berauscht haben! Dann wirst du mich geneigt finden, dich zu lieben und dir zu dienen. Aber heute breche ich jeden Verkehr mit dir ab und verwünsche das Leben, das du führst!“

Es war in meinem Zimmer, vor den Augen Manons, daß er mir diese apostolische Predigt hielt. Er erhob sich, um zu gehen. Ich wollte ihn zurückhalten, aber ich wurde meinerseits von Manon zurückgehalten, die zu mir sagte, er sei ein Narr, man müsse ihn gehen lassen.

Seine Rede verfehlte nicht, einigen Eindruck auf mich zu machen. Ich führe es darauf zurück, daß ich bei verschiedenen Gelegenheiten in meinem Herzen eine Rückkehr zum Guten spürte, und der Erinnerung an diesen Auftritt verdankte ich in der Folgezeit einen Teil meiner Kraft in den unglücklichsten Umständen meines Lebens.

Manons Zärtlichkeiten zerstreuten in einem Augenblick den Kummer, den dieser Auftritt mir verursacht hatte. Wir fuhren fort, ein Leben zu führen, das ganz zusammengesetzt war aus Freude und Liebe. Die Vermehrung unserer Reichtümer verdoppelte unsere Zuneigung. Venus und Fortuna hatten keine glücklicheren und zärtlicheren Sklaven. Mein Gott, warum soll man die Erde ein Jammertal nennen, wenn man auf ihr so köstliche Wonnen genießen kann! Aber ach, ihre Schwäche ist es, allzu schnell zu vergehen! Welch anderes Glück würde man noch erstreben wollen, wenn es ihrer Natur entspräche, ewig zu dauern? Auch unsere Wonnen hatten das gewöhnliche Schicksal, das heißt: kurze Zeit zu währen und von bitterem Bedauern gefolgt zu sein.

Ich hatte im Spiel so beträchtliche Gewinne erzielt, daß ich daran dachte, einen Teil meines Geldes anzulegen. Meine Bedienten wußten um meine Erfolge, namentlich mein Kammerdiener und Manons Zofe, vor denen wir uns häufig zwanglos unterhielten. Dieses Mädchen war hübsch, und mein Kammerdiener war in sie verliebt. Sie hatten mit einer jungen und leicht

zu behandelnden Herrschaft zu tun, die sie bequem betrügen zu können glaubten. Sie faßten diese Absicht und führten sie in einer für uns so unglücklichen Weise aus, daß sie uns in eine Lage brachten, aus der es uns nie wieder möglich war, uns zu erheben.

Herr Lescaut hatte uns eines Tages zum Souper eingeladen, es war etwa Mitternacht, als wir nach Hause kamen. Ich rief meinen Diener, Manon ihre Zofe, weder der eine noch die andere erschien. Man sagte uns, sie seien seit acht Uhr nicht im Hause gesehen worden, wären ausgegangen und hätten nach angeblich von mir empfangenen Weisungen Kisten fortgeschafft. Ich ahnte einen Teil der Wahrheit, aber was ich auch argwöhnte, wurde durch den Anblick übertroffen, der sich mir beim Betreten meines Zimmers bot. Das Schloß meines Kabinetts war gewaltsam geöffnet und mein Geld mit allen meinen Kleidern geraubt. Während ich noch allein über dies Ereignis nachsann, kam Manon ganz bestürzt und teilte mir mit, daß ihre Räume ebenso verwüstet seien.

Der Schlag schien mir so hart, daß es einer außerordentlichen Anstrengung meiner Vernunft bedurfte, um mich nicht dem Schreien und Weinen zu überlassen. Die Furcht, meine Verzweiflung auf Manon zu übertragen, vermochte mich, ein ruhiges Gesicht zu zeigen. Ich sagte ihr in scherzendem Tone, ich würde mich an einem Dummkopf im „Hôtel de Transsylvanie" dafür schadlos halten.

Indessen schien sie mir so empfindlich gegen unser

Unglück, daß ihre Traurigkeit viel eher imstande war, mich niederzudrücken, als meine geheuchelte Freude, sie an allzu großer Niedergeschlagenheit zu hindern. „Wir sind verloren," sagte sie mir, Tränen in den Augen. Vergebens bemühte ich mich, sie durch meine Zärtlichkeiten zu trösten. Meine eigenen Tränen verrieten meine Verzweiflung und Bestürzung. In der Tat waren wir so gründlich ruiniert, daß uns nicht ein Hemd blieb.

Ich entschloß mich, sofort Herrn Lescaut holen zu lassen. Er riet mir, augenblicklich zum Herrn Polizeidirektor und zum Herrn Generalprofoß von Paris zu gehen. Es war zu meinem größten Unglück. Denn abgesehen davon, daß dieser Schritt — ebenso wie diejenigen, die diese beiden Justizbeamten auf meine Veranlassung unternahmen — zu nichts führte, so verschaffte ich Lescaut dadurch die Zeit, mit seiner Schwester zu sprechen und ihr während meiner Abwesenheit einen schrecklichen Entschluß nahezulegen. Er nannte ihr Herrn de G. M., als einen alten Wüstling, der seine Zerstreuungen verschwenderisch bezahlte, und wies ihr für den Fall, daß sie sich an ihn verkaufte, so viele Vorteile nach, daß sie, verwirrt wie sie durch unser Unglück war, auf alles einging, was er ihr vorredete. Dieser saubere Handel wurde vor meiner Rückkehr abgeschlossen, und sein Vollzug ward auf den nächsten Tag verschoben, wenn Lescaut Herrn de G. M. benachrichtigt haben würde. Ich fand ihn auf mich wartend in der Wohnung; aber Manon hatte sich in

ihrem Zimmer niedergelegt und ihren Lakaien angewiesen, mir zu sagen, sie habe ein wenig Ruhe nötig und bäte mich, sie diese Nacht allein zu lassen. Lescaut ging von mir, nachdem er mir einige Pistolen angeboten hatte, die ich annahm. Es war fast vier Uhr, als ich zu Bett ging. Ich dachte noch lange über die Mittel zur Wiederherstellung meines Vermögens nach und schlief so spät ein, daß ich erst gegen elf oder zwölf Uhr aufwachte. Ich stand schnell auf, um nachzusehen, wie es Manon ginge; man sagte mir, sie sei vor einer Stunde mit ihrem Bruder ausgegangen, der sie in einem Mietwagen abgeholt habe.

Obgleich ein solcher Ausflug mit Lescaut mir geheimnisvoll vorkam, so tat ich mir Gewalt an, um meinen Verdacht zum Schweigen zu bringen. Ich ließ ein paar Stunden vergehen, die ich lesend hinbrachte. Schließlich konnte ich meine Unruhe nicht mehr bemeistern und ging mit großen Schritten in meiner Wohnung auf und ab. Ich bemerkte in Manons Zimmer einen gesiegelten Brief, der auf dem Tische lag. Die Adresse war an mich und die Schrift von ihrer Hand. Ich öffnete ihn mit einem tödlichen Schauder. Er hatte folgenden Wortlaut: „Ich schwöre Dir, mein lieber Chevalier, daß Du das Idol meines Herzens bist, und daß es niemand als Dich auf der Welt gibt, den ich so lieben kann, wie ich Dich liebe. Aber siehst Du nicht, mein armes, liebes Herz, daß in der Situation, zu der wir herabgesunken sind, die Treue eine dumme Tugend ist? Glaubst Du, daß man recht zärtlich sein kann,

wenn man kein Brot hat? Der Hunger könnte mich zu einem fatalen Mißverständnis bringen. Durch ihn könnte ich eines Tages meinen letzten Seufzer tun und glauben, es sei ein Liebesseufzer. Ich bete Dich an, sei dessen sicher, aber überlaß mir für einige Zeit die Ordnung unserer Vermögensverhältnisse. Wer jetzt in meine Netze fallen wird, mag sich hüten! Ich arbeite daran, meinen Chevalier reich und glücklich zu machen. Mein Bruder wird Dir Nachrichten von Deiner Manon bringen und Dir sagen, daß sie über die Notwendigkeit, Dich zu verlassen, Tränen vergossen hat!"

Nach der Lektüre dieses Briefes blieb ich in einem Zustand, der sich schwer beschreiben läßt, denn ich weiß noch heute nicht, was für ein Gefühl es eigentlich war, das mich bewegte. Es war eine jener einzigen Situationen, denen nichts, was man durchgemacht hat, ähnlich ist. Man kann sie anderen nicht erklären, weil sie keine Vorstellung davon haben, und man hat Mühe, sie sich selbst klar zu machen, weil sie einzig in ihrer Art sind und sich mit nichts von dem, was man in der Erinnerung hat, verbinden. Man kann sie nicht einmal an irgendein bekanntes Gefühl anknüpfen. Indessen, von welcher Art auch meine Gefühle waren, sicher ist, daß Schmerz, Verachtung, Eifersucht und Scham teil daran gehabt haben müssen. Es wäre ein Glück gewesen, wenn keine Liebe mehr dabei gewesen wäre! Sie liebt mich, ich will es glauben, aber müßte sie nicht, rief ich aus, ein Monstrum sein, wenn sie mich haßte? Hatte jemals ein Mann Rechte auf das Herz einer Frau, die ich nicht

auf das ihrige habe? Was bleibt mir noch für sie zu tun übrig nach alledem, was ich ihr geopfert habe? Dennoch gibt sie mich auf, und die Undankbare glaubt sich vor meinen Vorwürfen geschützt, wenn sie mir sagt, daß sie nicht aufhört, mich zu lieben. Sie fürchtet den Hunger. Großer Gott, was für eine Plumpheit der Gefühle! Wie schlecht entspricht das meinem Zartgefühl! Ich habe ihn nicht gefürchtet, der ich mich ihm für sie so gern aussetzte, als ich auf mein Vermögen verzichtete und auf die Annehmlichkeiten meines Vaterhauses! Ich, der ich mich auf das Allernotwendigste beschränkt habe, um ihren kleinen Launen und Gelüsten willfährig zu sein! Sie betet mich an, sagt sie. Wenn du mich anbetetest, Undankbare, so weiß ich wohl, von wem du Rat angenommen haben würdest. Du hättest mich wenigstens nicht verlassen, ohne mir Lebewohl zu sagen. Mich muß man fragen, wenn man wissen will, welche grausame Qual man bei der Trennung von dem, was man anbetet, empfindet. Man müßte den Verstand verloren haben, um sich freiwillig dem auszusetzen.

Meine Klagen wurden durch einen Besuch unterbrochen, auf den ich nicht gefaßt war. Es war Lescaut. „Du Henker," sagte ich zu ihm und zog den Degen, „wo ist Manon, was hast du mit ihr gemacht?" Diese Bewegung erschreckte ihn, er antwortete mir, wenn ich ihn auf diese Weise empfinge, wo er doch käme, um mir Bericht zu erstatten über die größte Gefälligkeit, die er mir hätte erweisen können, so wolle er sich

entfernen und niemals wieder den Fuß über meine Schwelle setzen. Ich lief zur Tür des Zimmers und schloß sie sorgfältig. „Bilde dir nicht ein," sagte ich zu ihm und wandte mich ihm zu, „daß du mich noch einmal hinters Licht führen und mir Geschichten

erzählen kannst. Ficht um dein Leben oder verschaff' mir Manon wieder!"

„Nun, nun, wie hitzig Sie sind," erwiderte er, „das ist der einzige Zweck, der mich herführt. Ich komme, um Ihnen ein Glück zu verkünden, an das Sie nicht denken und woran Sie vielleicht erkennen werden, daß Sie mir ein wenig zu Dank verpflichtet sind."

Ich bestand auf sofortiger Aufklärung. Er erzählte mir, daß Manon, die die Furcht vor dem Elend und

besonders den Gedanken, plötzlich zu einer Änderung unserer Lebensführung gezwungen zu sein, nicht ertragen konnte, ihn gebeten habe, ihr die Bekanntschaft von Herrn de G. M. zu verschaffen, der als freigebiger Mann galt. Er dachte nicht daran, mir zu verschweigen, daß der Rat von ihm gekommen war, und daß er ihr die Wege bereitet hatte, bevor er sie dorthin führte. „Ich habe sie heute morgen zu ihm geführt," fuhr er fort, „und dieser brave Mann ist von ihren Reizen so entzückt gewesen, daß er sie zunächst eingeladen hat, ihm in seinem Landhause Gesellschaft zu leisten, wo er einige Tage zubringen wird. Ich habe," setzte Lescaut hinzu, „sofort durchschaut, von welchem Vorteil das für Sie sein könnte, habe ihm auf geschickte Art zu verstehen gegeben, daß Manon bedeutende Verluste erlitten habe, und seine Freigebigkeit dermaßen angespornt, daß er ihr für den Anfang ein Geschenk von zweihundert Pistolen gemacht hat. Ich habe ihm gesagt, daß das für den Augenblick ganz hübsch wäre, aber daß die Zukunft meiner Schwester große Ausgaben bringen würde, daß sie übrigens die Sorge für einen jungen Bruder auf sich genommen habe, der nach dem Tode unserer Eltern uns auf dem Halse geblieben sei, und wenn er sie seiner Achtung für würdig hielte, so solle er sie nicht in diesem armen Kinde leiden lassen, das sie als die Hälfte ihres eigenen Ichs betrachte. Diese Erzählung hat nicht verfehlt, ihn zu rühren. Er hat sich verpflichtet, für Sie und für Manon ein bequemes Haus zu mieten; denn dieser arme,

kleine, verwaiste Bruder ist niemand anders als Sie. Er hat versprochen, es schnell mit Möbeln auszustatten und Ihnen alle Monat vierhundert gute Livres zu zahlen, die nach meiner Rechnung viertausendachthundert pro anno machen. Er hat seinem Haushofmeister vor seiner Abreise aufs Land die Anweisung gegeben, ein Haus zu suchen und es für seine Rückkehr bereitzuhalten. Dann werden Sie Manon wiedersehen, die Ihnen tausend Küsse schickt und mich beauftragt hat, Ihnen zu versichern, daß sie Sie mehr als jemals liebt."

Ich setzte mich und sann über diese bizarre Fügung meines Schicksals nach. Ich befand mich in einem Zwiespalt der Gefühle und einer so schwer zu überwindenden Ungewißheit, daß ich lange stumm blieb und auf keine der zahllosen Fragen antwortete, die mir Lescaut eine nach der anderen stellte. In diesem Augenblick ließen mich Ehre und Tugend noch die Schmerzen der Gewissensbisse fühlen, und seufzend blickte ich nach Amiens zurück, nach dem Hause meines Vaters, nach Saint-Sulpice und all den Orten, wo ich in Unschuld gelebt hatte. Welch ungeheure Entfernung trennte mich jetzt von diesem glücklichen Zustande! Ich sah ihn nur noch von fern wie einen Schatten, der wohl noch meine Reue und meine Sehnsucht auf sich zog, aber schon zu schwach war, mich zu Anstrengungen anzuspornen.

Durch was für ein Verhängnis, dachte ich, habe ich mich so strafbar gemacht? Die Liebe ist eine unschuldige Leidenschaft, wie kommt es, daß sie sich für mich

in eine Quelle des Elends und der Ungesetzlichkeiten verwandelt hat? Wer hinderte mich, mit Manon ruhig und tugendhaft zu leben? Warum habe ich sie nicht geheiratet, bevor mir ihre Liebe etwas zugestand? Hätte mein Vater, der mich so zärtlich liebte, nicht darein gewilligt, wenn ich ihn darum bestürmt hätte, unterstützt von der Gesetzmäßigkeit unserer Ehe? Ach, mein Vater hätte sie selbst wertgehalten als eine reizende, der Ehe mit seinem Sohne völlig würdige Tochter! Ich wäre glücklich in der Liebe Manons, in der Zuneigung meines Vaters, in der Achtung der ehrlichen Leute, im Genusse der Glücksgüter und in der Seelenruhe der Tugend. Welch heillose Umkehrung! Was für eine infame Rolle mutet man mir zu! Was! Ich soll teilen ..., aber darf ich schwanken, wenn es Manon ist, die es so bestimmt hat, und wenn ich sie ohne diese Nachgiebigkeit verliere?

„Herr Lescaut," rief ich und schloß die Augen, wie um schmerzliche Gedanken zu verscheuchen, „wenn Sie die Absicht gehabt haben, mir einen Dienst zu leisten, so danke ich Ihnen! Sie hätten einen ehrenhafteren Weg wählen können, da es aber nun einmal eine vollendete Tatsache ist, so wollen wir nur daran denken, Ihre Vorkehrungen zu nutzen und Ihr Versprechen zu erfüllen."

Lescaut, den mein Zorn und mein langes Schweigen in Verlegenheit gesetzt hatte, war entzückt, als ich einen ganz anderen Entschluß faßte als den, den er zweifellos befürchtet hatte; er war nichts weniger als beherzt, wovon ich in der Folge die klarsten Beweise erhielt.

„Ja, ja," sputete er sich, mir zu antworten, „es ist ein sehr guter Dienst, den ich Ihnen geleistet habe, und Sie werden sehen, daß wir mehr Vorteil daraus ziehen werden, als Sie erwarten."

Wir verabredeten, auf welche Weise wir das Mißtrauen einschläfern könnten, das Herr de G. M. betreffs unserer Geschwisterschaft fassen konnte, wenn er sah, daß ich größer und vielleicht ein wenig älter war, als er es sich gedacht hatte. Wir fanden kein anderes Mittel, als daß ich vor ihm ein simples und provinzielles Wesen annehmen und ihn glauben machen sollte, ich hätte die Absicht, in den geistlichen Stand zu treten, und ginge deswegen jeden Tag ins Kollegium. Ferner beschlossen wir, ich solle das erstemal, wenn ich zur Ehre zugelassen würde, ihn zu begrüßen, mich sehr schlecht anziehen.

Drei oder vier Tage später kehrte er in die Stadt zurück und führte Manon selbst in das Haus, für dessen Herrichtung sein Haushofmeister Sorge getragen hatte. Sie ließ sogleich Lescaut von ihrer Rückkehr benachrichtigen, dieser teilte es mir mit, und wir begaben uns alle beide zu ihr. Der alte Liebhaber hatte das Haus schon wieder verlassen.

Trotz der Selbstüberwindung, mit der ich mich ihrem Willen unterworfen hatte, konnte ich ein leises Widerstreben meines Herzens nicht unterdrücken, als ich sie wiedersah. Ich erschien ihr traurig und gedrückt. Die Freude, sie wiederzufinden, besiegte den Kummer über ihre Treulosigkeit nicht gänzlich. Sie im Gegenteil schien außer sich vor Freude, mich zu sehen. Sie machte

mir Vorwürfe, daß ich so kalt sei. Ich konnte mich nicht enthalten, zu seufzen, und die Worte „Falsche und Treulose“ entschlüpften mir dabei. Zuerst neckte sie mich wegen meiner Einfalt, als sie aber sah, daß ich meine Blicke mit unentwegter Trauer auf sie richtete, und bemerkte, welche Mühe es mir machte, mich mit einer Veränderung abzufinden, die meiner Gemütsart und meinen Wünschen so sehr widersprach, da ging sie allein in ihr Kabinett. Ich folgte ihr einen Augenblick später und fand sie ganz in Tränen. Ich fragte sie, weshalb sie weine. „Es ist für dich nicht schwer, es zu sehen,“ sagte sie zu mir. „Wie willst du, daß ich lebe, wenn mein Anblick keine andere Wirkung mehr tut, als daß du eine düstere und bekümmerte Miene aufsetzt? Nicht eine Zärtlichkeit hast du für mich in der Stunde gehabt, die du hier bist, und hast die meinigen entgegengenommen mit der Erhabenheit des Großtürken im Serail.“

„Höre mich an, Manon,“ antwortete ich und umarmte sie, „ich kann dir nicht verhehlen, daß mein Herz zum Tode betrübt ist. Ich spreche jetzt nicht von der Angst, in die mich deine unvorhergesehene Flucht gestürzt hat, noch von deiner Grausamkeit, mich ohne Wort des Trostes zu verlassen, nachdem du die Nacht in einem anderen Bette als dem meinen zugebracht hattest. Der Zauber deiner Gegenwart würde mich noch mehr vergessen lassen. Aber glaubst du, daß ich ohne Seufzer und ohne Tränen,“ fuhr ich fort und vergoß deren einige, „an das traurige und unglückliche Leben denken

kann, das ich in diesem Hause führen soll? Lassen wir meine Abkunft und meine Ehre beiseite! Solche Gründe sind zu schwach, um noch einer Liebe wie der meinigen den Rang streitig machen zu können! Aber diese Liebe selbst — kannst du dir nicht denken, daß sie darunter stöhnt, sich von einer undankbaren und harten Geliebten so übel belohnt oder vielmehr so grausam mißhandelt zu sehen?"

Sie unterbrach mich: „Halt, lieber Chevalier, es ist unnütz, mich mit Vorwürfen zu quälen, die mir das Herz zerreißen, weil sie von dir kommen. Ich sehe, was dich verletzt. Ich hatte gehofft, du würdest in den Plan willigen, den ich entworfen hatte, um unser Vermögen ein wenig wiederherzustellen. Aus Schonung für dein Zartgefühl habe ich begonnen, ihn ohne deine Beteiligung auszuführen. Aber ich verzichte auf ihn, da du ihn nicht billigst." Sie fügte hinzu, daß sie nichts verlange als ein wenig Nachsicht für den Rest des Tages. Sie habe schon zweihundert Pistolen von ihrem alten Liebhaber bekommen. Er habe versprochen, ihr am Abend ein schönes Perlenkollier zu bringen, außer anderen Schmucksachen, und überdies die Hälfte der jährlichen Pension, die er ihr ausgesetzt habe.

„Laß mir nur die Zeit, seine Geschenke zu nehmen. Ich schwöre dir, daß er sich nicht der Rechte wird rühmen können, die ich ihm über mich eingeräumt habe; ich habe ihn bis jetzt auf die Stadt vertröstet. Zwar hat er mir mehr als millionenmal die Hände

geküßt, es ist nur recht und billig, daß er dieses Vergnügen bezahlt, und fünf- bis sechstausend Franken werden nicht zu viel sein, wenn man seinen Reichtum und sein Alter bedenkt."

Ihr Entschluß war mir viel angenehmer als die Hoffnung auf 5000 Livres. Ich erkannte bei dieser Gelegenheit, daß mein Herz noch nicht jedes Ehrgefühl verloren hatte, da es so zufrieden war, der Ehrlosigkeit zu entgehen. Aber ich war für die kurzen Freuden und die langen Schmerzen geboren. Das Schicksal rettete mich nur aus dem einen Abgrund, um mich in den andern zu stürzen. Ich zeigte Manon durch tausend Zärtlichkeiten, wie glücklich ich mich ob ihrer Sinnesänderung schätzte, und sagte ihr, man müsse Herrn Lescaut davon benachrichtigen, damit wir unsere Maßregeln in Übereinstimmung träfen. Er murrte zuerst darüber, aber die vier- bis fünftausend Livres bares Geld ließen ihn schließlich freudig auf unsere Absichten eingehen. Es wurde also ausgemacht, daß wir uns alle zum Souper bei Herrn de G. M. einfinden sollten, und zwar aus zwei Gründen: Einmal, um uns das Vergnügen einer drolligen Szene zu verschaffen, in der ich den Scholaren und Bruder Manons spielen sollte; zweitens, um diesen alten Wüstling zu verhindern, sich kraft des Rechtes, das er sich durch seine freigebige Vorausbezahlung erworben zu haben glaubte, mit seiner Mätresse zu viel Freiheiten zu erlauben. Lescaut und ich, wir sollten uns zurückziehen, wenn er in das Zimmer ginge, in dem er die Nacht zu verbringen hoffte, und Manon

versprach uns, anstatt ihm dorthin zu folgen, das Haus zu verlassen und sie mit mir zu verbringen. Lescaut übernahm es, dafür zu sorgen, daß ein Wagen pünktlich vor der Tür halte.

Die Stunde des Soupers war gekommen, und Herr de G. M. ließ nicht lange auf sich warten. Lescaut war mit seiner Schwester in dem Speisesaale. Als erste Artigkeit bot der Greis seiner Schönen ein Kollier, Armbänder und Perlengehänge, die mindestens tausend Taler wert waren. Alsdann zahlte er ihr in schönen Louisdors die Summe von zweitausendvierhundert Livres aus, die die Hälfte ihrer Jahresgelder waren. Er würzte sein Geschenk mit tausend Ziereréien im alten höfischen Geschmack. Manon konnte ihm ein paar Küsse nicht verweigern; mit jedem Kusse erwarb sie ein neues Recht auf das Geld, das er in ihre Hände legte. Ich stand an der Tür, wo ich horchte und darauf wartete, daß Lescaut mich aufforderte, hineinzukommen.

Er kam und nahm mich bei der Hand, als Manon das Geld und die Schmucksachen verwahrt hatte. Er führte mich zu Herrn de G. M. und forderte mich auf, ihm meine Reverenz zu machen. Ich machte zwei oder drei ganz tiefe Verbeugungen.

„Entschuldigen Sie, mein Herr," sagte Lescaut zu ihm, „dieses Kind ist noch ein ganzer Neuling. Wie Sie sehen, hat er von Pariser Lebensart noch keine Ahnung. Aber wir hoffen, daß ihm ein wenig Übung Schliff verleihen wird. Du wirst die Ehre haben, den Herrn häufig hier zu sehen," fuhr er, zu mir gewandt,

fort. „Nimm den Vorteil wahr, ein solches Beispiel vor Augen zu haben!“

Dem alten Liebhaber schien es Freude zu machen, mich zu sehen. Er tätschelte mir zwei-, dreimal die Wange und sagte, ich wäre ein hübscher Junge, aber ich sollte in Paris, wo die jungen Leute so leicht in Ausschweifungen verfielen, auf meiner Hut sein. Lescaut versicherte ihm, ich sei von Natur so tugendhaft, daß ich von nichts anderem als vom Priesterwerden spräche, und daß es mein ganzes Vergnügen wäre, kleine Kapellen zu machen.

„Ich finde, er sieht Manon ähnlich,“ sagte der Greis wieder und hob mir mit der Hand das Kinn in die Höhe. Ich antwortete mit einem einfältigen Gesicht: „Wir sind ja auch beinahe ein Fleisch, und ich liebe meine Schwester Manon wie mein anderes Selbst.“ — „Hören Sie es,“ sagte er zu Lescaut, „das Kind hat Geist, schade, daß es nicht ein wenig mehr Welt hat.“ — „Oh, mein Herr,“ sagte ich wieder, „ich habe viel Welt bei uns in den Kirchen gesehen, und ich glaube, daß es in Paris Weltleute gibt, die dümmer sind als ich.“ — „Sieh einer an,“ sagte der Alte, „das ist ja ganz erstaunlich für ein Kind aus der Provinz!“

Unsere ganze Unterhaltung während des Soupers war ungefähr von dieser Art. Manon, mutwillig wie sie war, hätte mehrmals durch ihr Gelächter beinahe alles verdorben. Während des Soupers fand ich Gelegenheit, ihm seine eigene Geschichte und das Mißgeschick zu erzählen, das ihn bedrohte. Lescaut und

Manon zitterten während meiner Erzählung, besonders während ich sein Porträt nach der Natur entwarf. Aber die Eitelkeit hinderte ihn, sich darin zu erkennen, und ich führte es so geschickt zu Ende, daß er der erste dabei war, es sehr lächerlich zu finden. Sie werden noch sehen, daß ich nicht ohne Grund diese lächerliche Szene so ausführlich schildere. Endlich war die Stunde des Schlafengehens gekommen, und er sprach von Liebe und Ungeduld. Lescaut und ich, wir zogen uns zurück. Man führte ihn in sein Zimmer, und Manon, die sich unter irgendeinem Vorwande entfernt hatte, traf uns an der Tür. Der Wagen, der uns zwei, drei Häuser weiter unten erwartete, fuhr heran und nahm uns auf. Im Augenblick hatten wir das Stadtviertel hinter uns.

Obgleich diese Handlung in meinen eignen Augen ein wahrer Schurkenstreich war, so war es doch nicht der ungesetzlichste, den ich mir vorwerfen zu müssen glaubte. Ich hatte größere Gewissensbedenken wegen des Geldes, das ich im Spiel erworben hatte. Indessen kam uns das eine so wenig zugute wie das andere, und der Himmel ließ es zu, daß das leichtere dieser beiden Vergehen am strengsten bestraft wurde.

Es dauerte nicht lange, so bemerkte Herr de G. M., daß er genarrt worden war. Ich weiß nicht, ob er noch am gleichen Abend Schritte tat, um uns zu entdecken; aber er besaß Einfluß genug, um sich nicht lange vergeblich zu bemühen, und wir Unbesonnenheit genug, um auf die Größe von Paris und die Entfernung zwischen unserem Stadtviertel und dem seinen allzu sicher

zu rechnen. Er machte nicht nur unsere Wohnung und den gegenwärtigen Stand unserer Verhältnisse ausfindig, sondern auch, wer ich war, und was für ein Leben ich in Paris geführt hatte, er erfuhr die frühere Liaison Manons mit B... und den Streich, den sie ihm gespielt hatte: mit einem Worte, alle dunklen Seiten unserer Geschichte. Daraufhin beschloß er, uns festnehmen und weniger als Verbrecher behandeln zu lassen denn als abgefeimte Liederjahne.

Wir waren noch im Bett, als ein Polizei-Offizier mit einem halben Dutzend Gendarmen in unser Zimmer trat. Sie beschlagnahmten zuerst unser Geld oder vielmehr das von Herrn de G. M., befahlen uns barsch, aufzustehen, und führten uns vors Haus, wo wir zwei Wagen vorfanden. In dem einen wurde die arme Manon, ohne ein Wort der Erklärung, fortgeschafft, und im andern wurde ich nach Saint-Lazare geschleppt. Man muß solche plötzlichen Schicksalswendungen durchgemacht haben, um die Verzweiflung beurteilen zu können, die sie hervorzurufen vermögen. Unsere Wächter waren so hartherzig, daß sie mir nicht erlaubten, Manon einen Kuß zu geben oder ihr ein Wort zu sagen. Ich wußte lange nicht, was aus ihr geworden war. Ohne Zweifel war es ein Glück für mich, daß ich es nicht gleich erfuhr; denn eine so schreckliche Katastrophe hätte mir den Verstand und vielleicht das Leben gekostet.

Meine unglückliche Geliebte wurde also vor meinen Augen entführt und in einen Schlupfwinkel gebracht, den zu nennen mich schaudert. Welch Schicksal für ein

so reizendes Geschöpf, das den ersten Thron der Welt innegehabt hätte, wenn alle Menschen meine Augen und mein Herz gehabt hätten! Man behandelte sie dort nicht unmenschlich, aber sie war in ein enges Gefängnis gezwängt, allein und dazu verdammt, jeden Tag ein gewisses Arbeitspensum zu erledigen; nur unter dieser Bedingung erhielt sie ein wenig anwidernde Nahrung. Diese Einzelheiten erfuhr ich erst lange später, als ich selbst mehrere Monate hindurch eine rauhe und eintönige Buße erlitten hatte.

Meine Wächter hatten mir nichts von dem Orte gesagt, wohin sie Befehl hatten mich zu bringen, und so erfuhr ich meinen Bestimmungsort erst an dem Tore von Saint-Lazare. Ich hätte in diesem Augenblick den Tod der Lage vorgezogen, der ich verfallen zu sein glaubte. Ich hatte schreckliche Vorstellungen von diesem Hause. Mein Entsetzen steigerte sich, als beim Eintreten die Wächter meine Taschen ein zweites Mal untersuchten, um sich zu versichern, daß mir weder Waffen noch andere Verteidigungsmittel blieben. Der Prior erschien im Augenblick. Er war von meiner Ankunft benachrichtigt. Er begrüßte mich mit großer Milde. „Mein Vater," sagte ich zu ihm, „keine unwürdigen Zumutungen. Ich werde tausendmal eher sterben, als eine einzige dulden." — „Nein, nein, mein Herr," antwortete er mir, „führen Sie sich gut, und wir werden miteinander zufrieden sein." Er bat mich, in ein hochgelegenes Zimmer hinaufzugehen. Ich folgte ihm ohne Widerstand. Die Gendarmen begleiteten uns bis zur Tür,

und als der Prior mit mir ins Zimmer getreten war, zogen sie sich auf ein Zeichen von ihm zurück. „Ich bin also Ihr Gefangener," sagte ich zu ihm. „Nun, mein Vater, was haben Sie mit mir vor?" Er sagte mir, er sei entzückt, daß ich einen so vernünftigen

Ton anschlüge. Es wäre seine Pflicht, daran zu arbeiten, daß ich Neigung zu Tugend und Religion bekäme, und es wäre die meine, von seinen Ermahnungen und Ratschlägen Gebrauch zu machen. Wenn ich auf die Bemühungen, die er mir widmen würde, nur eingehen wolle, so würde mir die Einsamkeit nur Freude machen. „Ach, Freude," sagte ich, „Sie kennen nicht, mein

Vater, das einzige, was imstande ist, mir Freude zu machen." — „Ich kenne es," versetzte er, „aber ich hoffe, daß Ihre Neigungen sich ändern werden." Seine Antwort zeigte mir, daß er von meinen Abenteuern und vielleicht von meinem Namen unterrichtet war. Ich bat ihn, mich darüber aufzuklären. Er sagte mir ohne weiteres, daß man ihn von allem unterrichtet hätte.

Diese Erkenntnis war die härteste aller meiner Strafen. Die Tränen kamen mir in ganzen Bächen, mit allen Merkmalen einer schrecklichen Verzweiflung. Ich konnte mich nicht über eine Demütigung trösten, die mich zur Fabel aller meiner Bekannten und zur Schande meiner Familie machen mußte. So brachte ich acht Tage in der tiefsten Niedergeschlagenheit zu, ohne fähig zu sein, auf irgend etwas zu hören und mich mit etwas anderem zu beschäftigen als mit meinem Schimpf. Selbst die Erinnerung an Manon hatte nichts mit meinem Schmerz zu tun, oder wenigstens nur als ein Gefühl, das dieser neuen Qual vorangegangen war; sondern die herrschende leidenschaftliche Empfindung meiner Seele war Scham und Bestürzung.

Es gibt nur wenig Leute, die die Stärke dieser eigentümlichen Regungen des Herzens kennen. Der Durchschnitt der Menschen ist nur für fünf oder sechs Leidenschaften empfänglich, in deren Kreis ihr Leben sich abspielt, und auf die alle ihre Erregungen sich zurückführen lassen. Nehmt ihnen Liebe und Haß, Lust und Schmerz, Hoffnung und Furcht, und sie empfinden gar nichts mehr. Aber Menschen edlerer Wesensart

können auf tausend verschiedene Arten erschüttert werden. Es scheint, daß sie mehr als fünf Sinne haben und Gedanken fassen können und zu Empfindungen fähig sind, die die gewöhnlichen Grenzen der Natur überschreiten. Und da sie ein Bewußtsein dieser Größe haben, die sie über das gemeine Volk erhebt, so wachen sie sehr eifersüchtig darüber. Daher kommt es, daß sie Mißachtung und Hohngelächter so ungeduldig ertragen, und daß die Scham eine ihrer heftigsten Gemütsbewegungen ist.

Diesen traurigen Vorteil hatte ich in Saint-Lazare. Meine Niedergeschlagenheit erschien dem Prior so ungewöhnlich groß, daß er ihre Folgen fürchtete und mich mit großer Milde und Nachsicht behandeln zu müssen glaubte. Er besuchte mich zwei- bis dreimal am Tage. Er holte mich häufig ab, um mit ihm einen Spaziergang im Garten zu machen, und sein Eifer erschöpfte sich in Ermahnungen und heilsamen Anweisungen. Ich nahm sie geduldig auf und zeigte ihm sogar Dankbarkeit. Er schöpfte daraus Hoffnung auf meine Bekehrung. „Sie sind von so sanftem und liebenswürdigem Naturell," sagte er eines Tages zu mir, „daß ich die Unregelmäßigkeiten, deren man Sie anklagt, nicht begreifen kann. Ich wundere mich über zwei Dinge: erstens, wie haben Sie sich mit so guten Eigenschaften einem liederlichen Lebenswandel ergeben können, und dann, worüber ich noch erstaunter bin, wie können Sie meine Ratschläge und Unterweisungen so gern annehmen, nachdem Sie mehrere Jahre in der Gewohnheit des Lasters

gelebt haben? Wenn das Reue ist, so sind Sie ein Musterbeispiel für die Barmherzigkeit des Himmels; wenn es angeborene Güte ist, so hat Ihr Charakter wenigstens einen ausgezeichneten Kern, der mich hoffen läßt, daß wir nicht nötig haben werden, Sie hier lange festzuhalten, um Sie zu einem ehrsamen und geregelten Leben zurückzuführen.“ Ich war entzückt über seine Meinung von mir und beschloß, sie durch mein Betragen noch zu steigern, das ihn völlig befriedigen mußte; denn ich war überzeugt, daß das das sicherste Mittel wäre, meine Gefangenschaft abzukürzen. Ich bat ihn um Bücher. Er ließ mir die Wahl, was für welche ich lesen wollte, und war überrascht, als ich mich für einige ernste Autoren entschied. Ich tat, als ob ich mich dem Studium mit äußerster Hingabe widmete, und gab ihm auf diese Weise bei allen Gelegenheiten Proben einer Sinnesänderung, wie er sie sich wünschte.

Sie war indessen nur äußerlich. Zu meiner Schande muß ich gestehen, ich spielte in Saint-Lazare die Rolle des Heuchlers. Anstatt zu studieren, wenn ich allein war, beschäftigte ich mich nur damit, über mein Schicksal zu seufzen. Ich verfluchte mein Gefängnis und die Tyrannei, die mich darin hielt. Sobald die Bestürzung, in die mich die erste Verwirrung versetzt hatte, auch nur ein wenig nachließ, fiel ich wieder zurück in die Qualen der Liebe. Die Trennung von Manon, die Ungewißheit über ihr Schicksal, die Furcht, sie niemals wiederzusehen, waren die einzigen Gegenstände meiner traurigen Betrachtungen. Ich dachte sie mir in den

Armen von G. M., denn das war der Gedanke, den ich zuerst gehabt hatte, und weit davon entfernt, zu glauben, daß er sie dieselbe Behandlung erdulden ließ wie mich, war ich überzeugt, daß er mich nur aus dem Wege geräumt hatte, um sie ruhig zu besitzen. Auf diese Weise brachte ich Tage und Nächte zu, deren Länge mir ewig erschien. Ich hatte keine andere Hoffnung als die auf den Erfolg meiner Heuchelei. Sorgfältig gab ich acht auf den Gesichtsausdruck und die Reden des Priors, um darüber im klaren zu sein, was er von mir dachte. Ich machte ein Studium daraus, ihm, als dem Schiedsrichter meines Schicksals, zu gefallen. Es war mir leicht, zu bemerken, daß ich völlig in seiner Gunst stand. Ich zweifelte nicht mehr, daß er geneigt sei, mir zu Diensten zu sein. Eines Tages war ich so kühn, ihn zu fragen, ob er es wäre, von dem meine Freilassung abhänge. Er sagte mir, daß es nicht völlig von ihm abhänge, aber er hoffe, auf sein Zeugnis hin werde Herr de G. M., auf dessen Antrag der Herr Polizeidirektor mich hatte einsperren lassen, mit meiner Haftentlassung einverstanden sein. „Darf ich mir schmeicheln," sagte ich mit Vorsicht, „daß die zwei Monat Gefängnis, die ich schon abgemacht habe, ihm als genügende Sühne erscheinen werden?" Er versprach mir, ihm davon zu sprechen, wenn ich es wünsche. Ich bat ihn inständig, mir diesen guten Dienst zu erweisen. Zwei Tage später teilte er mir mit, daß G. M. von allem Guten, das er über mich gehört habe, so gerührt gewesen sei, daß er nicht nur die Absicht zu haben

scheine, mich in Freiheit zu setzen, sondern daß er sogar große Lust bezeigt habe, mich näher kennen zu lernen, und beabsichtige, mir in meinem Gefängnis einen Besuch abzustatten. Obgleich seine Gegenwart mir nicht angenehm sein konnte, betrachtete ich sie doch als Anbahnung meiner Befreiung.

Tatsächlich kam er nach Saint-Lazare. Ich fand sein Aussehen ernster und nicht so dumm wie in Manons Hause. Er hielt mir einige verständige Reden über mein schlechtes Benehmen und fügte, offenbar um seine eigenen Ausschweifungen zu rechtfertigen, hinzu, daß es der menschlichen Schwäche erlaubt wäre, sich gewisse Freuden zu verschaffen, die die Natur fordere, aber daß Spitzbüberei und schändliche List Strafe verdienten. Ich hörte ihn mit unterwürfiger Miene, die ihm zu gefallen schien, an. Ich nahm ihm sogar nicht übel, als er einige Spöttereien zum besten gab über meine Bruderschaft mit Lescaut und Manon und über die kleinen Kapellchen, von denen ich vermutlich eine große Anzahl in Saint-Lazare gefertigt habe, da ich an dieser frommen Beschäftigung so viel Vergnügen finde. Aber zum Unglück für ihn und für mich entschlüpfte ihm die Bemerkung, daß Manon ohne Zweifel auch sehr hübsche im Hospital gemacht haben werde. Trotz des Zitterns, das das Wort „Hospital" bei mir hervorrief, hatte ich noch die Kraft, ihn höflich zu bitten, sich näher zu erklären. „Nun ja," sagte er, „seit zwei Monaten lernt sie im Allgemeinen Hospital, sich sittsam zu betragen, und ich wünsche, daß sie daraus

ebensolchen Nutzen gezogen habe wie Sie in Saint-Lazare."

Wenn ich ewiges Gefängnis oder selbst den Tod vor Augen gehabt hätte, wäre ich bei dieser furchtbaren Nachricht nicht Herr meiner Erregung gewesen. Ich warf mich mit einer so rasenden Wut auf ihn, daß ich die Hälfte meiner Kräfte darüber verlor. Doch hatte ich noch genug davon, um ihn zu Boden zu werfen und ihn an der Kehle zu fassen. Ich würgte ihn, als das Geräusch seines Sturzes und einige gellende Schreie, die ich ihm kaum die Freiheit ließ, auszustoßen, den Prior und mehrere Mönche in mein Zimmer hereinführten. Man befreite ihn aus meinen Händen. Ich selbst hatte beinahe Kraft und Atem verloren. „Oh, mein Gott," rief ich, und hörte nicht auf zu seufzen, „Gerechtigkeit des Himmels, muß ich eine solche Infamie auch nur einen Augenblick überleben!" Von neuem wollte ich mich auf den Unmenschen stürzen, der mich mit seiner Nachricht ins Mark getroffen hatte. Man hielt mich fest. Meine Verzweiflung, mein Schreien und meine Tränen waren über alle Vorstellung. Ich tat so erstaunliche Dinge, daß alle Augenzeugen, die die Ursache nicht kannten, einander mit Schrecken und Verwunderung ansahen. Herr de G. M. brachte während der Zeit seine Perücke und seine Krawatte in Ordnung, und in dem Groll, so mißhandelt worden zu sein, befahl er dem Prior, mich strenger als jemals zu halten und mich mit allen Züchtigungsmitteln zu bestrafen, die, wie man weiß, in Saint-Lazare üblich sind. — „Nein,

mein Herr," sagte der Prior zu ihm, „mit einer Person von der Herkunft des Herrn Chevalier verfahren wir nicht auf diese Weise. Er ist im übrigen so fügsam und anständig, daß es mir Mühe macht, zu begreifen, wie er sich zu einem solchen Exzeß hat hinreißen lassen können ohne gewichtige Gründe." Diese Antwort brachte Herrn de G. M. vollends außer Fassung, er entfernte sich mit der Bemerkung, daß er sowohl den Prior wie mich zu beugen wissen werde und alle die, die es wagen würden, sich ihm zu widersetzen.

Der Prior befahl seinen Mönchen, ihn hinauszubegleiten, und blieb allein mit mir. Er beschwor mich, ihm sofort mitzuteilen, welchen Grund diese Störung gehabt habe. „Ach, mein Vater," sagte ich zu ihm, und meine Tränen flossen wie bei einem Kinde, „stellen Sie sich die schrecklichste Grausamkeit vor, denken Sie sich die verabscheuungswürdigste aller Unmenschlichkeiten: das ist die Handlung, die der unwürdige G. M. die Niederträchtigkeit gehabt hat, zu begehen. Ach, er hat mir das Herz durchbohrt, ich werde mich nie mehr davon erholen. Ich will Ihnen alles erzählen," fügte ich schluchzend hinzu, „Sie sind gut, Sie werden Mitleid mit mir haben." Ich gab ihm eine abgekürzte Schilderung meiner langen und unüberwindlichen Leidenschaft für Manon, des blühenden Zustandes unseres Vermögens, bevor wir von unseren eigenen Dienstboten ausgeraubt worden waren, der Anträge, die G. M. meiner Geliebten gemacht hatte, des Handels, den sie abgeschlossen hatten, und der Art, wie wir ihn rückgängig gemacht hatten.

Allerdings stellte ich ihm die Dinge von der für uns günstigsten Seite dar. „Das also," schloß ich, „ist die Quelle, aus der der Eifer des Herrn de G. M. für meine Bekehrung geflossen ist. Er hat die Macht gehabt, mich aus keinem anderen Beweggrund als dem der Rache hier einschließen zu lassen. Ich verzeihe es ihm, aber, mein Vater, das ist nicht alles. Er hat die bessere Hälfte meines Ichs hartherzig entführen lassen. Er hat sie schimpflicherweise ins Hospital bringen lassen, er hat die Schamlosigkeit besessen, es mir heute mit eigenem Munde zu verkünden. Ins Hospital, mein Vater, oh, Himmel, meine reizende Geliebte, meine teure Königin im Hospital, wie die ehrloseste aller Kreaturen! Wo nehme ich die Kraft her, um nicht vor Schmerz und Scham zu sterben?"

Als der gute Pater mich so maßlos betrübt sah, versuchte er mich zu trösten. Er sagte mir, daß er niemals mein Abenteuer von der Seite gekannt hätte, wie ich es erzählte. Zwar hätte er gewußt, daß ich nicht ordentlich lebte, aber er hätte angenommen, daß Herr de G. M., meiner Familie in Achtung und Freundschaft verbunden, sich verpflichtet gefühlt habe, einzugreifen. Jener habe sich nur in diesem Sinne zu ihm darüber geäußert. Was ich ihm aber mitteile, werde meinen Angelegenheiten eine ganz andere Wendung geben, und er zweifle nicht, daß der genaue Bericht, den er dem Herrn Polizeidirektor zu erstatten vorhabe, zu meiner Befreiung beitragen werde. Alsdann fragte er mich, weshalb ich noch nicht daran gedacht habe, meiner Familie

Nachrichten von mir zu geben, da sie ja doch an meiner Gefangensetzung keinen Anteil gehabt habe. Diesem Einwurf begegnete ich mit dem Hinweis auf den Schmerz, den ich meinem Vater zu machen fürchtete, und auf die Beschämung, die es mich selbst kosten würde. Schließlich versprach er mir, stehenden Fußes zum Polizeidirektor zu gehen, wäre es auch nur, um irgend etwas Schlimmem von seiten Herrn de G. M.'s zuvorzukommen, der in äußerst übler Stimmung das Haus verlassen habe und angesehen genug sei, um sich Geltung zu verschaffen.

Ich erwartete die Rückkehr des Paters mit der ganzen Aufregung eines Unglücklichen in den Augenblicken vor der Urteilsverkündigung. Es war für mich eine unaussprechliche Qual, mir Manon im Hospital vorzustellen. Abgesehen von der Schimpflichkeit dieses Aufenthaltes, wußte ich nicht, wie man sie dort behandelte, und die Erinnerung an einige Einzelheiten, die ich von diesem Hause des Grauens gehört hatte, erneuerte jeden Augenblick meine Beängstigungen. Ich war so fest entschlossen, ihr zu helfen, um welchen Preis und mit welchen Mitteln auch immer, daß ich Saint-Lazare in Brand gesteckt hätte, wenn es mir unmöglich gewesen wäre, auf eine andere Weise herauszukommen. Ich überlegte also die Maßregeln, die ich für den Fall zu ergreifen hatte, daß der Polizeidirektor meine Haft mir zum Trotz verlängern sollte. Ich strengte meine ganze Findigkeit an und ging alle Möglichkeiten durch. Ich entdeckte nichts, was meine Entweichung sichern

konnte, und fürchtete, in noch engeren Gewahrsam gebracht zu werden, wenn ich einen Versuch unternahm, der mißglückte. Ich erinnerte mich des Namens einiger Freunde, von denen ich Hilfe erwarten konnte, aber welches Mittel hatte ich, sie mit meiner Lage bekannt zu machen? Schließlich glaubte ich, einen Plan entworfen zu haben, der so geschickt war, daß er Aussicht hatte, zu gelingen, und ich verschob es bis nach der Rückkehr des Paters Prior, ihn noch zu verbessern, wenn die Vergeblichkeit seiner Bemühungen es notwendig machen sollte. Seine Rückkunft ließ nicht auf sich warten. Ich sah auf seinem Gesichte die Zeichen der Freude nicht, die eine gute Nachricht begleiten.

„Ich habe," sagte er mir, „mit dem Herrn Polizeidirektor gesprochen, aber ich habe zu spät mit ihm gesprochen. Herr de G. M. hat ihn sofort von hier aus aufgesucht und ihn so sehr gegen Sie eingenommen, daß er schon im Begriffe war, mir neue Befehle zu schicken, um Sie noch strenger zu halten. Als ich ihm jedoch mitteilte, was es mit Ihrer Angelegenheit eigentlich für eine Bewandtnis hat, schien er wesentlich milder zu werden, lachte ein wenig über die Vergnügungssucht des alten de G. M. und sagte mir, man müßte Sie sechs Monate hier lassen, um ihm seinen Willen zu tun. Um so besser, sagte er, wenn der Aufenthalt Ihnen nicht unnütz sei. Er hat mir empfohlen, Sie anständig zu behandeln, und ich bürge Ihnen dafür, daß Sie sich über mein Benehmen nicht zu beklagen haben werden."

Diese Auseinandersetzung des guten Priors war lang

genug, um mir für eine kluge Überlegung Zeit zu lassen. Ich begriff, daß ich Gefahr liefe, meine Absichten zu vereiteln, wenn ich allzu großen Eifer für meine Befreiung an den Tag legte. So bezeugte ich ihm im Gegenteil, daß es, da ich nun einmal bleiben müsse, für mich ein süßer Trost sei, ein wenig seine Achtung gewonnen zu haben. Alsdann bat ich ihn auf ganz ungezwungene Art, mir eine Gnade zu bewilligen, die für niemand von Wichtigkeit sei, aber viel zu meiner Ruhe beitragen würde: nämlich einen meiner Freunde, einen frommen Geistlichen von Saint-Sulpice, benachrichtigen zu lassen, daß ich in Saint-Lazare sei, und zu erlauben, daß ich manchmal seinen Besuch empfinge. Diese Gunst wurde mir ohne Schwanken bewilligt.

Es war mein Freund Tiberge, von dem die Rede war. Nicht, daß ich von ihm Hilfeleistungen erwartete, die zu meiner Befreiung nötig waren, aber ich wollte ihn von ferne an ihr mitarbeiten lassen, ohne daß er selbst sich dessen bewußt wurde. Mit einem Worte, mein Plan war folgender: Ich wollte an Lescaut schreiben und ihn und unsere gemeinsamen Freunde mit der Aufgabe betrauen, mich zu befreien. Die erste Schwierigkeit war, ihm den Brief zukommen zu lassen, und das sollte die Aufgabe von Tiberge sein. Indessen kannte er ihn als Bruder meiner Geliebten, und ich fürchtete, es würde ihm schwer werden, diese Besorgung zu übernehmen. Mein Plan war also, meinen Brief an Lescaut in einen anderen einzuschließen, den ich an einen ehrlichen Mann meiner Bekanntschaft adressieren mußte

und in welchem ich diesen bat, den ersten prompt an seine Adresse zu befördern; und da ich notwendig Lescaut sehen mußte, um mich mit ihm über unsere Maßregeln ins Einvernehmen zu setzen, so wollte ich ihm mitteilen, er solle nach Saint-Lazare kommen und mich zu sprechen wünschen unter dem Namen meines älteren Bruders, der nach Paris gekommen war, ausdrücklich, um von meinen Angelegenheiten Kenntnis zu nehmen. Auf die Zusammenkunft mit ihm verschob ich die Vereinbarung über die Mittel, die uns am wirksamsten und sichersten erscheinen würden. Der Pater Prior ließ Tiberge von meinem Wunsche, mich mit ihm auszusprechen, unterrichten. Dieser treue Freund hatte mich genügend im Auge behalten, um meine Erlebnisse zu kennen. Er wußte, daß ich in Saint-Lazare war, und vielleicht war er über dieses Mißgeschick nicht einmal böse und glaubte, daß es mich zur Pflicht zurückführen könne. Er eilte sogleich auf mein Zimmer.

Unsere Unterhaltung war erfüllt von freundschaftlicher Gesinnung. Er wollte wissen, was ich dächte. Ich öffnete ihm mein Herz ohne Vorbehalt, nur von dem Fluchtplane sagte ich nichts. „Nicht vor deinen Augen, mein lieber Freund," sagte ich zu ihm, „will ich erscheinen als ein anderer, denn der ich bin. Wenn du geglaubt hast, hier einen sittsamen Freund zu finden, der seine Begierden in der Gewalt hat, einen durch die Strafen des Himmels erweckten Wüstling, mit einem Worte, ein Herz, das der Liebe abgesagt und sich von den Reizen seiner Manon abgewandt hat, so hast du mich zu günstig

beurteilt. Du siehst mich so wieder, wie du mich vor vier Monaten verlassen hast, immer zärtlich und immer unglücklich infolge jener verhängnisvollen Verliebtheit, in welcher ich nicht müde werde, mein Glück zu suchen."

Er antwortete mir, daß mein Geständnis mich unentschuldbar mache. Es gäbe wohl Sünder, welche sich am falschen Glücke des Lasters so berauschten, daß sie es dem der Tugend offen vorzögen. Aber diese hefteten sich wenigstens an Phantome des Glücks und wären die Opfer eines täuschenden Scheins. Aber erkennen, wie ich ja täte, daß der Gegenstand meiner Hingabe nur dazu angetan sei, mich schuldig und unglücklich zu machen, und mich doch immer wieder freiwillig in den Abgrund des Unglücks und des Verbrechens zu stürzen, das sei ein Widerspruch zwischen Denken und Tun, der meinem Verstande keine Ehre mache.

„Tiberge," entgegnete ich, „du hättest leicht siegen, wenn man dem, womit du streitest, nichts entgegenzusetzen hätte. Laß mich nun aber meine Vernunft gebrauchen. Kannst du behaupten, daß das, was du das Glück der Tugend nennst, von Schmerzen, Fehlschlägen und Sorgen ausgenommen ist? Ist es nicht auch von Gefängnis, Kreuzigung, Todesstrafe und Martern, die Tyrannen verhängten, betroffen worden? Wirst du sagen, wie es die Mystiker tun, das, was den Körper quält, sei ein Glück für die Seele? Du wirst es nicht zu sagen wagen. Es ist ein Paradoxon, das sich nicht

aufrechterhalten läßt. Das Glück, das du so hoch erhebst, ist also mit tausend Qualen versetzt oder, um mich zutreffender auszudrücken, es ist nur ein Gestrüpp von Unglück, durch das hindurch man zur Glückseligkeit strebt. Nun, wenn die Kraft der Phantasie einen sogar in diesen Übeln Vergnügen finden läßt, weil sie zu einem erhofften glücklichen Ende führen können, warum behandelst du dann eine völlig gleiche Tendenz in meinem Betragen als widerspruchsvoll und unsinnig? Ich liebe Manon, ich strebe inmitten von tausend Schmerzen danach, glücklich und ruhig an ihrer Seite zu leben. Der Weg, den ich gehe, ist reich an Unglück, aber die Hoffnung, zu meinem Ziele zu gelangen, wirft immer einen sanften Schein auf ihn, und durch einen bei ihr verlebten Augenblick würde ich mich für all die Kümmernisse noch für zu reich belohnt halten, die ich durchmachen muß, um ihn zu erlangen. Auf deiner und auf meiner Seite scheinen mir also die Dinge gleich zu stehen, oder wenn es einen Unterschied gibt, so ist er noch zu meinem Vorteil, denn das Glück, das ich erhoffe, ist nahe, und das andere ist entfernt. Das meinige ist von derselben Natur wie die Schmerzen, das heißt fühlbar für den Körper, und das andere ist von einer anderen Natur, die durch nichts gesichert ist als durch den Glauben."

Tiberge schien erschreckt von dieser Beweisführung. Er wich zwei Schritte zurück und sagte mir mit dem ernstesten Gesicht, daß das, was ich eben gesagt hätte,

nicht nur den gesunden Menschenverstand verletze, sondern auch ein unglücklicher, gottloser und irreligiöser Sophismus sei: „Denn dieser Vergleich des Ziels deiner Mühe mit demjenigen, das durch die Religion gesetzt ist, ist eine ganz leichtfertige und ungeheuerliche Idee."

„Ich gebe zu," sagte ich wieder, „daß sie nicht richtig ist, aber, gib acht, mein Räsonnement zielt gar nicht auf sie. Ich hatte nur die Absicht, das zu erklären, was du als einen Widerspruch in der Beharrlichkeit einer unglücklichen Liebe ansiehst. Und ich glaube, sehr gut bewiesen zu haben, daß, wenn es einer ist, du ihm ebensowenig entgehen könntest wie ich. Lediglich in dieser Hinsicht habe ich die Dinge als gleich behandelt, und ich halte es noch jetzt aufrecht, daß sie es sind. Willst du antworten, daß das Ziel der Tugend dem der Liebe unendlich überlegen ist? Wer weigert sich, das zuzugeben? Aber steht denn das in Frage? Handelt es sich nicht um die Kraft sowohl der einen wie der anderen, uns Leiden ertragen zu lassen? Urteilen wir nach der Wirkung. Wie viele findet man, die von der strengen Tugend desertiert sind, und wie wenige, die die Liebe im Stich gelassen haben? Willst du wieder antworten, wenn es Leiden gäbe bei der Ausübung des Guten, so seien sie nicht unausbleiblich und notwendig, es gäbe keine Tyrannen und keine Kreuzigungen mehr, und man sähe eine Menge tugendhafter Leute ein angenehmes und ruhiges Leben führen? Ich werde dir darauf sagen, daß es ebenso friedliche und von Glück begünstigte Liebes-

verhältnisse gibt. Ich will aber noch etwas hinzufügen, was noch einen mir außerordentlich günstigen Unterschied ausmacht: Die Liebe, obgleich sie recht häufig täuscht, verspricht wenigstens nichts als Behagen und Freude, während die Religion verlangt, daß man eine freudlose und asketische Lebensweise in Geduld hinnimmt. Reg' dich nicht auf!" setzte ich hinzu, als ich sah, daß er in seinem Eifer nahe daran war, böse zu werden. „Das einzige, was ich hier beweisen will, ist, daß es die schlechteste Methode ist, einem Herzen die Liebe zu verleiden, wenn man ihre Süßigkeit verschreit und ihm in der Ausübung der Tugend mehr Glück in Aussicht stellt. Es ist gewiß, daß, wie wir nun einmal beschaffen sind, unsere Glückseligkeit in der Lust besteht. Ich bestreite, daß man sich etwas anderes darunter vorstellt. Man braucht sein Herz nicht lange zu befragen, um zu fühlen, daß die süßesten aller Freuden die der Liebe sind. Es fühlt sich sehr bald betrogen, wenn man ihm anderswo reizendere verspricht, und diese Täuschung macht es geneigt zum Mißtrauen auch gegen die aufrichtigsten Versprechungen. Ihr Prediger, die ihr mich zur Tugend zurückführen wollt, sagt mir doch, daß sie unumgänglich notwendig ist, aber verhehlt mir nicht, daß sie streng und peinlich ist. Stellt meinetwegen fest, daß die Liebeswonnen vergänglich, daß sie verboten sind, daß sie von ewigen Strafen gefolgt sein werden, und daß, was auf mich vielleicht noch mehr Eindruck machen würde, je süßer und reizender sie sind, desto freigebiger der Himmel in der

Belohnung eines so großen Opfers sein wird. Aber bekennt, daß sie hienieden bei den Herzen, wie wir sie nun einmal haben, unser vollkommenstes Glück sind."

Dieser Schluß meiner Rede gab meinem Freunde Tiberge die gute Stimmung zurück. Er räumte ein, daß in meinen Gedanken etwas Vernünftiges wäre. Die einzige Einwendung, die er noch erhob, war, daß er mich fragte, warum ich denn wenigstens meinen eigenen Prinzipien nicht folge und meine Liebe der Hoffnung auf jene Belohnung zum Opfer bringe, von der ich mir eine so große Vorstellung machte.

„Ach, lieber Freund," antwortete ich ihm, „hier bekenne ich mich zu meinem Elend und zu meiner Schwäche! Gewiß ist es meine Pflicht, zu tun, wie ich denke, aber steht die Tat in meinem Vermögen? Welche Hilfe hätte ich nicht nötig, um Manons Reize zu vergessen?" — „Gott verzeih' mir," sagte Tiberge, „da hätten wir wieder einen unserer Jansenisten!"* — „Ich weiß nicht, was ich bin," antwortete ich, „und ich sehe nicht klar, was man eigentlich sein müßte, aber ich empfinde nur allzu deutlich die Wahrheit dessen, was sie sagen."

Diese Unterhaltung diente wenigstens dazu, das Mitleid meines Freundes neu zu beleben. Er begriff, daß es sich bei meinem unordentlichen Leben mehr um

* Jansenisten, so genannt nach dem holländischen Theologen Jansen, eine christliche Sekte, die besonders in Frankreich Anhänger besaß und in ihrer Lehre von der Prädestination des Menschen zum Bösen dem Calvinismus nahestand.

Schwäche als um Bösartigkeit handle. Deshalb war seine Freundschaft in der Folgezeit geneigter, mir die Hilfe zu leisten, ohne die ich unfehlbar im Elend zugrunde gegangen wäre. Jedoch machte ich ihm nicht die geringste Andeutung meiner Absicht, aus Saint-Lazare zu entweichen. Ich bat ihn nur, die Besorgung meines Briefes zu übernehmen. Ich hatte ihn schon fertiggestellt, bevor er kam, und bei dem Prior die Vorwände nicht gespart, die es einleuchtend machen sollten, daß ich zu schreiben hätte. Tiberge in seiner Treue lieferte ihn pünktlich ab, und Lescaut empfing noch vor Tagesende den für ihn bestimmten.

Er besuchte mich am folgenden Tage und kam unter dem Namen meines Bruders glücklich durch. Meine Freude war außerordentlich, als ich ihn in meinem Zimmer sah. Ich schloß die Tür sorgfältig. „Verlieren wir keinen Augenblick," sagte ich zu ihm. „Erzählen Sie mir zuerst, wie es Manon geht, und geben Sie mir dann einen guten Rat, meine Fesseln zu brechen." Er versicherte mir, daß er seine Schwester seit dem Tage vor meiner Verhaftung nicht gesehen und daß er ihr Schicksal und das meine nur nach zahlreichen Erkundigungen und Bemühungen erfahren habe. Zwei-, dreimal habe er im Hospital vorgesprochen, aber man habe ihm die Erlaubnis verweigert, mit ihr zu reden.

„Elender G. M., das sollst Du mir teuer bezahlen!" rief ich aus. — „Was Ihre Befreiung betrifft," fuhr Lescaut fort, „so ist das Unternehmen nicht so leicht,

wie Sie es sich denken. Zwei Freunde von mir und ich, wir haben gestern den Abend damit zugebracht, das ganze Gebäude von außen zu studieren, und wir waren der Meinung, daß es sehr schwierig wäre, Sie herauszubringen, da Ihre Fenster auf einen von Baulichkeiten umgebenen Hof hinausgehen, wie Sie es uns mitgeteilt hatten. Außerdem sind Sie in der dritten Etage, und wir können weder Stricke noch Leitern hier hereinschaffen. So sehe ich kein Mittel, das man von außen anwenden könnte. Man müßte eine List ausdenken, die vom Innern des Hauses aus wirkt."

„Nein," sagte ich darauf, „ich habe alles geprüft, besonders seitdem meine Einschließung, dank der Nachsicht des Priors, ein bißchen weniger streng ist. Die Tür meines Zimmers wird nicht mehr zugesperrt, und ich habe die Freiheit, mich in den Wandelgängen der Mönche zu ergehen. Aber alle Stiegen sind mit dicken Toren verrammelt, die man Tag und Nacht sorgfältig geschlossen hält, so daß es unmöglich ist, mich lediglich durch List zu retten. Warten Sie," sagte ich wieder, nachdem ich ein wenig über eine Idee nachgedacht hatte, die mir ausgezeichnet schien, „könnten Sie mir eine Pistole bringen?" — „Mit Leichtigkeit," sagte mir Lescaut; „aber wollen Sie jemand töten?" Ich versicherte ihm, ich hätte so wenig die Absicht zu töten, daß die Pistole nicht einmal geladen zu sein brauche. „Bringen Sie sie mir morgen," fügte ich noch hinzu, „und verfehlen Sie nicht, um elf Uhr abends sich gegenüber dem Tore dieses Hauses mit zweien oder dreien

Ihrer Freunde einzufinden. Ich hoffe, daß ich mich Ihnen werde anschließen können."

Vergebens drang er in mich, ihm mehr mitzuteilen. Ich sagte ihm, daß ein Vorhaben, wie ich es plante, nur vernünftig scheinen könnte, nachdem es geglückt war. Ich bat ihn, seinen Besuch abzukürzen, damit es ihm am folgenden Tage leichter würde, mich wiederzusehen. — Er wurde ebenso leicht wie das erstemal hereingelassen. Sein Aussehen war würdevoll, und keiner hätte ihn für etwas anderes als einen Mann von Ehre gehalten.

Als ich mit dem Werkzeug meiner Befreiung versehen war, zweifelte ich beinahe nicht mehr am Erfolge meines Planes. Er war kühn und ungewöhnlich. Aber wozu war ich bei den Beweggründen, die mich beseelten, nicht fähig? Ich hatte, seitdem es mir erlaubt war, mein Zimmer zu verlassen und mich in den Gängen zu ergehen, bemerkt, daß der Pförtner jeden Tag am Abend dem Prior die Schlüssel aller Tore brachte und daß alsdann ein tiefes Schweigen im Hause herrschte, zum Zeichen, daß jedermann auf seinem Zimmer war. Ich konnte ohne Hindernis durch einen Verbindungsgang von meinem Zimmer in das des Paters Prior gelangen. Mein Plan war, ihm seine Schlüssel fortzunehmen und ihn, wenn er Schwierigkeiten machte, sie mir zu geben, mit meiner Pistole zu erschrecken. Die Schlüssel wollte ich dann dazu benutzen, um auf die Straße zu kommen. Mit Ungeduld erwartete ich die Zeit. Der Pförtner kam zur gewohnten Stunde, d. h. ein

wenig nach neun Uhr. Ich ließ noch eine weitere Stunde verstreichen, um sicher zu sein, daß alle Mönche und Dienstboten eingeschlafen seien. Endlich machte ich mich mit meiner Waffe und einer angezündeten Kerze auf den Weg. Zuerst klopfte ich sachte an die Tür des Paters, um ihn ohne Lärm zu wecken. Er hörte mich

beim zweiten Schlage. Er erhob sich, um mir zu öffnen, offenbar in dem Glauben, daß es ein Mönch wäre, der sich nicht wohl fühlte und seiner Hilfe bedurfte. Dennoch gebrauchte er die Vorsicht, durch die Tür hindurch zu fragen, wer es wäre und was man von ihm wolle. Ich war gezwungen, mich zu nennen; aber ich nahm einen klagenden Ton an, um ihn glauben zu machen, ich befände mich nicht gut. „Ach, du bist es, mein lieber Sohn," sagte er zu mir und öffnete mir die

Tür. „Was führt dich denn so spät hierher?“ Ich trat in sein Zimmer, zog ihn in die der Tür entgegengesetzte Ecke und erklärte ihm, es wäre mir unmöglich, länger in Saint-Lazare zu bleiben. Die Nacht sei die gelegene Zeit, das Haus zu verlassen, ohne bemerkt zu werden, und ich erwartete von seiner Freundschaft, er werde mir bereitwillig die Tore öffnen oder mir seine Schlüssel leihen, damit ich sie mir selber öffne.

Diese Artigkeit mußte ihn überraschen. Ohne mir zu antworten, sah er mich einige Zeit an. Da ich keine Zeit zu verlieren hatte, ergriff ich wieder das Wort, um ihm zu sagen, daß ich von all seiner Güte sehr gerührt sei, daß aber die Freiheit das teuerste aller Güter sei, besonders für mich, dem man sie zu Unrecht raube. Ich sei entschlossen, sie mir heute Nacht noch zu verschaffen, koste es, was es wolle, und in der Furcht, er möchte Lust bekommen, mit lauter Stimme nach Hilfe zu rufen, ließ ich ihn einen triftigen Grund zum Schweigen sehen, den ich unter meinem Rocke hielt.

„Eine Pistole!“ sagte er zu mir. „Wie, mein Sohn, du willst mir das Leben nehmen zum Dank für die Rücksicht, die ich dir bezeigt habe?“ — „Das verhüte Gott!“ antwortete ich ihm. „Sie haben zu viel Geist und Verstand, um mich in diese Notwendigkeit zu versetzen. Aber ich will frei sein und bin so fest entschlossen dazu, daß es, wenn mein Plan durch Ihre Schuld fehlschlägt, durchaus um Sie geschehen ist.“ — „Aber, mein lieber Sohn,“ versetzte er mit blassem und ängstlichem Gesicht, „was habe ich dir

getan? Welchen Grund hast du, meinen Tod zu wollen?" — „Aber nein," entgegnete ich ungeduldig, „ich habe nicht die Absicht, Sie zu töten. Wenn Sie leben wollen, so öffnen Sie mir das Tor, und ich bin Ihr bester Freund."

Ich bemerkte die Schlüssel, die auf seinem Tische lagen. Ich nahm sie und bat ihn, mir so lautlos wie möglich zu folgen. Er mußte sich dazu entschließen. Je weiter wir kamen, und je mehr Türen er aufschloß, um so öfter wiederholte er seufzend: „Ach, mein Sohn, ach, wer hätte das jemals geglaubt!" — „Keinen Lärm, mein Vater," wiederholte ich meinerseits jeden Augenblick.

Endlich gelangten wir an eine Art Schutzgitter, das vor dem großen Straßentor war. Ich glaubte mich schon in Freiheit und stand mit meiner Kerze in der einen Hand und meiner Pistole in der anderen hinter dem Pater. Während er sich zu öffnen bemühte, hörte ein Bedienter, der in einem kleinen Zimmer in der Nähe schlief, das Geräusch einiger Riegel, erhob sich und steckt den Kopf durch seine Tür. Der gute Pater hielt ihn augenscheinlich für imstande, mich festzuhalten, und befahl ihm sehr unbesonnener Weise, ihm zu Hilfe zu kommen. Es war ein kräftiger Schlingel, der sich, ohne zu schwanken, auf mich stürzte. Ich schonte ihn nicht und schoß ihn mitten in die Brust. „Das haben Sie verschuldet, mein Vater," sagte ich recht stolz zu meinem Führer. „Aber lassen Sie sich dadurch nicht hindern, fortzufahren," fügte ich hinzu und stieß ihn

gegen die letzte Tür. Er öffnete, ohne Widerspruch zu wagen. Ich kam glücklich hinaus und fand ein paar Schritte weiter Lescaut, der mich seinem Versprechen gemäß mit zwei Freunden erwartete.

Wir entfernten uns, und Lescaut fragte mich, ob es nicht ein Pistolenschuß gewesen sei, was er gehört habe. „Das ist Ihre Schuld," sagte ich zu ihm, „warum haben Sie sie mir geladen gebracht?" Jedoch war ich ihm dankbar, daß er diese Vorsicht gebraucht hatte, ohne die ich zweifellos noch für lange Zeit in Saint-Lazare geblieben wäre. Wir gingen zu einem Speisewirt, bei dem wir übernachteten, und wo ich mich ein wenig von der schlechten Kost erholte, die ich fast drei Monate lang zu essen bekommen hatte. Jedoch konnte ich mich nicht der Freude überlassen. Ich litt Manons wegen tödlich.

„Wir müssen sie befreien," sagte ich zu meinen drei Freunden. „Nur mit dieser Aussicht habe ich mir selbst die Freiheit gewünscht. Ich bitte Sie, mich mit Ihrer Geschicklichkeit zu unterstützen. Meinerseits werde ich selbst mein Leben daransetzen." Lescaut, dem es nicht an Geist und Umsicht gebrach, stellte mir vor, daß man sehr vorsichtig zu Werke gehen müsse, da meine Entweichung aus Saint-Lazare und das Malheur, das ich bei der Flucht angerichtet habe, unfehlbar Aufsehen erregen würde. Der Polizeidirektor würde mich suchen lassen, und sein Arm wäre lang. Kurzum, wenn ich mich nicht noch etwas Schlimmerem als Saint-Lazare aussetzen wolle, so sei es ratsam, mich einige Tage

lang zu verbergen und einzuschließen, um der ersten Wut meiner Feinde Zeit zu lassen zu verrauchen. Sein Rat war vernünftig, nur hätte ich es auch sein müssen, um ihn zu befolgen. So viel Langsamkeit und Vorsicht vertrug sich nicht mit meiner Leidenschaft. Ich verstand mich nicht zu mehr als zu dem Versprechen, den folgenden Tag mit Schlafen hinzubringen. Er schloß mich in sein Zimmer ein, wo ich bis zum Abend blieb.

Einen Teil dieser Zeit verwandte ich dazu, Pläne und Mittel zu erdenken, um Manon zu helfen. Ich war fest überzeugt, daß ihr Gefängnis noch undurchdringlicher sei, als das meinige gewesen war ... Gewalt und Zwang kam nicht in Frage, List war vonnöten. Aber selbst die Göttin der Findigkeit hätte nicht gewußt, wie sie es hätte beginnen sollen. Ich sah so wenig klar, daß ich die nähere Prüfung der Angelegenheit verschob, bis ich einige Informationen über die innere Einrichtung des Hospitals eingezogen hätte.

Sobald die Nacht mir die Freiheit wiedergegeben hatte, bat ich Lescaut, mich zu begleiten. Wir knüpften mit einem der Pförtner, der uns ein vernünftiger Mann zu sein schien, eine Unterhaltung an. Ich stellte mich, als sei ich ein Fremder, der vom Allgemeinen Hospital und der in ihm beobachteten Ordnung mit Bewunderung hatte sprechen hören. Ich fragte ihn über die unbedeutendsten Einzelheiten aus, und von Detail zu Detail kamen wir auf die Verwalter zu sprechen, über deren Namen und Bedeutung ich ihn um Auskunft bat. Die Antworten, die er mir in diesem Punkte gab, gebaren

einen Gedanken in mir, der sofort meinen Beifall hatte und den ich ungesäumt ins Werk setzte. Ich fragte ihn als etwas, das wesentlich zu meiner Absicht gehörte, ob diese Herren Kinder hätten. Er sagte mir, daß er mir darüber nichts Genaues sagen könnte, aber was Herrn de T., der einer der wichtigsten war, betreffe, so kenne er einen Sohn von ihm in heiratsfähigem Alter, der mehrere Male mit seinem Vater ins Hospital gekommen sei. Diese Versicherung genügte mir. Ich brach fast sogleich unsere Unterhaltung ab, kehrte zu Lescaut zurück und machte ihm Mitteilung von dem Plane, den ich gefaßt hatte.

„Ich denke mir," sagte ich zu ihm, „daß der junge Herr de T., reich und von guter Familie wie er ist, auch ein wenig Lebemann ist, wie die meisten jungen Leute seines Alters. Er wird weder ein Frauenfeind sein noch die Lächerlichkeit begehen, in einer Liebesangelegenheit seine Dienste zu verweigern. Ich habe den Plan entworfen, ihn für Manons Befreiung zu interessieren. Wenn er ehrenhaft und ein Mann von Gefühl ist, wird er uns seine Hilfe aus Großmut bewilligen. Wenn er für ein solches Motiv unzugänglich ist, so wird er wenigstens für ein liebenswürdiges Mädchen etwas tun, wäre es auch nur in der Hoffnung, an ihrer Gunst teilzuhaben. Spätestens morgen," fügte ich hinzu, „will ich ihn besuchen. Ich fühle mich durch dieses Projekt so getröstet, daß ich es als ein gutes Vorzeichen auffasse." Auch Lescaut gab zu, daß meine Gedanken viel für sich hätten, und daß wir auf diesem Wege etwas zu

hoffen hätten. Ich brachte darum die Nacht weniger traurig zu.

Als der Morgen gekommen war, kleidete ich mich so sorgfältig an, als es mir in meiner dürftigen Lage möglich war, und ließ mich von einem Mietwagen vor das Haus von Herrn de T. fahren. Er wunderte sich, den Besuch eines Unbekannten zu erhalten. Seine Physiognomie und sein höfliches Betragen schienen mir von günstiger Vorbedeutung. Ich sprach mich ungezwungen mit ihm aus, und um seine natürlichen Gefühle noch zu erwärmen, sprach ich ihm von meiner Leidenschaft und von den Vorzügen meiner Geliebten als von zwei Dingen, die mit nichts verglichen werden konnten als mit sich selbst. Er sagte mir, er habe zwar Manon nie gesehen, aber von ihr sprechen hören, wenigstens wenn es sich um die handele, die die Mätresse des alten G. M. gewesen sei. Ich zweifelte nicht, daß er über den Anteil unterrichtet war, den ich an diesem Abenteuer gehabt hatte, und um ihn mehr und mehr zu gewinnen, erzählte ich ihm, indem ich den Wert meines Vertrauens betonte, alles, was Manon und mir begegnet war, mit den Einzelheiten. „Sie sehen, mein Herr," fügte ich hinzu, „daß sowohl mein Leben wie das Glück meines Herzens jetzt in Ihrer Hand liegt. Das eine ist mir nicht teurer als das andere, ich verhehle Ihnen nichts, weil ich von Ihrem Edelmut gehört habe, und weil die Gleichheit unserer Jahre mich auch auf Gleichheit in unseren Neigungen hoffen läßt."

Für dieses Zeichen der Offenheit und Treuherzigkeit

schien er sehr empfänglich. Seine Antwort war die eines Mannes von Welt und Gefühl, was die Welt nicht immer gibt und oft verlieren macht. Er sagte mir, daß er meinen Besuch unter die Glücksfälle seines Lebens rechne, und daß er meine Freundschaft als eine seiner glücklichsten Erwerbungen ansehen und sich bemühen würde, durch aufopfernde Dienste sich ihrer wert zu machen. Er versprach mir nicht, mir Manon wiederzugeben, weil er nur einen mäßigen und ungewissen Einfluß besitze. Aber er bot mir an, mir das Glück zu verschaffen, sie zu sehen, und alles zu tun, was in seiner Macht stünde, um sie in meine Arme zurückzuführen. Ich war mit dieser Ungewißheit seines Einflusses zufriedener, als ich es mit einer vollen Zuversicht, alle meine Wünsche erfüllen zu können, gewesen wäre. In der Mäßigung seiner Angebote fand ich ein Zeichen von Freimut, das mich entzückte. Mit einem Worte, ich erhoffte mir alles von seiner Unterstützung. Allein schon das Versprechen, mich Manon sehen zu lassen, hätte mich bewegen können, mich ihm ganz zur Verfügung zu stellen. Ich zeigte ihm etwas von diesen Empfindungen auf eine Weise, die auch ihn überzeugte, daß ich von Natur nicht schlecht wäre. Wir umarmten uns zärtlich und wurden Freunde aus keinem anderen Grund als aus der Güte unserer Herzen, und weil es einfach einen zartfühlenden und edelmütigen Menschen treibt, einen anderen ebenso beschaffenen zu lieben. Er ging in der Bezeigung seiner Wertschätzung noch viel weiter. Denn indem er meine Abenteuer

kombinierte, kam ihm der Gedanke, ich müßte nach meiner Flucht aus Saint-Lazare in keiner sehr bequemen Lage sein. Er bot mir seine Börse an und drang in mich, sie anzunehmen. Ich nahm sie nicht an, sondern sagte ihm: „Das ist zu viel, verehrter Freund. Wenn Sie mich bei so viel Güte und Freundschaft meine teure Manon wiedersehen lassen, so bin ich Ihnen anhänglich fürs Leben. Und wenn Sie mir dies liebe Geschöpf völlig zurückgeben, so werde ich nur dann gegen Sie quitt zu sein glauben, wenn ich all mein Blut für Sie vergieße."

Wir trennten uns, nachdem wir uns über Zeit und Ort unseres Wiedersehens einig geworden waren. Er hatte die Liebenswürdigkeit, mich nicht länger als bis zum Nachmittag desselben Tages warten zu lassen. Ich erwartete ihn in einem Kaffeehause, wo er mich gegen vier Uhr abholte, und wir schlugen zusammen den Weg nach dem Hospital ein. Meine Knie zitterten, als ich die Höfe durchschritt. „O Macht der Liebe!" sagte ich, „ich werde also das Idol meines Herzens wiedersehen, den Gegenstand so vieler Tränen und Sorgen. Himmel, laß mir genug Leben, um bis zu ihr zu gelangen, und nachher verfüge nach Belieben über mein Schicksal und meine Tage, ich habe dich um keine andere Gnade mehr zu bitten."

Herr de T. sprach mit einigen Schließern des Hauses, die ihm voller Eifer alles, was von ihnen abhing, zu seiner Befriedigung in Aussicht stellten. Er ließ sich den Flügel zeigen, wo Manon ihr Zimmer hatte, und man

führte uns dorthin mit einem Schlüssel von erschrecklicher Größe, der zum Öffnen ihrer Tür diente. Ich fragte den Gefängnisdiener, der uns führte und der derselbe war, dem es oblag, sie zu besorgen, auf welche Art sie die Zeit an diesem Aufenthaltsort zugebracht hätte. Er sagte uns, sie wäre von einer himmlischen Sanftmut, und er hätte niemals ein hartes Wort von ihr zu hören bekommen. Die ersten sechs Wochen nach ihrer Ankunft habe sie beständig Tränen vergossen, aber seit einiger Zeit schiene sie ihr Unglück mit größerer Geduld zu tragen, und sie hätte sich vom Morgen bis zum Abend mit Nähen beschäftigt, mit Ausnahme einiger Stunden, die sie der Lektüre widmete. Ich fragte ihn noch, ob sie ordentlich gehalten werde. Er versicherte mir, daß ihr es wenigstens am Notwendigen niemals gefehlt habe.

Wir näherten uns ihrer Tür. Mein Herz klopfte gewaltig. Ich sagte zu Herrn de T.: „Gehen Sie allein hinein und bereiten Sie sie auf meinen Besuch vor, denn ich fürchte, sie würde zu ergriffen sein, wenn sie mich plötzlich sähe.“ Die Tür wurde uns geöffnet. Ich blieb im Korridor, hörte jedoch ihre Unterhaltung. Er sagte zu ihr, er käme zu ihr, ihr ein wenig Trost zu bringen. Er gehöre zu meinen Freunden und nehme großes Interesse an unserem Glück. Sie fragte ihn mit größtem Eifer, ob sie von ihm erfahren könne, was aus mir geworden wäre. Er versprach ihr, mich herbeizuschaffen, ebenso zärtlich und ebenso treu als sie es wünschen konnte. „Wann?“ versetzte sie. „Heute noch,“ sagte

er zu ihr. „Dieser glückliche Augenblick wird nicht auf sich warten lassen, er wird sofort da sein, wenn Sie es wünschen."

Sie begriff, daß ich an der Tür war. Ich trat ein, als sie besinnungslos darauf zustürzte. Wir umarmten uns mit einer überströmenden Zärtlichkeit, die alle wahren Liebesleute nach einer Trennung von drei Monaten sehr rührend finden werden. Unsere Seufzer, unsere abgerissenen Ausrufe, tausend Namen der Liebe, schmachtend wiederholt von der einen Seite und der andern, boten eine Viertelstunde lang ein Schauspiel dar, das Herrn de T. erschütterte.

„Ich beneide Sie," sagte er zu mir und ließ uns niedersetzen. „Eine so schöne und glühende Geliebte zöge ich einem noch so glorreichen Leben vor." — „Deshalb verzichte ich auch auf alle Reiche der Welt," antwortete ich ihm, „um mir das Glück zu sichern, von ihr geliebt zu werden."

Es konnte nicht fehlen, daß auch der weitere Verlauf einer so stürmisch herbeigesehnten Unterhaltung unendlich zärtlich war. Die arme Manon erzählte mir ihre Erlebnisse und ich ihr die meinigen. Wir unterhielten uns von der Lage, in der sie sich befand, und der, der ich soeben erst entgangen war, und weinten bittere Tränen dabei. Herr de T. tröstete uns durch neue Versprechungen, sich für die Beendigung unseres Elends mit größtem Eifer einzusetzen. Er riet uns, diese erste Zusammenkunft nicht zu lange auszudehnen, um es ihm zu erleichtern, uns weitere zu vermitteln.

Es machte ihm Mühe, diesem Rate bei uns Gehör zu verschaffen. Namentlich Manon konnte sich nicht entschließen, mich gehen zu lassen. Hundertmal mußte ich mich wieder auf meinen Stuhl setzen. Sie hielt mich an Rock und Händen fest. „Ach, an welchem Ort läßt du mich!“ sagte sie. „Wer kann mich darüber beruhigen, daß ich dich wiedersehe?“ Herr de T. versprach ihr, sie häufig mit mir zu besuchen. „Und was den Ort betrifft,“ setzte er galant hinzu, „so darf man ihn nicht mehr ‚Hospital‘ nennen. Es ist Versailles, seit er eine Person einschließt, die die Herrschaft über alle Herzen verdient.“

Beim Hinausgehen bezeigte ich mich freigebig gegen den Burschen, der sie bediente, um ihn zu veranlassen, für sie gut zu sorgen. Dieser Mensch hatte kein so niedriges und hartes Herz wie seinesgleichen. Er war Zeuge unserer Zusammenkunft gewesen, und dieses zärtliche Schauspiel hatte ihn gerührt. Ein Louisdor, mit dem ich ihn beschenkte, gewann ihn mir vollends. Als wir in die Höfe hinabstiegen, nahm er mich beiseite. „Mein Herr,“ sagte er, „wenn Sie mich in Ihre Dienste nehmen oder mir eine anständige Belohnung geben wollen zur Entschädigung für den Verlust der Stellung, die ich hier innehabe, so glaube ich, wird es mir leicht sein, Fräulein Manon zu befreien.“ Ich spitzte die Ohren bei diesem Vorschlage, und obgleich ich von allem entblößt war, machte ich ihm Angebote, die über seine Wünsche weit hinausgingen. Ich rechnete fest darauf, daß es mir immer leicht fallen würde, einen Menschen

seiner Klasse zu entlohnen. „Sei überzeugt, mein Freund," sagte ich zu ihm, „daß es nichts gibt, was ich nicht für dich tun würde, und daß dein Glück ebenso sicher ist wie das meine."

Ich wollte wissen, welche Mittel er anzuwenden gedachte. „Kein anderes," sagte er mir, „als ihr am Abend die Tür ihres Zimmers zu öffnen und sie Ihnen zuzuführen bis zur Haustür, wo Sie sich bereithalten müssen, sie in Empfang zu nehmen." Ich fragte ihn, ob nicht zu fürchten wäre, daß sie beim Durchschreiten der Korridore und Höfe erkannt würde. Er gab zu, daß einige Gefahr vorhanden war, aber etwas müsse man schon riskieren. Obgleich ich sehr froh über seine Entschlossenheit war, rief ich doch Herrn de T., um ihm diesen Plan und den einzigen Grund mitzuteilen, der, wie es schien, seine Ausführung in Frage zu stellen vermochte. Er fand mehr Schwierigkeiten dabei als ich. Er räumte ein, daß sie durchaus auf diese Weise fliehen konnte; „aber wenn sie erkannt und auf der Flucht festgenommen wird, so ist es vielleicht auf immer um sie geschehen. Übrigens müßten Sie Paris auf der Stelle verlassen, denn Sie könnten sich vor den Nachforschungen niemals sicher genug verbergen. Man würde sie verdoppeln, sowohl was Sie als was Ihre Geliebte betrifft. Ein Mann entflieht leicht, wenn er allein ist, aber zusammen mit einem hübschen Weibe ist es beinahe unmöglich, unerkannt zu bleiben."

So begründet mir diese Überlegung auch schien, sie vermochte die so nahe Hoffnung, Manon in Freiheit zu

setzen, in meinem Herzen nicht zu besiegen. Ich sagte es Herrn de T. und bat ihn, meiner Liebe ein wenig Unbesonnenheit und Tollkühnheit zugute zu halten. Ich fügte hinzu, es sei tatsächlich meine Absicht, Paris zu verlassen, um, wie ich früher bereits getan, in irgendeinem Dorfe in der Nähe Aufenthalt zu nehmen. Also kamen wir mit dem Burschen überein, sein Beginnen solle nicht länger als bis zum nächsten Tage aufgeschoben werden, und um den Erfolg so sicher zu machen, als wir nur irgend konnten, beschlossen wir, Männerkleider herbeizuschaffen, um damit unsere Flucht zu erleichtern. Es war nicht leicht, sie hereinzubringen, aber ich ließ es nicht an Erfindungsgabe fehlen, es zu ermöglichen. Ich bat nur Herrn de T., am folgenden Tage zwei leichte Westen übereinander anzuziehen, und nahm alles übrige auf mich.

Am Morgen kehrten wir ins Hospital zurück. Ich hatte für Manon Wäsche, Strümpfe usw. bei mir. Über meinem Rock trug ich einen Überrock, der meine gebauschten Taschen verbarg. Wir waren nur einen Augenblick in ihrem Zimmer. Herr de T. ließ ihr eine seiner Westen, ich gab ihr meinen Rock, da der Überrock mir zum Herauskommen genügte. So fehlte nichts an ihrer Ausrüstung, mit Ausnahme der Hose, die ich unglücklicherweise vergessen hatte. Das Vergessen dieses notwendigen Stückes hätte uns sicher Stoff zum Lachen gegeben, wenn die Verlegenheit, in die wir dadurch versetzt wurden, weniger ernst gewesen wäre. Ich war in Verzweiflung, daß eine derartige Bagatelle imstande sein

sollte, uns aufzuhalten. Indessen entschloß ich mich, meinerseits ohne Hose das Haus zu verlassen. Die meinige ließ ich Manon. Mein Überrock war lang, und mit Hilfe einiger Stecknadeln machte ich mich so zurecht, daß ich das Haustor erreichen konnte, ohne den Anstand zu verletzen.

Der Rest des Tages schien mir von einer unerträglichen Länge. Endlich kam die Nacht, und wir begaben uns ein wenig abseits vom Tore des Hospitals in einen Wagen. Wir waren noch nicht lange dort, als wir Manon mit ihrem Führer erscheinen sahen. Unser Wagenschlag stand offen, im Augenblick stiegen alle beide hinein, und ich nahm meine teure Geliebte in meine Arme auf. Sie zitterte wie ein Blatt. Der Kutscher fragte mich, wohin er fahren solle. „Fahre ans Ende der Welt," sagte ich zu ihm, „und führe mich irgendwohin, wo ich niemals von Manon getrennt werden kann."

Diese Überschwenglichkeit, die ich nicht unterdrücken konnte, hätte mich um ein Haar in eine böse Klemme gebracht. Der Kutscher überlegte sich meine Ausdrucksweise, und als ich ihm dann den Namen der Straße, wohin wir fahren wollten, nannte, antwortete er, er fürchte, daß ich ihn in eine schlimme Geschichte verwickelte. Er habe wohl bemerkt, daß der schöne junge Mann, der sich Manon nenne, ein Mädchen sei, welches ich aus dem Hospital entführte, und er wäre nicht gewillt, sich aus Liebe zu mir zugrunde zu richten.

Das empfindliche Gewissen dieses Schurken war nichts als ein Vorwand für das Verlangen, mich den

Wagen teurer bezahlen zu lassen. Wir waren noch zu nahe beim Hospital, um andere als sanfte Saiten aufzuziehen. „Schweig' doch still," sagte ich zu ihm, „es gibt einen Louisdor für dich dabei zu verdienen." Auf diesen Louisdor hin hätte er mir nun sogar geholfen, das Hospital in Brand zu stecken. Wir erreichten das Haus, wo Lescaut wohnte. Da es spät war, verließ uns Herr de T. unterwegs, mit dem Versprechen, uns am nächsten Tage wiederzusehen. Der Gefängnisdiener blieb allein mit uns.

Ich hielt Manon in meinen Armen so eng umschlungen, daß wir nur einen einzigen Platz in der Karosse einnahmen. Sie weinte vor Freude, und ich fühlte, wie ihre Tränen mein Gesicht benetzten. Aber als wir aussteigen mußten, um zu Lescaut zu gehen, hatte ich mit dem Kutscher eine neue Auseinandersetzung von verhängnisvollen Folgen. Ich bereute, ihm einen Louisdor versprochen zu haben, nicht nur, weil das Geschenk übermäßig war, sondern auch aus einem viel triftigeren Grunde: nämlich der Unfähigkeit, ihn zu bezahlen. Ich ließ Lescaut rufen. Er kam von seinem Zimmer an die Haustür, und ich sagte ihm ins Ohr, in welcher Verlegenheit ich mich befand. Da er von Natur heftig und durchaus nicht gewöhnt war, mit einem Lohnkutscher Umstände zu machen, so antwortete er mir, ich wolle ihn wohl zum besten haben. „Ein Louisdor? Zwanzig Stockschläge für diesen Schurken." Ich mochte ihm noch so ruhig vorstellen, daß er uns ins Unglück stürzen würde. Er entriß mir meinen Stock, als wenn er den

Kutscher damit mißhandeln wolle. Dieser, dem es vielleicht schon manchmal begegnet war, in die Hand eines Garde-du-Corps oder eines Musketiers zu fallen, flüchtete aus Angst mit seiner Karosse und schrie, ich hätte ihn betrogen, würde aber noch von ihm hören. Umsonst rief ich ihm mehrmals zu, er solle anhalten.

Seine Flucht verursachte mir große Sorge. Ich zweifelte nicht, daß er die Polizei benachrichtigen würde. „Sie richten mich zugrunde," sagte ich zu Lescaut, „ich würde bei Ihnen nicht in Sicherheit sein, wir müssen uns im Augenblick entfernen." Ich gab Manon den Arm, um zu Fuß zu gehen, und wir verließen schnell diese gefährliche Straße. Lescaut kam mit.

Es ist etwas Wunderbares um die Art, wie die Vorsehung die Ereignisse verkettet. Kaum waren wir fünf oder sechs Minuten gegangen, als ein Mensch, dessen Gesicht ich nicht sehen konnte, Lescaut erkannte. Ohne Frage suchte er ihn in der Nähe seiner Wohnung, in der unglücklichen Absicht, die er auch ausführte. „Das ist Lescaut," sagte er und feuerte einen Pistolenschuß gegen ihn ab. „Heute abend wird er mit den Engeln soupieren." Und sogleich verschwand er. Lescaut fiel nieder, ohne das geringste Lebenszeichen. Ich drängte Manon zur Flucht, denn unsere Hilfe war unnötig bei einer Leiche, und ich fürchtete, von der Nachtwache verhaftet zu werden, die jeden Augenblick kommen mußte. Ich bog mit ihr und dem Burschen in die erste kleine Querstraße ein.

Sie war so von Sinnen, daß es mir Mühe machte, sie

aufrecht zu halten. Endlich bemerkte ich am Ende der Straße einen Fiaker. Wir stiegen ein, aber als der Kutscher mich fragte, wohin wir zu fahren wünschten, war ich in Verlegenheit, was ich ihm antworten sollte. Ich besaß weder einen sicheren Zufluchtsort noch einen vertrauenswürdigen Freund, dessen Hilfe zu suchen ich hätte wagen dürfen. Ich war ohne Geld und hatte nicht mehr als eine halbe Pistole in meiner Börse. Der Schreck und die Ermüdung hatten Manon dermaßen mitgenommen, daß sie halb ohnmächtig an meiner Seite war. Im übrigen war meine Phantasie mit der Ermordung Lescauts beschäftigt, und ich war noch nicht ohne Furcht wegen der Nachtwache. Welchen Entschluß sollte ich fassen? Glücklicherweise erinnerte ich mich an die Herberge von Chaillot, wo ich einige Tage mit Manon zugebracht hatte, als wir uns in dies Dorf begeben hatten, um dort zu wohnen. Ich hoffte nicht nur, dort in Sicherheit zu sein, sondern auch einige Zeit wohnen zu können, ohne um die Bezahlung gedrängt zu werden. „Fahr' uns nach Chaillot," sagte ich zum Kutscher. Er weigerte sich, so spät dorthin zu fahren für weniger als eine Pistole. Neue Verlegenheit! Endlich einigten wir uns auf sechs Franken, das war die ganze Summe, die ich noch in der Börse hatte.

Auf der Fahrt tröstete ich Manon, aber eigentlich saß die Verzweiflung mir im Herzen. Ich hätte mir den Tod gegeben, wenn ich nicht in meinen Armen das einzige Gut gehalten hätte, das mich ans Leben fesselte. Dieser Gedanke allein richtete mich auf. „Ich habe sie

wenigstens," sagte ich, „sie liebt mich, sie gehört mir. Was Tiberge auch sagt, das ist kein Phantom des Glücks. Ich könnte die Welt untergehen sehen, ohne Interesse daran zu nehmen. Warum? Weil mir für alles übrige keine innere Teilnahme mehr bleibt." Diese Empfindung war wahr. Indessen, während ich von den Gütern der Welt so wenig Aufhebens machte, fühlte ich zugleich, daß ich ihrer wenigstens zu einem kleinen Teile bedurfte, um den ganzen Rest noch souveräner verachten zu können. Die Liebe ist stärker als der Überfluß, stärker als die Schätze und Reichtümer, aber sie hat deren Hilfe nötig, und nichts bringt einen feinfühligen Liebhaber mehr zur Verzweiflung, als wenn er sich dadurch wider seinen Willen zur Roheit der niedrigsten Seelen gezwungen sieht.

Es war elf Uhr, als wir in Chaillot ankamen. Wir wurden in der Herberge als bekannte Gäste empfangen. Man war nicht überrascht, Manon in Männerkleidern zu sehen, denn in Paris und in der Umgegend ist man daran gewohnt, daß die Frauen alle möglichen Gestalten annehmen. Ich ließ sie so sorgfältig bedienen, als wenn ich in den besten Vermögensumständen gewesen wäre. Sie wußte nicht, daß ich in Geldverlegenheit war. Ich hütete mich wohl, ihr gegenüber etwas darüber verlauten zu lassen, und war entschlossen, am folgenden Tage allein nach Paris zurückzukehren, um für diese ärgerliche Art von Krankheit ein Heilmittel zu suchen.

Beim Souper erschien sie mir blaß und abgemagert. Im Hospital hatte ich das nicht bemerkt, weil das

Zimmer, wo ich sie gesehen hatte, nicht recht hell war. Ich fragte sie, ob das noch eine Wirkung des Schrecks wäre, den sie bei der Ermordung ihres Bruders gehabt hatte. Sie versicherte mir, daß, wie sehr sie auch von diesem Vorfall berührt worden wäre, ihre Blässe doch nur von meiner dreimonatigen Abwesenheit herrühre. „Du liebst mich also sehr?" antwortete ich ihr. — „Tausendmal mehr, als ich es sagen kann," versetzte sie. — „Du wirst mich also niemals mehr verlassen?" fuhr ich fort. — „Nein, niemals," entgegnete sie. Und diese Versicherung wurde durch so viele Liebkosungen und Schwüre bekräftigt, daß es mir in der Tat unmöglich schien, sie könne sie jemals vergessen. Ich bin immer überzeugt gewesen, daß sie aufrichtig war. Welchen Grund hätte sie gehabt, sich bis zu diesem Grade zu verstellen? Aber sie war noch mehr flatterhaft als aufrichtig oder vielmehr, sie war nichts als flatterhaft, und sie kannte sich selbst nicht wieder, wenn sie Frauen vor Augen hatte, die im Überfluß lebten, und sie selbst sich in Armut und Dürftigkeit befand. Ein letzter Beweis dafür, der alle anderen übertroffen hat, stand mir unmittelbar bevor. Er hat das seltsamste Abenteuer zur Folge gehabt, das jemals einem Manne meiner Abkunft und meiner Stellung begegnet ist.

Da mir diese ihre Gemütsart bekannt war, beeilte ich mich, am folgenden Tage nach Paris zu fahren. Der Tod ihres Bruders und die Notwendigkeit, Wäsche und Kleider für sie und für mich zu bekommen, waren so gute Gründe, daß ich keine Vorwände nötig hatte. Ich

verließ die Herberge in der Absicht, sagte ich zu Manon und meinem Wirte, einen Mietwagen zu nehmen, aber das war eine Aufschneiderei nach Gascogner Art. Die Armut zwang mich, zu Fuß zu gehen, ich marschierte sehr schnell bis zum Cours-la-Reine, wo ich Halt machen wollte. Ein Augenblick Einsamkeit und Ruhe war mir sehr nötig, um mich zu sammeln und zu überlegen, was ich in Paris zu tun hätte.

Ich setzte mich ins Gras. Ich versank in einem Meer von Überlegungen und Betrachtungen. Allmählich ließ sich alles auf drei Hauptpunkte zurückführen. Ich hatte sofortige Hilfe nötig für eine Unzahl augenblicklicher Bedürfnisse. Ich mußte einen Weg suchen, der mir wenigstens Hoffnungen für die Zukunft eröffnen konnte, und was von nicht geringerer Wichtigkeit war: ich hatte zu Manons und meiner Sicherheit Erkundigungen einzuziehen und Maßregeln zu ergreifen. Als ich mich in Projekten und Kombinationen über diese drei Hauptpunkte erschöpft hatte, hielt ich es für angebracht, die beiden letzten noch zurückzustellen. Wir waren in einem Zimmer in Chaillot ziemlich sicher aufgehoben, und was die zukünftigen Bedürfnisse anlangte, so glaubte ich, es würde noch Zeit sein, an sie zu denken, wenn ich die augenblicklichen befriedigt haben würde.

Es handelte sich also darum, meine Börse für den Augenblick wieder zu füllen. Herr de T. hatte mir die seinige edelmütig angeboten, aber es widerstrebte mir außerordentlich, ihn selbst wieder auf dieses Thema zu

bringen. Wie steht man da, wenn man vor einem Fremden sein Elend ausbreitet und ihn bittet, einem von seinem Vermögen mitzuteilen! Nur eine feige Seele wäre dazu fähig, kraft einer Niedrigkeit der Gesinnung, die sie verhindert, das Unwürdige zu fühlen, oder ein demütiger Christ infolge eines Übermaßes von Weitherzigkeit, das ihn dieser Schande überlegen macht. Ich war weder ein Feigling, noch ein guter Christ und hätte die Hälfte meines Blutes dafür gegeben, diese Demütigung zu vermeiden. Tiberge, sagte ich, wird der gute Tiberge mir verweigern, was er imstande sein wird, mir zu geben? Nein, mein Elend wird ihn rühren, aber er wird mich umbringen mit seiner Moral. Ich werde seine Vorwürfe, seine Ermahnungen, seine Drohungen über mich ergehen lassen müssen. Er wird mir seine Hilfe so teuer verkaufen, daß ich noch einen Teil meines Blutes lieber hingeben würde, als mich dieser unangenehmen Szene auszusetzen, die mir Aufregung und Gewissensbisse bereiten wird. Gut, überlegte ich weiter, ich muß also auf alle Hoffnung verzichten, da mir kein anderer Weg bleibt, und da ich einen solchen Widerwillen habe, diese beiden einzuschlagen, daß ich lieber die Hälfte meines Blutes vergießen würde, als einen zu gehen, das heißt mein ganzes Blut, wenn ich sie beide ginge. Ja, mein Blut ganz und gar, fuhr ich fort, nach einem Augenblick der Überlegung. Ich würde es lieber dahingeben, ohne Zweifel, als daß ich mich zu einem Betteln herbeilasse, das mich erniedrigt.

Aber gerade um mein Blut handelt es sich hier, denn

es handelt sich um das Leben und den Unterhalt Manons, es handelt sich um ihre Liebe und um ihre Treue. Was habe ich dagegen in die Wagschale zu werfen? Nichts habe ich bis jetzt hineingetan! Sie ist mir statt des Ruhms, des Glücks und des Vermögens. Es gibt sehr viele Dinge, ohne Frage, für die ich, um sie zu erlangen oder zu vermeiden, mein Leben geben würde. Aber ein Ding mehr als mein Leben schätzen, ist kein Grund, um es ebenso hoch zu schätzen wie Manon.

Nach dieser Überlegung brauchte ich nicht mehr lange, um mich zu entscheiden. Ich setzte meinen Weg fort, entschlossen, zuerst zu Tiberge zu gehen und von da zu Herrn de T.

Als ich nach Paris kam, nahm ich einen Fiaker, obgleich ich nicht wußte, wie ich ihn bezahlen sollte. Ich rechnete auf die Hilfe, die ich im Begriffe war nachzusuchen. Ich ließ mich in den Luxembourg-Garten fahren, von wo ich Tiberge Nachricht schickte, daß ich auf ihn wartete. Er befriedigte meine Ungeduld durch sein rasches Kommen. Ohne jeden Umschweif teilte ich ihm mit, wie dringend meine Not war. Er fragte mich, ob die hundert Pistolen, die ich ihm zurückgegeben hatte, mir genügen würden, und holte sie mir sofort, ohne mir auch nur mit einem einzigen Worte Schwierigkeiten zu machen, mit jener Offenheit und jener Freude am Geben, wie sie nur die Liebe und die wahre Freundschaft kennt. Obgleich ich nicht den geringsten Zweifel am Erfolge meiner Bitte gehabt hatte, war ich doch überrascht, ihn so wohlfeil errungen zu haben, das

heißt, ohne daß er mich wegen meiner Unbußfertigkeit gescholten hätte. Aber ich täuschte mich, als ich glaubte, seiner Vorwürfe schon völlig ledig zu sein. Denn als er mir sein Geld fertig aufgezählt hatte und ich mich anschickte, ihn zu verlassen, bat er mich, mit ihm ein wenig durch die Allee zu gehen. Ich hatte ihm gar nichts von Manon gesagt. Er wußte nicht, daß sie in Freiheit war. So verbreitete sich seine Moral nur über meine waghalsige Flucht aus Saint-Lazare und über seine Furcht, ich möchte, anstatt aus den Belehrungen über Sittlichkeit, die ich dort empfangen hatte, Nutzen zu ziehen, mein unordentliches Leben wieder aufnehmen. Er sagte mir, daß er am Tage nach meinem Entweichen nach Saint-Lazare gekommen, um mich zu besuchen, und mehr als er ausdrücken könne, erstaunt gewesen sei, als er erfuhr, auf welche Art und Weise ich mich von dort geflüchtet habe. Er habe mit dem Prior eine Unterhaltung darüber gehabt. Der gute Pater habe sich von seinem Schreck noch nicht erholt gehabt, trotzdem sei er so großmütig gewesen, dem Herrn Polizeidirektor die näheren Umstände meines Abgangs zu verschleiern, und habe verhindert, daß der Tod des Torhüters außerhalb Saint-Lazares bekannt werde. Von dieser Seite also hätte ich nichts zu fürchten. Aber wenn mir das geringste Gefühl für Anstand bliebe, so würde ich von dieser glücklichen Wendung, die der Himmel meinen Angelegenheiten gegeben habe, Gebrauch machen, und ich müßte damit beginnen, meinem Vater zu schreiben, und mich wieder gut mit ihm stellen. Wenn ich einmal

seinem Rate folgen wolle, so wäre er der Meinung, ich müsse Paris verlassen, um in den Schoß meiner Familie zurückzukehren.

Ich hörte seine Rede bis zum Ende an. Es waren viele Dinge darin, die mir gefielen. Erstens war ich sehr froh darüber, daß ich von Saint-Lazare her nichts zu fürchten hatte. Die Straßen von Paris wurden wieder ein freies Land für mich. Zweitens erfüllte es mich mit Genugtuung, daß Tiberge von der Befreiung Manons und ihrer Rückkehr zu mir nicht die geringste Ahnung hatte. Ich konnte sogar feststellen, daß er vermieden hatte, mir von ihr zu sprechen, augenscheinlich in der Meinung, daß sie mir nicht mehr so sehr am Herzen lag, da ich in bezug auf sie so ruhig schien. Ich beschloß, wenn auch nicht zu meiner Familie zurückzukehren, so doch wenigstens meinem Vater zu schreiben, wie er mir riet, und ihm die Geneigtheit zu bezeugen, zu meinen Pflichten und unter das Gebot seines Willens zurückzukehren. Meine Hoffnung war dabei, ihn unter dem Vorwande, ich wolle an der Akademie studieren, zu veranlassen, mir Geld zu schicken, denn es wäre mir schwer geworden, ihn zu überzeugen, daß ich willens wäre, in den geistlichen Stand zurückzukehren.

Und im Grunde hatte ich gar keinen Widerwillen gegen das, was ich ihm versprechen wollte. Ich war im Gegenteil froh, mich anständigen und vernünftigen Dingen zu widmen, solange diese Absicht sich mit meiner Liebe würde vertragen können. Ich gedachte, mit meiner Geliebten zu leben und zugleich meine Studien

zu machen. Das ließ sich sehr gut miteinander vereinen. Ich war von allen diesen Ideen so befriedigt, daß ich Tiberge versprach, am selben Tage noch einen Brief an meinen Vater abzusenden. Wirklich ging ich, als ich mich von ihm verabschiedet hatte, in ein öffentliches Schreibbüro und schrieb in so warmem und unterwürfigem Tone, daß ich, als ich meinen Brief überlas, mir Hoffnung machte, vom väterlichen Herzen etwas zu erlangen.

Obgleich ich, nachdem ich Tiberge verlassen hatte, in den Stand gesetzt war, einen Fiaker zu nehmen und zu bezahlen, so machte ich mir doch ein Vergnügen daraus, stolz zu Fuß zu gehen, um Herrn de T. aufzusuchen. Ich fand Freude an diesem Gebrauch meiner Freiheit, für die ich laut der Versicherung meines Freundes nichts mehr zu fürchten hatte. Indessen fiel mir plötzlich ein, daß seine beruhigenden Worte sich nur auf Saint-Lazare bezogen, und daß ich außerdem noch die Hospital-Affäre auf dem Halse hatte, ohne den Tod Lescauts zu rechnen, mit dem ich wenigstens als Zeuge auch zu tun hatte. Diese Erinnerung erschreckte mich so heftig, daß ich mich in die erste beste Allee zurückzog, von wo ich mir einen Wagen holen ließ. Ich fuhr geradeswegs zu Herrn de T., der mich wegen meiner Angst auslachte. Sie schien mir selbst lächerlich, als er mir mitgeteilt hatte, daß ich weder von seiten des Hospitals noch Lescauts wegen etwas zu fürchten hätte. Er sagte mir, er sei in dem Gedanken, man möchte ihn der Beteiligung an Manons Entführung verdächtigen, am Morgen ins Hospital gegangen und habe

verlangt, sie zu sehen, wobei er so getan habe, als wisse er nicht, was sich ereignet hatte. Man sei so weit davon entfernt, uns, ihn oder mich, zu beschuldigen, daß man sich vielmehr beeilt habe, ihm diesen Vorfall als eine seltsame Neuigkeit mitzuteilen, und daß man sich wundere, wie ein so hübsches Mädchen wie Manon sich habe entschließen können, mit einem Diener zu entfliehen. Er habe sich begnügt, kühl zu erwidern, das überrasche ihn nicht, für die Freiheit tue man alles. Alsdann erzählte er mir, er sei von da zu Lescaut gegangen, in der Hoffnung, mich mit meiner reizenden Geliebten bei ihm zu finden. Der Wirt des Hauses, ein Stellmacher, habe ihm versichert, daß er weder sie noch mich gesehen habe. Aber es wäre nicht erstaunlich, daß wir nicht bei ihm erschienen wären, wenn wir Lescauts wegen hätten kommen wollen, weil wir ohne Zweifel erfahren hätten, daß dieser ungefähr um die gleiche Zeit getötet worden sei. Alsdann habe der Stellmacher bereitwillig erzählt, was er von der Ursache und den Umständen dieses Todesfalles wußte.

Ungefähr zwei Stunden vorher sei ein mit Lescaut befreundeter Garde-du-Corps zum Besuche gekommen und habe ihm ein Spielchen vorgeschlagen. Lescaut habe so schnell gewonnen, daß der andere innerhalb einer Stunde um hundert Taler, das heißt sein ganzes Geld, ärmer geworden sei. Dieser Unglückliche, der ohne Pfennig war, habe Lescaut gebeten, ihm die Hälfte der verlorenen Summe zu leihen. Dabei hätten sich Differenzen ergeben, und sie hätten mit außerordentlicher

Feindseligkeit gestritten. Lescaut habe sich geweigert, ins Freie zu kommen, um die Sache mit dem Degen auszumachen, und der andere habe beim Fortgehen geschworen, ihm den Schädel einzuschlagen, was er noch am selben Abend besorgt habe.

Zu dieser Erzählung fügte Herr de T. freundschaftlich hinzu, daß er unsertwegen sehr besorgt gewesen sei, und daß er mir nach wie vor zu Diensten stehe. Ich trug kein Bedenken, ihm unseren Zufluchtsort zu nennen. Er bat mich, ihm zu erlauben, das Souper bei uns zu nehmen.

Da ich nur noch Wäsche und Kleider für Manon zu besorgen hatte, so sagte ich ihm, wir könnten sofort fahren, wenn er die Güte haben wollte, mit mir einen Augenblick bei einigen Kaufleuten vorzusprechen. Ich weiß nicht, ob er glaubte, ich hätte ihm diesen Vorschlag in der Absicht gemacht, seine Großmut in Anspruch zu nehmen, oder ob es einfach durch die Regung einer schönen Seele geschah: Jedenfalls führte er mich, nachdem er eingewilligt hatte, sofort zu fahren, zu den Kaufleuten, die für seine Familie lieferten. Er ließ mich mehrere Stoffe von namhafterem Preise wählen, als ich mir vorgenommen hatte, und als ich zahlen wollte, verbot er den Kaufleuten durchaus, einen Pfennig von mir anzunehmen. Diese Zuvorkommenheit betätigte er so liebenswürdig, daß ich glaubte, von ihr Gebrauch machen zu dürfen, ohne mich schämen zu müssen. Wir schlugen zusammen den Weg nach Chaillot ein, wo ich weniger unruhig ankam, als ich fortgefahren war.

ZWEITER TEIL

Der Chevalier des Grieux hatte mehr als eine Stunde zu dieser Erzählung gebraucht. Ich bat ihn, sich ein wenig Ruhe zu gönnen und uns beim Souper Gesellschaft zu leisten. Unsere Aufmerksamkeit ließ ihn erkennen, daß wir ihm mit Vergnügen zugehört hatten. Er versicherte uns, daß wir im weiteren Verlauf seiner Geschichte noch Interessanteres finden würden, und als wir abgegessen hatten, fuhr er mit folgenden Worten fort:

Meine Gegenwart und die Artigkeiten des Herrn de T. zerstreuten alle Kümmernisse, die Manon noch haben mochte. „Vergessen wir die vergangenen Schrecken, liebe Seele," sagte ich zu ihr, als ich kam, „und beginnen wir wieder glücklicher als jemals zu leben. Alles in allem lebt es sich gut unter dem Zepter der Liebe. Das Schicksal kann uns nicht so viel Schmerzen machen, als sie uns Freuden genießen läßt."

Unser Souper war ein wahres Schauspiel der Freude. Ich war mit Manon und meinen hundert Pistolen stolzer und zufriedener als der reichste Pariser Steuerpächter mit seinen aufgehäuften Schätzen. Man muß seinen Reichtum an den Mitteln messen, die einem zur Befriedigung seiner Wünsche zur Verfügung stehen. Die meinen waren alle erfüllt, und selbst die Zukunft bereitete mir wenig Verlegenheit. Ich war beinahe sicher, daß mein Vater mir keine Schwierigkeiten machen und mir so viel geben würde, daß ich anständig in Paris

leben konnte, weil ich als Zwanzigjähriger nunmehr das Recht besaß, mein Mütterliches von ihm zu fordern. Ich verhehlte Manon nicht, daß mein ganzes Vermögen nicht mehr als hundert Pistolen betrug. Es war genug, um ein besseres Schicksal ruhig abzuwarten, das nicht fehlen zu können schien, sei es kraft meiner natürlichen Rechte, sei es mit Hilfe des Spiels.

So dachte ich während der ersten Wochen nur daran, mich des gegenwärtigen Zustandes zu freuen, und Ehrgefühl sowie ein Rest von Rücksicht auf die Polizei ließen mich die Wiederaufnahme meiner Beziehungen zu meinen Kumpanen im Hôtel de T. von Tag zu Tag verschieben. Ich beschränkte mich darauf, in einigen weniger verrufenen Zirkeln zu spielen, wo die Gunst des Schicksals mir die Demütigung ersparte, zu Kunststücken zu greifen. Ich brachte einen Teil des Nachmittags in der Stadt zu und kam zum Souper nach Chaillot zurück, sehr oft von Herrn de T. begleitet, dessen Freundschaft für uns von Tag zu Tag wuchs.

Manon wußte sich die Zeit zu vertreiben. Sie schloß in der Nachbarschaft mit einigen jungen Damen Freundschaft, die der Frühling dorthin geführt hatte. Spaziergänge und weibliche Handarbeiten bildeten abwechselnd ihre Beschäftigung. Durch eine Spielpartie mit beschränkten Einsätzen verfügten sie über Geld zu Wagenfahrten. Sie fuhren, um Luft zu schöpfen, ins Boulogner Wäldchen, und am Abend bei meiner Rückkehr fand ich Manon schöner, glücklicher und glühender als jemals wieder.

Dennoch erhoben sich einige Wolken, die das Gebäude meines Glücks zu bedrohen schienen. Aber sie wurden unverzüglich zerstreut, und die mutwillige Laune Manons machte die Lösung so komisch, daß ich noch in der Erinnerung, die mir ihre Zärtlichkeit und

ihren liebenswürdigen Geist vor Augen führt, Freude daran habe.

Der Bursche, der unsere einzige Bedienung bildete, nahm mich eines Tages beiseite, um mir unter großer Verlegenheit zu sagen, daß er mir ein Geheimnis von Bedeutung mitzuteilen habe. Ich ermutigte ihn, frei heraus zu sprechen. Nach einigen Umschweifen ließ er mich wissen, daß ein fremder Herr eine große Liebe zu Fräulein Manon gefaßt zu haben schien.

Ich spürte den Aufruhr meines Blutes in allen Adern. „Hat sie etwas für ihn übrig?“ unterbrach ich ihn, um die Wahrheit zu erfahren, ungestümer, als klug gewesen wäre. Meine Heftigkeit erschreckte ihn. Er antwortete mir mit beunruhigtem Ausdruck, daß sein Scharfsinn nicht so weit ginge, aber seit einigen Tagen habe er beobachtet, daß dieser Fremde beharrlich ins Boulogner Wäldchen käme, seinen Wagen verließe und sich allein in die Nebenalleen verlöre, als suche er Gelegenheit, das gnädige Fräulein zu sehen und zu treffen. Da hätte er den Einfall gehabt, mit seiner Dienerschaft anzuknüpfen, um den Namen ihres Herrn zu erfahren. Sie hielten ihn für einen italienischen Prinzen und hatten ihn selbst im Verdacht eines galanten Abenteuers. Weitere Aufklärung habe er sich nicht verschaffen können, fügte er zitternd hinzu, weil der Prinz in dem Augenblicke das Wäldchen verlassen hätte, ohne Umstände auf ihn zugekommen sei und ihn nach seinem Namen gefragt habe. Darauf habe er ihn, als wenn er erraten hätte, daß er in unseren Diensten stehe, dazu beglückwünscht, der reizendsten Dame der Welt anzugehören.

Ungeduldig erwartete ich die Fortsetzung dieser Erzählung. Er beendigte sie mit schüchternen Entschuldigungen, die ich nur meiner unklugen Erregung zuschrieb. Vergebens drängte ich ihn, unverhohlen fortzufahren. Er beteuerte mir feierlich, er wisse nichts mehr, und da das, was er mir eben erzählt hatte, am Tage vorher sich zugetragen hatte, so habe er die Leute des Prinzen noch nicht wieder gesehen. Ich beruhigte

ihn nicht allein durch Lob, sondern auch durch eine anständige Belohnung, und ohne vor ihm das mindeste Mißtrauen gegen Manon zu zeigen, empfahl ich ihm in ruhigerem Tone, auf alle Schritte des Fremden ein wachsames Auge zu haben.

Im Grunde meines Herzens aber ließ sein Erschrecken quälende Zweifel in mir zurück. Es konnte ihn dazu geführt haben, einen Teil der Wahrheit zu unterdrücken. Nach einigem Nachdenken jedoch ließ ich meine Sorgen fahren und bedauerte, dieses Zeichen der Schwäche gegeben zu haben. Ich konnte Manon nicht ein Verbrechen daraus machen, daß sie geliebt wurde. Es hatte ganz den Anschein, als ob sie von ihrer Eroberung gar nichts wüßte, und was für ein Leben stand mir bevor, wenn ich der Eifersucht so leicht den Eintritt in mein Herz gestattete? Ich kehrte nach Paris am folgenden Tage zurück, ohne etwas anderes beschlossen zu haben, als das Wachstum meines Vermögens durch größere Spieleinsätze zu beschleunigen. Dadurch wollte ich mich in den Stand setzen, Chaillot zu verlassen, sobald sich der erste Anlaß zur Sorge zeigte.

Am Abend erfuhr ich nichts, was meine Ruhe beeinträchtigt hätte. Der Fremde war wieder im Boulogner Wäldchen erschienen. Auf Grund dessen, was am Abend vorher geschehen war, hatte er sich wieder meinem Vertrauten genähert und ihm von seiner Liebe gesprochen, aber in Formen, die keinerlei Einverständnis mit Manon voraussetzten. Er hatte ihn über tausenderlei Einzelheiten ausgefragt und schließlich versucht, ihn durch

namhafte Versprechungen für seine Interessen zu gewinnen. Er hatte einen bereitgehaltenen Brief hervorgezogen und ihm vergebens einige Louisdors angeboten, wenn er ihn seiner Herrin zustellen wolle.

Zwei Tage vergingen, ohne daß sich etwas Neues ereignet hätte. Der dritte war stürmischer. Als ich aus der Stadt ziemlich spät zurückkam, erfuhr ich, daß Manon auf ihrem Spaziergang sich einen Augenblick von ihren Gefährtinnen beiseite geschlichen und der Fremde, der ihr in geringer Entfernung folgte, sich auf ein Zeichen von ihr genähert habe. Sie habe ihm einen Brief übergeben, den er mit allen Zeichen der Freude genommen habe. Er hatte nur noch die Zeit, die Schriftzeichen zu küssen, um nach der Weise der Verliebten seine Gefühle auszudrücken, weil sie sogleich wieder verschwunden sei. Aber den ganzen übrigen Tag sei sie von außerordentlicher Fröhlichkeit gewesen, und auch seitdem sie in die Wohnung zurückgekehrt sei, habe diese Stimmung sie nicht verlassen.

Ich zitterte ohne Zweifel bei jedem Wort. „Bist du auch ganz sicher," sagte ich traurig zu meinem Diener, „daß deine Augen dich nicht getäuscht haben?" Er rief den Himmel zum Zeugen seiner Ehrlichkeit an. Ich weiß nicht, wozu mich die Ängste meines Herzens noch gebracht hätten, wäre Manon, die meine Rückkehr gehört hatte, mir nicht entgegengekommen mit einem Gesicht, auf dem die Ungeduld geschrieben stand, und mit Klagen über mein langes Säumen.

Sie wartete meine Antwort nicht ab, um mich mit

Zärtlichkeiten zu ersticken, und als sie allein mit mir war, machte sie mir lebhafte Vorwürfe, daß ich die Gewohnheit angenommen hätte, so spät zurückzukommen. Mein Schweigen erlaubte ihr, fortzufahren. Sie sagte mir, daß ich seit drei Wochen nicht ein einziges Mal einen ganzen Tag in ihrer Gesellschaft zugebracht hätte. So lange Abwesenheiten könne sie nicht ertragen. Sie bäte mich wenigstens von Zeit zu Zeit um einen Tag, und gleich am anderen Tage wolle sie mich bei sich haben vom Morgen bis zum Abend.

„Du wirst mich haben, zweifle nicht daran," antwortete ich ihr ziemlich brüsk. Sie achtete kaum auf meine Verdrießlichkeit, und in ihrer Freude, die mir in der Tat von sonderbarer Lebhaftigkeit zu sein schien, entwarf sie mir tausenderlei gefällige Bilder von der Art, wie sie den Tag verbracht habe.

Seltsames Mädchen, sagte ich zu mir selbst. Worauf soll ich mich nach dieser Einleitung gefaßt machen? Die abenteuerlichen Begebenheiten unserer ersten Trennung fielen mir ein. Jedoch glaubte ich, aus ihrer Freude und aus ihren Zärtlichkeiten etwas wie Wahrheit, etwas, das mit dem äußeren Anschein in Einklang stand, herauszuhören.

Es wurde mir nicht schwer, die Traurigkeit abzuschütteln, deren ich mich während unseres Soupers nicht erwehren konnte, eines Spielverlustes wegen, wie ich vorgab. Ich hatte es als einen außerordentlichen Vorteil angesehen, daß der Gedanke, Chaillot am folgenden Tage nicht zu verlassen, von ihr ausgegangen war. Das

hieß für meine Erwägungen Zeit gewinnen. Meine Anwesenheit beseitigte für den nächsten Tag alle Befürchtungen, und ich war schon entschlossen, wenn ich nichts bemerken sollte, was mich zwang, meine Entdeckungen laut werden zu lassen, den Tag darauf nach der Stadt zu übersiedeln, in ein Viertel, wo ich mit Prinzen nichts zu schaffen hatte. Dieses Arrangement verschaffte mir eine ruhigere Nacht, aber es nahm mir nicht den Schmerz, daß ich vor einer neuen Treulosigkeit zu zittern hatte.

Als ich aufwachte, erklärte mir Manon, wenn ich auch den Tag in unserer Wohnung verbrächte, so wolle sie doch nicht, daß ich deshalb nachlässiger aussähe, und sie wolle meine Haare mit ihren eigenen Händen ordnen. Ich hatte sehr schönes Haar. Das war ein Vergnügen, das sie sich schon manchmal gemacht hatte. Aber diesmal verwandte sie mehr Sorgfalt darauf, als sie jemals getan hatte. Ich mußte mich, um ihr ihren Willen zu tun, vor ihren Toilettentisch setzen und all die kleinen Experimente, die sie sich zu meinem Schmucke ausdachte, über mich ergehen lassen. Im Laufe ihrer Arbeit ließ sie mich häufig das Gesicht nach ihr umdrehen. Dann legte sie ihre beiden Hände auf meine Schulter und betrachtete mich mit lüsterner Neugier. Alsdann drückte sie ihre Zufriedenheit durch einen, zwei Küsse aus und ließ mich wieder meine Stellung einnehmen, um ihr Werk fortzusetzen. So tändelten wir, bis Essenszeit war. Das Gefallen, das sie daran bezeigte, schien mir so natürlich, und ihre Fröhlichkeit kam mir

so wenig gemacht vor, daß ich ein so gleichmäßiges Betragen mit der Absicht eines schwarzen Verrates nicht in Einklang bringen konnte. Mehrere Male war ich versucht, ihr mein Herz zu öffnen und mich von einer Bürde zu entlasten, die mich zu drücken anfing. Aber

ich hoffte, daß die Eröffnung jeden Augenblick von ihr ausgehen würde, und empfand darüber im voraus einen köstlichen Triumph.

Wir kehrten in ihr Kabinett zurück, sie begann wieder, sich mit meinen Haaren zu beschäftigen, und zuvorkommend unterwarf ich mich allem, was sie wollte. Da meldete man den Prinzen von ... an, der sie zu sehen wünsche. Dieser Name erhitzte mich bis zur Wut.

„Was denn," schrie ich und stieß sie fort, „wer? Was für ein Prinz?" Sie antwortete nicht auf meine Fragen. „Führ' ihn hinauf," sagte sie kühl zum Diener. Dann wandte sie sich zu mir: „Teurer Geliebter, dich, den ich anbete," sagte sie in bezauberndem Tone, „bitte ich um einen Augenblick Nachsicht. Einen Augenblick, einen einzigen Augenblick. Ich werde dich tausendmal mehr dafür lieben, ich werde dir mein ganzes Leben dafür Dank wissen."

Entrüstung und Überraschung banden mir die Zunge. Sie wiederholte ihre inständigen Bitten, und ich suchte nach Ausdrücken, um sie ihr voller Verachtung zu versagen. Als sie aber die Tür des Vorzimmers öffnen hörte, packte sie mit einer Hand meine Haare, welche offen auf meine Schulter hingen, nahm mit der anderen ihren Toilettenspiegel und wandte ihre ganze Kraft an, um mich in diesem Zustand bis zur Tür des Kabinetts zu ziehen. Sie öffnete sie mit dem Knie und bot dem Fremden, den der Lärm mitten im Zimmer festgebannt zu haben schien, einen Anblick, der ihm keine geringe Verwunderung bereiten mußte.

Ich sah einen sehr gut gekleideten Mann, aber mit ziemlich häßlichem Gesicht. Trotz der Überraschung, in die ihn diese Szene versetzte, machte er eine tiefe Reverenz. Manon ließ ihm nicht die Zeit, den Mund zu öffnen. Sie bot ihm ihren Spiegel und sagte: „Sehen Sie, mein Herr, betrachten Sie sich gut und lassen Sie mir Gerechtigkeit widerfahren. Sie bitten mich um Liebe. Hier ist der Mann, den ich liebe und den ich

geschworen habe, mein ganzes Leben zu lieben. Vergleichen Sie selbst. Wenn Sie glauben, ihm mein Herz streitig machen zu können, so teilen Sie mir doch mit, auf welcher Grundlage Sie es tun wollen. Denn ich erkläre Ihnen, daß in den Augen Ihrer sehr ergebenen Dienerin alle italienischen Prinzen nicht eines der Haare wert sind, die ich halte."

Während dieser närrischen Predigt, die sie sich offenbar vorher überlegt hatte, machte ich vergebliche Anstrengungen, mich zu befreien, und da ich mit dem vornehmen Manne Mitleid empfand, so fühlte ich mich gedrungen, diese kleine Beleidigung durch meine Höflichkeit wieder gutzumachen. Aber er faßte sich ziemlich schnell, und seine Antwort, die ich ein wenig grob fand, ließ mich meine Absicht aufgeben. „Mein Fräulein, mein Fräulein," sagte er mit gezwungenem Lächeln, „ich öffne in der Tat die Augen und finde, daß Sie viel weniger Novize sind, als ich es mir gedacht hatte." Er entfernte sich sofort, ohne noch einmal die Augen auf sie zu richten, und fügte nur mit leiserer Stimme hinzu, daß die französischen Frauen nicht besser wären als die italienischen. Ich fand bei dieser Gelegenheit keine Veranlassung, ihm zu einer besseren Vorstellung vom schönen Geschlechte zu verhelfen.

Manon gab mein Haar frei, warf sich in einen Sessel, und das Zimmer klang wider von ihrem langen und lauten Gelächter. Ich will nicht verhehlen, daß ich bis zum Grunde meines Herzens von einem Opfer gerührt war, das ich nur der Liebe zuschreiben konnte. Indessen

schien mir der Spaß zu weit zu gehen, und ich tadelte sie deshalb.

Sie erzählte mir, daß mein Nebenbuhler sie mehrere Tage im Boulogner Wäldchen belästigt und sie seine Gefühle durch Grimassen habe erraten lassen. Sodann habe er sich entschlossen, ihr eine offene Erklärung, begleitet von seinem Namen und von all seinen Titeln, in einem Briefe zu machen, den er ihr durch den Kutscher, der sie und ihre Gefährtinnen fuhr, hatte zustellen lassen. Er versprach ihr jenseits der Alpen ein glänzendes Vermögen und ewige Anbetung. Sie sei nach Chaillot mit der Absicht zurückgekommen, mir dieses Abenteuer mitzuteilen, aber es sei ihr eingefallen, daß wir einen Spaß daran haben könnten, und sie habe ihrer Laune nicht widerstehen können. In einer schmeichelhaften Antwort habe sie dem italienischen Prinzen die Erlaubnis, sie zu besuchen, gegeben, und sie habe sich ein weiteres Vergnügen daraus gemacht, mich in ihrer Posse, ohne daß ich die geringste Ahnung davon hatte, eine Rolle spielen zu lassen. Ich sagte ihr nicht ein Wort von den Kenntnissen, die ich auf anderem Wege erhalten hatte, und der Rausch triumphierender Liebe ließ mich das Ganze billigen.

Während meines ganzen Lebens habe ich die Bemerkung gemacht, daß der Himmel, wenn er mich mit seinen härtesten Strafen treffen wollte, sich immer die Zeit aussuchte, wo mein Glück mir am festesten gegründet schien. In der Freundschaft Herrn von T.'s, in der Zärtlichkeit Manons dünkte ich mich so glücklich,

daß man mir nicht hätte begreiflich machen können, ich hätte irgendein neues Unglück zu fürchten. Und doch bereitete sich ein sehr verhängnisvolles vor; es hat mich in den Zustand, in dem Sie mich in Passy gesehen haben, und von Stufe zu Stufe in so jämmerliche Nöte gebracht, daß Sie Mühe haben werden, meinem wahrheitsgetreuen Bericht Glauben zu schenken.

Eines Tages, als wir Herrn de T. zum Souper bei uns hatten, hörten wir das Geräusch eines Wagens, der vor der Tür des Gasthauses anhielt. Die Neugier trieb uns, zu fragen, wer zu dieser Stunde ankommen könnte. Man sagte uns, es sei der junge G. M., das heißt der Sohn unseres schlimmsten Feindes, jenes alten Wüstlings, der mich nach Saint-Lazare und Manon ins Hospital gebracht hatte. Sein Name ließ mir das Blut in den Kopf steigen.

„Den führt der Himmel her," sagte ich zu Herrn de T., „um ihn für die Nichtswürdigkeit seines Vaters zu strafen. Er wird mir nicht entgehen, ohne daß wir die Klingen miteinander gekreuzt haben."

Herr de T., der ihn kannte und sogar zu seinen besten Freunden gehörte, bemühte sich, mich umzustimmen. Er versicherte mir, er sei ein sehr liebenswürdiger junger Mensch und durchaus unfähig, eine Tat wie die seines Vaters zu begehen. Vielmehr würde ich ihm meine Achtung nicht versagen können und die seine für mich wünschen, sobald ich ihn nur einen Augenblick gesehen hätte. Er brachte unzählige Dinge zu seinen Gunsten vor und bat mich um meine

Einwilligung, ihn aufzusuchen und ihm vorzuschlagen, an unserem Tisch mit den Resten unseres Soupers fürlieb zu nehmen. Meinem Einwand, daß wir Manon einer Gefahr aussetzten, wenn wir ihren Aufenthaltsort dem Sohne unseres Feindes verrieten, begegnete er mit der feierlichen Beteuerung auf Ehre und Gewissen, daß wir, wenn er uns kennen lernen würde, keinen eifrigeren Verteidiger haben würden als ihn.

Nach solchen Versicherungen machte ich keine Schwierigkeiten mehr, und Herr de T. brachte ihn uns, nachdem er ihn in einem Augenblick unterrichtet hatte, wer wir wären. Er kam mit einer Miene herein, die uns in der Tat für ihn einnahm. Er umarmte mich, wir setzten uns, er bewunderte Manon, mich, alles was uns gehörte, und aß mit einem Appetit, der unserem Souper zur Ehre gereichte.

Als abgedeckt war, wurde die Unterhaltung ernsthafter. Er senkte die Augen, als er von der Untat sprach, die sein Vater gegen uns begangen hatte. Er brachte die demütigsten Entschuldigungen vor. „Ich höre auf," sagte er zu uns, „um nicht eine Erinnerung zu erneuern, die mich zu sehr beschämt."

Wenn seine Äußerungen von Anfang an offen und aufrichtig waren, so wurden sie es weiterhin noch viel mehr, denn die Unterhaltung hatte noch keine halbe Stunde gedauert, als ich des Eindrucks gewahr wurde, den Manons Reize auf ihn machten. Seine Blicke und sein ganzes Benehmen wurden immer gefühlvoller. In seinen Worten ließ er sich zwar nichts

dergleichen merken, aber auch ohne daß mir die Eifersucht half, hatte ich in Dingen der Liebe zu viel Erfahrung, um nicht das, was aus dieser Quelle stammt, zu erkennen. Er blieb einen Teil der Nacht in unserer Gesellschaft und verließ uns, nicht ohne sich glücklich zu preisen, unsere Bekanntschaft gemacht zu haben. Auch bat er uns um Erlaubnis, uns dann und wann den Ausdruck seiner Ergebenheit erneuern zu dürfen. Er reiste am Morgen mit Herrn de T. ab, den er in seinem Wagen mitnahm.

Wie gesagt, ich spürte bei mir keinerlei Hang zur Eifersucht. Ich glaubte den Schwüren Manons mehr als je. Dies reizende Geschöpf war so unbedingt Herrin meines Herzens, daß ich ihr gegenüber auch nicht ein einziges kleines Gefühl hatte, welches nicht Achtung und Liebe gewesen wäre. Weit davon entfernt, ihr ein Verbrechen daraus zu machen, daß sie dem jungen G. M. gefallen hatte, war ich vielmehr von der Wirkung ihrer Schönheit entzückt und pries mich glücklich, von einem Mädchen geliebt zu werden, das alle Welt liebenswürdig fand. Ich hielt es nicht einmal für angemessen, ihr meinen Verdacht mitzuteilen. Einige Tage waren wir mit der Arbeit beschäftigt, ihre Kleider instand zu setzen und zu überlegen, ob wir in die Komödie gehen könnten, ohne Furcht, erkannt zu werden. Herr de T. kam vor Ende der Woche wieder zu Besuch, und wir befragten ihn darüber. Er sah wohl, daß er ja sagen müsse, um Manon ein Vergnügen zu machen. Wir beschlossen, am selben Abend mit ihm dorthin zu gehen.

Indessen konnte diese Absicht nicht ausgeführt werden, denn sogleich darauf zog er mich beiseite und sagte mir: „Ich bin in der äußersten Verlegenheit, seit ich Sie zuletzt gesehen habe, und der Besuch, den ich Ihnen heute mache, ist eine Folge davon. G. M. liebt Ihre Geliebte. Er hat es mir anvertraut. Ich bin sein intimer Freund und gesonnen, ihm in allem zu Diensten zu sein, aber ich bin nicht weniger der Ihrige. Ich bin der Meinung, daß seine Absichten nicht recht sind, und habe sie verurteilt. Ich hätte sein Geheimnis bewahrt, wenn er, um Manons Gefallen zu finden, nur die üblichen Mittel anwenden wollte. Aber er ist über die Veranlagung Manons gut unterrichtet. Er hat, ich weiß nicht woher, erfahren, daß sie Luxus und Vergnügen liebt, und da er sich bereits im Genusse eines namhaften Vermögens befindet, so hat er mir erklärt, daß er sie zunächst durch ein sehr großes Geschenk und durch das Anerbieten einer Pension von zehntausend Livres in Versuchung führen will. Wenn die Partie gleich stünde, wäre es mir vielleicht viel schwerer geworden, ihn zu verraten, aber zu Ihren Gunsten hat neben der Freundschaft auch das Recht gesprochen. Da ich unvorsichtigerweise die Ursache seiner Leidenschaft gewesen bin, indem ich ihn hier einführte, so bin ich um so mehr verpflichtet, die Wirkungen des Übels, das ich hervorgebracht habe, wieder aufzuheben."

Ich dankte Herrn de T. für eine so bedeutsame Gefälligkeit und gestand ihm, Vertrauen mit Vertrauen erwidernd, daß Manons Charakter in der Tat so wäre,

wie G. M. sich ihn vorstellte, das heißt, daß sie das Wort „Armut“ nicht ertragen könnte.

„Indessen,“ sagte ich ihm, „da es sich hier nur um ein Mehr oder Weniger handelt, so halte ich sie nicht für fähig, mich eines anderen wegen zu verlassen. Ich bin in der Lage, es ihr an nichts fehlen zu lassen, und ich rechne darauf, daß sich mein Vermögen von Tag zu Tag vergrößert. Nur eines fürchte ich, daß nämlich G. M. die Kenntnis, die er von unserem Wohnort hat, benutzt, um uns einen schlimmen Streich zu spielen.“

Herr de T. versicherte mir, daß ich in dieser Beziehung ohne Furcht sein könne. G. M. sei wohl einer verliebten Torheit fähig, aber keiner Schlechtigkeit. Wenn er die Niederträchtigkeit hätte, eine zu begehen, so wäre er, der jetzt zu mir spräche, der erste, ihn dafür zu bestrafen, um auf diese Weise das Unglück wieder gutzumachen, das er angerichtet habe, indem er Gelegenheit dazu gab.

„Ich bin Ihnen verbunden für diese Gesinnung,“ versetzte ich, „aber das Unglück wäre einmal geschehen, und das Mittel dagegen sehr ungewiß. Das klügste ist also, ihm zuvorzukommen, das heißt Chaillot zu verlassen und eine andere Wohnung zu nehmen.“

„Ja,“ sagte Herr de T., „aber es wird Ihnen schwer werden, diesen Entschluß so schnell auszuführen, als es nötig wäre, denn G. M. muß mittags hier sein. Er sagte es mir gestern, und das hat mich veranlaßt, so zeitig zu kommen, um Sie von seinen Absichten zu unterrichten. Er kann jeden Augenblick da sein.“

Eine so eilige Benachrichtigung ließ mich die An-

gelegenheit ernsthafter ansehen. Da es mir unmöglich schien, den Besuch von G. M. zu vermeiden, und es mir ohne Zweifel auch unmöglich sein würde, ihn zu verhindern, sich Manon zu erklären, so beschloß ich, sie von der Absicht dieses neuen Rivalen selbst zu unterrichten. Ich dachte mir, wenn sie wüßte, daß ich die Anträge kannte, die er ihr machen würde, und wenn sie sie vor meinen Augen entgegennahm, daß sie dann Kraft genug haben würde, sie abzulehnen. Ich teilte meine Gedanken Herrn de T. mit, der mir antwortete, das sei eine sehr delikate Sache. „Zugegeben," sagte ich zu ihm, „aber alle Gründe, die man haben kann, um einer Geliebten sicher zu sein, habe ich, um auf die Liebe der meinigen zählen zu können. Nichts könnte sie verblenden, es sei denn die Größe der Anerbietungen, und ich habe Ihnen gesagt, daß sie Eigennutz nicht kennt. Sie liebt das gute Leben, aber sie liebt auch mich, und wie meine Verhältnisse gegenwärtig sind, kann ich nicht glauben, daß sie mir den Sohn eines Mannes vorzieht, der sie ins Hospital gebracht hat."

Mit einem Worte, ich bestand auf meiner Absicht, begab mich mit Manon beiseite und erklärte ihr offen alles, was ich in Erfahrung gebracht hatte.

Sie dankte mir für die gute Meinung, die ich von ihr hatte, und versprach mir, G. M.'s Anerbietungen so aufzunehmen, daß ihm die Lust verginge, sie noch einmal zu machen.

„Nein," sagte ich zu ihr, „du darfst ihn nicht durch Schroffheit reizen. Er kann uns schaden. Aber du

verstehst ja gut genug, du Spitzbübin," fügte ich lachend hinzu, „dich eines unangenehmen oder unbequemen Liebhabers zu entledigen."

Sie dachte ein wenig nach und versetzte: „Mir kommt ein wunderbarer Einfall, und ich bin ganz stolz auf die Erfindung. G. M. ist der Sohn unseres grimmigsten Feindes. Wir müssen uns am Vater rächen, aber nicht durch seinen Sohn, sondern durch seine Börse. Ich will ihn anhören, seine Geschenke annehmen und ihn zum besten halten.

„Der Plan ist hübsch," sagte ich zu ihr, „aber du denkst nicht daran, mein Kindchen, daß das der Weg ist, der uns gerade ins Hospital geführt hat."

Ich mochte ihr die Gefahr dieses Vorhabens noch so deutlich vorstellen, sie sagte mir, es sei nur nötig, unsere Maßnahmen gut zu treffen, und wußte mir auf alle meine Einwände etwas zu erwidern. Man zeige mir einen Liebenden, der nicht blindlings auf alle Launen einer vergötterten Geliebten eingeht, und ich werde einräumen, daß ich im Unrecht war, als ich so leicht nachgab. Der Beschluß wurde gefaßt, G. M. zum Narren zu halten, und durch eine bizarre Wendung meines Schicksals geschah es, daß er mich zu seinem Narren machte.

Wir sahen seinen Wagen gegen elf Uhr ankommen. G. M. verbreitete sich in Wendungen von ausgesuchter Höflichkeit über die Freiheit, die er sich nähme, mit uns zu dinieren. Er war nicht überrascht, Herrn de T. vorzufinden, der ihm am Abend vorher versprochen hatte, auch zu kommen, und einige Geschäfte vorgeschützt

hatte, um nicht in einem Wagen mit ihm fahren zu müssen. Obgleich nicht einer unter uns war, der nicht Verrat im Herzen trug, setzten wir uns mit Gesichtern zu Tisch, auf denen Vertrauen und Freundschaft geschrieben stand.

G. M. fand leicht Gelegenheit, Manon seine Gefühle zu erklären. Ich durfte ihm nicht störend erscheinen und ging mit Absicht einige Minuten hinaus. Als ich wiederkam, bemerkte ich, daß er nicht durch allzu große Strenge zur Verzweiflung gebracht worden war. Er war in der besten Laune der Welt. Ich bemühte mich, es auch zu scheinen. Innerlich lachte er über meine Einfalt und ich über die seine. Den ganzen Nachmittag über spielten wir uns einander eine sehr hübsche Szene vor. Ich sparte ihm vor seiner Abfahrt noch ein paar Worte mit Manon unter vier Augen auf, so daß er Veranlassung hatte, sich zu meiner Nachsicht ebenso zu gratulieren wie zu der guten Mahlzeit.

Sobald er mit Herrn de T. in den Wagen gestiegen war, lief Manon mit offenen Armen auf mich zu, küßte mich und lachte aus vollem Halse. Sie wiederholte mir seine Reden und seine Anträge, ohne ein Wort daran zu ändern. Sie ließen sich in den einen Satz zusammenfassen: Ich bete dich an! Er wollte vierzigtausend Livres Rente mit ihr teilen, die er schon besaß, ohne das zu rechnen, was er nach dem Tode seines Vaters erwartete. Sie sollte die Herrin seines Herzens und seines Vermögens sein. Und als Pfand seiner Wohltaten war er bereit, ihr einen Wagen, ein eingerichtetes

Haus, eine Kammerfrau, drei Lakaien und einen Koch zu schenken.

„Das ist ein Sohn," sagte ich zu Manon, „der sehr viel freigebiger ist als sein Vater. Sprechen wir aufrichtig. Hat dieser Antrag nichts Verlockendes für dich?" — „Für mich?" antwortete sie und verwandte zwei Verse von Racine, um auszudrücken, was sie dachte:

„Ich sollte fähig sein, die Untreu zu begehen?
Den Anblick dulden nur so hassenswerter Züge,
Der zu jedweder Zeit ins Hospital mich trüge?"

„Nein," sagte ich und setzte die Parodie fort:

„Nie glaub' ich, daß das Hospital, Madame,
Ihr Herz ganz in Besitz anstatt der Liebe nahm."

„Aber ein eingerichtetes Haus mit einem Wagen und drei Lakaien ist etwas sehr Verführerisches, wie es weniges in der Liebe gibt."

Sie versicherte mir feierlich, daß ihr Herz für immer mir gehöre und niemals eines anderen Bild in sich aufnehmen werde als das meinige.

„Die Versprechungen, die er mir gemacht hat," sagte sie zu mir, „sind vielmehr ein Stachel der Rache als eine Versuchung zur Liebe." Ich fragte sie, ob sie die Absicht habe, das Haus und den Wagen anzunehmen. Sie antwortete mir, daß sie es nur auf sein Geld abgesehen habe.

Die Schwierigkeit bestand darin, das eine ohne das andere zu bekommen. Wir beschlossen, abzuwarten, was

alles G. M. von seinen Wünschen in einem Briefe zu sagen haben würde, den er in Aussicht gestellt hatte. Sie bekam ihn in der Tat am nächsten Morgen durch einen Lakaien ohne Livree, der sich sehr geschickt die Gelegenheit verschafft hatte, mit ihr ohne Zeugen zu sprechen. Sie sagte ihm, er solle auf ihre Antwort warten, und brachte mir sogleich seinen Brief. Wir öffneten ihn zusammen.

Außer den Gemeinplätzen der Zärtlichkeit enthielt er die Anträge meines Rivalen im Detail. Er beschränkte in keiner Weise ihre Ausgaben. Er verpflichtete sich, ihr zehntausend Franken in dem Augenblicke zu zahlen, wo sie in das Haus zöge, und diese Summe dergestalt immer wieder aufzufüllen, daß sie sie stets in barem Gelde zur Verfügung hätte. Der Tag der Einweihung wurde nicht allzuweit verschoben. Er bat sie nur um zwei Tage für die Vorbereitungen und teilte ihr den Namen der Straße und des Hauses mit, wo er sie am Nachmittag des zweiten Tages zu erwarten versprach, wenn sie sich aus meinen Händen befreien könnte. Das war der einzige Punkt, der ihm Sorgen machte, und er beschwor sie, ihn darüber zu beruhigen. Alles übrige schien ihm sicher, aber er fügte hinzu, wenn es ihr Schwierigkeiten mache, von mir loszukommen, so würde er die Mittel finden, ihre Flucht zu erleichtern.

G. M. war schlauer als sein Vater. Er wollte seine Beute haben, bevor er seine Gelder zahlte. Wir berieten über das von Manon zu beobachtende Verhalten. Noch einmal bemühte ich mich, ihr ihren Anschlag auszureden, und

stellte ihr alle seine Gefahren dar. Aber nichts konnte ihren Entschluß erschüttern.

Sie gab G. M. eine kurze Antwort, in der sie ihm versicherte, daß es ihr am angegebenen Tage nicht schwer werden würde, nach Paris zu kommen, und daß er sie mit Bestimmtheit erwarten könnte. Alsdann machten wir aus, ich sollte auf der Stelle abreisen, um in einem Dorfe auf der anderen Seite von Paris eine neue Wohnung zu mieten, und unser bißchen Hab und Gut mit mir nehmen. Am Nachmittag des folgenden Tages, auf den ihre Verabredung lautete, sollte sie sich zeitig nach Paris begeben, die Geschenke G. M.'s in Empfang nehmen und ihn dringend bitten, sie in die Komödie zu führen. Sie sollte, so viel ich von der Summe würde tragen können, zu sich stecken und den Rest meinem Diener übergeben, den sie mitnehmen wollte. Dieser Diener war noch immer derselbe, der sie aus dem Hospital befreit hatte und der unendlich anhänglich war. Ich sollte mich in einem Fiaker am Anfang der Straße Saint-André-des-Arts einfinden, ihn gegen sieben Uhr dort stehen lassen und in der Dunkelheit bis zum Tore des Theaters gehen. Manon versprach mir, einen Vorwand zu erfinden, um einen Augenblick ihre Loge verlassen zu können, und dann zu mir herunterzukommen. Die Ausführung des übrigen war leicht: In einem Augenblick hätten wir meinen Fiaker erreicht und Paris durch das Faubourg St.-Antoine verlassen, das auf dem Wege zu unserer neuen Wohnung lag.

So abenteuerlich unser Plan war, so schien er uns

doch gut angelegt. Aber im Grunde war es eine tolle Unbesonnenheit, uns einzubilden, daß wir, selbst wenn er aufs glücklichste gelungen wäre, uns jemals vor den Folgen hätten in Sicherheit bringen können. Indessen setzten wir uns mit der kühnsten Zuversicht der Gefahr aus. Manon brach mit Marcel auf, das war der Name unseres Dieners. Ich sah sie mit Schmerz gehen und umarmte sie mit den Worten: „Manon, täuschst du mich nicht, wirst du mir treu sein?" Sie beklagte sich zärtlich über mein Mißtrauen und erneuerte mir alle ihre Schwüre.

Ihre Absicht war, gegen drei Uhr in Paris anzukommen. Ich fuhr nach ihr ab und schlug den Rest des Nachmittags im Café Feré am Pont Saint-Michel tot. Ich blieb dort bis zum Dunkelwerden. Dann nahm ich einen Fiaker, den ich unserem Plane gemäß am Eingang der Rue Saint-André-des-Arts postierte. Alsdann erreichte ich zu Fuß die Tür des Theaters. Ich war überrascht, Marcel, der mich erwarten sollte, dort nicht zu finden, geduldete mich eine Stunde lang, mitten in einem Haufen von Lakaien und alle Passanten aufmerksam musternd. Endlich, als es sieben Uhr geschlagen hatte, ohne daß ich das geringste bemerkte, das Beziehung zu unseren Plänen gehabt hätte, nahm ich einen Parkettplatz, um zu sehen, ob ich Manon und G. M. in den Logen entdecken könnte. Weder er noch sie waren dort.

Ich kehrte an die Tür zurück, wo ich, vor Ungeduld und Sorge ganz außer mir, noch eine Viertelstunde

verbrachte. Da nichts geschah, kehrte ich zu meinem Fiaker zurück, ohne zu irgendeinem Entschluß kommen zu können. Als der Kutscher mich sah, ging er mir einige Schritte entgegen, um mir mit geheimnisvoller Miene zu sagen, daß ein hübsches Fräulein mich seit einer Stunde im Wagen erwarte. Nach gewissen Anzeichen zu schließen, sei ich es, nach dem sie gefragt habe. Als sie erfahren habe, daß ich zurückkommen müsse, habe sie gesagt, sie sei nicht ungeduldig und könne auf mich warten.

Ich dachte mir sogleich, daß es Manon wäre. Ich näherte mich. Aber ich sah ein hübsches Gesichtchen, das nicht das ihre war. Es war eine Fremde, die mich zuerst fragte, ob sie nicht die Ehre habe, mit dem Herrn Chevalier des Grieux zu sprechen? Ich sagte ihr, ich hieße so.

„Ich habe Ihnen einen Brief zu übergeben," sagte sie wieder, „der Sie von der Angelegenheit unterrichtet, die mich hierher führt, und wodurch ich den Vorzug habe, Ihren Namen zu kennen."

Ich bat sie, mir Zeit zu lassen, ihn in einer nahen Schenke zu lesen. Sie wollte mir folgen und gab mir den Rat, ein besonderes Zimmer zu verlangen. „Von wem kommt dieser Brief?" sagte ich zu ihr, als wir hinaufstiegen. Sie verwies mich auf die Lektüre.

Ich erkannte Manons Hand. Folgendes ungefähr teilte sie mir mit: G. M. habe sie mit einer Artigkeit und einer Verschwendung empfangen, die über all ihre Vorstellungen gegangen sei. Er habe sie mit Geschenken

überhäuft. Er habe ihr das Leben einer Königin in Aussicht gestellt. Trotzdem versicherte sie mir, daß sie mich in diesem neuen Glanze nicht vergäße. Aber da es ihr nicht gelungen sei, Herrn G. M. zu veranlassen, sie heute abend in die Komödie zu führen, so verschiebe sie auf einen anderen Tag das Vergnügen, mich zu sehen. Und um mich ein wenig über den Schmerz zu trösten, den diese Nachricht mir voraussichtlich bereiten werde, so sei es ihr möglich gewesen, mir eines der hübschesten Mädchen von Paris zu verschaffen, die Überbringerin ihres Billetts sein würde. Gezeichnet: „Deine treue Geliebte Manon Lescaut."

In diesem Briefe war etwas so Grausames und so Beleidigendes für mich, daß ich, nachdem ich einige Zeit zwischen Zorn und Schmerz unschlüssig geschwankt hatte, mit Gewalt versuchte, meine undankbare und eidbrüchige Geliebte auf ewig zu vergessen. So warf ich denn einen Blick auf das Mädchen, das ich vor mir hatte. Sie war außerordentlich hübsch, und ich hätte gewünscht, sie wäre es genug gewesen, um mich meinerseits eidbrüchig und untreu zu machen. Aber ich fand bei ihr keineswegs jene feinen und schmachtenden Augen, jenen göttlichen Wuchs, jene Farben, die Amor selbst gemischt zu haben schien, kurzum jenen unerschöpflichen Reichtum an Reizen, den die Natur an die treulose Manon verschwendet hatte. „Nein, nein," sagte ich zu ihr und ließ ab, sie zu betrachten. „Die Undankbare, die Sie schickt, wußte sehr gut, daß sie Sie einen vergeblichen Schritt unternehmen ließ. Kehren Sie zu

ihr zurück und sagen Sie ihr von mir, sie möge ihr Verbrechen genießen und sich seiner ohne Gewissensbisse freuen, wenn sie es kann. Ich gebe sie unwiderruflich auf und verzichte zugleich auf alle Frauen, die nicht ebenso liebenswert sind wie sie, und die ohne Zweifel ebenso niederträchtig und gewissenlos sind."

Während ich diese Worte sprach, stand ich im Begriffe, die Treppe hinunterzugehen und mich zu entfernen. Ich erhob keinen Anspruch mehr auf Manon. Die tödliche Eifersucht, die mir das Herz zerriß, nahm die Gestalt einer trüben, finsteren Ruhe an, und so fühlte ich mich meiner Heilung um so näher, als ich keine jener heftigen Gemütsbewegungen verspürte, von denen ich bei gleichen Gelegenheiten befallen worden war. Ach, die Liebe hielt mich zum besten, so wie ich von G. M. und von Manon zum besten gehalten zu sein glaubte.

Als das Mädchen, das mir den Brief gebracht hatte, sah, daß ich die Treppe hinuntersteigen wollte, fragte sie mich, was sie denn Herrn de G. M. und der Dame, die bei ihm war, für eine Antwort bringen solle. Bei dieser Frage ging ich in das Zimmer zurück. Und da warf mich ein plötzlicher Umschlag, der für die, die niemals heftige Leidenschaften empfunden haben, unfaßbar ist, mit einem Male aus der ruhigen Stimmung, in der ich zu sein geglaubt hatte, in einen schrecklichen Zustand wütender Erregung.

„Geh," sagte ich zu ihr, „berichte dem Verräter G. M. und seiner treulosen Mätresse von der Verzweiflung, in die mich ihr verfluchter Brief gestürzt hat. Aber sage

ihnen auch, daß sie nicht lange zu lachen haben werden, und daß ich alle beide mit meiner eigenen Hand erdolchen werde."

Ich warf mich auf einen Stuhl. Mein Hut fiel auf die eine Seite, mein Spazierstock auf die andere. Zwei Bäche bitterer Tränen begannen aus meinen Augen zu stürzen. Die Wut, die ich noch eben gehabt hatte, verwandelte sich in einen tiefen Schmerz. Ich tat nichts mehr als weinen, ich stöhnte und seufzte.

„Komm', liebes Kind, komm'," rief ich dem jungen Mädchen zu, „komm', da man dich geschickt hat, um mich zu trösten, sage mir, ob du einen Trost weißt gegen die Wut und die Verzweiflung, gegen den Wunsch, sich selbst den Tod zu geben, nachdem man zwei Treulose umgebracht hat, die nicht verdienen zu leben. Ja, komm' näher," fuhr ich fort, als ich sah, daß sie einige schüchterne und ungewisse Schritte auf mich zu machte. „Komm' und trockne meine Tränen, komm', gib meinem Herzen den Frieden wieder, komm' und sage mir, daß du mich liebst, damit ich mich daran gewöhne, von einer anderen als von meiner Ungetreuen geliebt zu werden. Du bist hübsch, ich werde dich vielleicht auch lieben können."

Dies arme Kind, das kaum sechzehn oder siebzehn Jahre alt war und züchtiger zu sein schien als ihresgleichen, war von einer so seltsamen Szene außerordentlich überrascht. Jedoch kam sie näher, um ein wenig zärtlich zu mir zu sein, aber sofort stieß ich sie mit meinen Händen beiseite.

„Was willst du von mir?“ sagte ich zu ihr. „Ach, du bist ein Weib, du bist von einem Geschlecht, das ich verabscheue und das ich nicht mehr ertragen kann. Dein süßes Gesicht bedroht mich wieder mit einem Verrat. Geh' fort und laß mich allein hier.“

Sie machte mir eine Reverenz, ohne daß sie es wagte, etwas zu sagen, und wandte sich zur Tür. Ich schrie ihr zu, sie solle bleiben. „Sage mir wenigstens, warum, wieso und in welcher Absicht du hierhergeschickt worden bist? Wie hast du meinen Namen entdeckt und den Ort, wo du mich finden konntest?“

Sie sagte mir, daß sie Herrn de G. M. seit langer Zeit kenne, er habe sie um fünf Uhr holen lassen. Sie sei dem Lakai, der sie benachrichtigt habe, gefolgt und in ein großes Haus gekommen, wo sie ihn beim Piquetspiel mit einer hübschen Dame getroffen habe. Alle beide hätten sie beauftragt, mir den Brief zu übergeben, den sie mir gebracht habe, und hätten ihr gesagt, daß sie mich in einem Wagen am Ende der Rue Saint-André finden werde. Ich fragte sie, ob sie ihr sonst nichts gesagt hätten. Errötend antwortete sie mir, sie hätten ihr Hoffnung gemacht, ich würde sie zur Gesellschaft behalten.

„Man hat dich getäuscht,“ sagte ich zu ihr, „armes Mädchen, man hat dich getäuscht. Du bist ein Weib, du brauchst einen Mann, aber du brauchst einen, der reich und glücklich ist, und einen solchen findest du hier nicht. Kehre zurück, kehre zurück zu Herrn de G. M., er hat alles, was man braucht, um von den Schönen

geliebt zu werden. Er hat Häuser, Möbel und Equipagen zu verschenken; mich aber, der ich nur Liebe und Treue anzubieten habe, verachten die Frauen in meiner Armut und machen mich in meiner Einfalt zu ihrem Spielzeug."

Ich sagte noch tausend Dinge, traurige oder heftige, je nachdem, wie mich die Leidenschaft in wechselnder Stärke bewegte, wie sie nachließ oder die Oberhand gewann. Indessen wurde die Erregung, nachdem sie mich genug gequält hatte, allmählich schwächer und ließ einigen Überlegungen Raum. Ich verglich dieses letzte Unglück mit dem, was ich in der Art schon durchgemacht hatte, und fand, daß ich nicht mehr Grund zu verzweifeln hatte als damals. Ich kannte Manon, warum sollte ich über ein Unglück so betrübt sein, das ich hätte voraussehen sollen? Warum sollte ich mich nicht lieber daran machen, auf Abhilfe zu denken? Es war noch Zeit. Ich sollte wenigstens keine Mühe sparen, wenn ich mir nicht vorzuwerfen haben wollte, durch meine Nachlässigkeit zu meinen eigenen Qualen beigetragen zu haben. Ich machte mich daran, alle Mittel zu prüfen, die mir einen Weg zur Hoffnung öffnen konnten.

Sie mit Gewalt den Händen G. M.'s zu entreißen, war ein verzweifelter Entschluß, der nur geeignet war, mich zu verderben, und nicht die geringste Wahrscheinlichkeit des Erfolges bot. Aber mir schien, wenn ich mir die kleinste Unterredung mit ihr verschaffen könnte, so hätte ich sicherlich auf ihr Herz einigen Eindruck

gemacht. Ich kannte so gut alle die Stellen, wo es empfindlich war! Ich war so sicher, von ihr geliebt zu werden! Ich hätte sogar wetten mögen, daß der wunderliche Einfall, mir ein hübsches Mädchen zum Troste zu schicken, aus ihrem Kopfe stammte und eine Folge ihres Mitleids mit meinen Schmerzen war.

Ich beschloß, alle meine Betriebsamkeit anzuwenden, um sie zu sehen. Unter der Fülle von Möglichkeiten, die ich eine nach der anderen prüfte, blieb ich bei folgender stehen: Herr de T. hatte mir bisher seine Gefälligkeiten mit solcher Freundschaft geleistet, daß ich an seiner Aufrichtigkeit und seinem Eifer nicht den geringsten Zweifel haben konnte. Ich nahm mir also vor, auf der Stelle zu ihm zu gehen und ihn zu veranlassen, G. M. unter dem Vorwand einer wichtigen Angelegenheit zu sich zu berufen. Nur eine halbe Stunde hatte ich nötig, um mit Manon zu sprechen. Meine Absicht war, mich direkt in ihr Zimmer führen zu lassen, und ich glaubte, daß mir das in Abwesenheit von G. M. leicht werden würde.

Dieser Beschluß hatte mich ruhiger gemacht. Ich bezahlte freigebig das junge Mädchen, das noch bei mir war, und um ihr die Neigung zu nehmen, zu denen zurückzukehren, die sie geschickt hatten, bat ich sie um ihre Adresse und ließ sie hoffen, daß ich die Nacht mit ihr verbringen würde. Ich stieg in meinen Fiaker und ließ mich in schnellster Gangart zu Herrn de T. fahren. Ich war so glücklich, ihn anzutreffen, unterwegs hatte ich das Gegenteil befürchtet. Ein Wort klärte

ihn über meine Schmerzen und den Dienst auf, den ich von ihm verlangte. Er war sehr erstaunt, zu vernehmen, daß G. M. Manon hatte verführen können, da er ja nicht wußte, welchen Anteil ich selbst an meinem Unglück genommen hatte, und bot mir großmütig an, alle seine Freunde zu versammeln, damit sie mit ihren Armen und Degen bei der Befreiung meiner Mätresse mitwirkten. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß ein solcher öffentlicher Skandal für Manon und mich verderblich werden könnte.

„Sparen wir unser Blut auf," sagte ich zu ihm, „für den äußersten Notfall. Ich denke an ein gelinderes Mittel, von dem ich mir nicht weniger Erfolg verspreche." Er machte sich anheischig, ohne Ausnahme alles zu tun, was ich von ihm verlangen würde. Ich wiederholte ihm, er brauche nichts zu tun, als G. M. benachrichtigen zu lassen, daß er mit ihm zu sprechen habe, und ihn zwei bis drei Stunden außer dem Hause festzuhalten. Er brach sofort mit mir auf, um meinen Wunsch zu erfüllen.

Wir suchten nach einer List, deren er sich bedienen könnte, um ihn so lange festzuhalten. Ich riet ihm, ihm zunächst ein einfaches, aus einer Wirtschaft datiertes Billett zu schreiben, in welchem er ihn bat, sogleich dorthin zu kommen in einer wichtigen Angelegenheit, die keinen Aufschub duldete. „Ich werde den Moment abpassen, wo er sein Haus verläßt, und mühelos hineinkommen, da mich dort niemand kennt als Manon und Marcel, der mein Diener ist. Was Sie betrifft, der Sie währenddem mit G. M. zusammensein werden, so können

Sie ihm sagen, daß die wichtige Angelegenheit, wegen der Sie ihn zu sprechen wünschen, eine Geldverlegenheit ist. Sie hätten Ihr Geld im Spiel verloren, und noch viel mehr auf Ihr Ehrenwort gespielt, mit demselben unglücklichen Resultat. Er wird Zeit brauchen, um Sie zu seinem Geldschrank zu führen, und ich werde genug Zeit haben, um meine Absicht auszuführen."

Herr de T. befolgte diesen Feldzugsplan Punkt für Punkt. Ich ließ ihn in einer Wirtschaft, wo er schnell seinen Brief schrieb. Einige Schritte von Manons Hause entfernt nahm ich Aufstellung, sah den Überbringer der Botschaft kommen, und einen Augenblick später kam G. M. heraus, begleitet von einem Lakaien. Ich ließ ihm die Zeit, die Straße zu verlassen, und ging dann auf die Tür meiner Ungetreuen los und klopfte, trotz meines ganzen Zorns, dort mit demselben Respekt wie an die Tür eines Tempels. Glücklicherweise war es Marcel, der mir öffnete. Ich machte ihm ein Zeichen, er solle schweigen. Obgleich ich von den anderen Dienern nichts zu fürchten hatte, fragte ich ihn ganz leise, ob er mich in das Zimmer führen könne, wo Manon war, ohne daß ich bemerkt würde. Er sagte mir, das sei leicht, man brauche nur die große Treppe leise hinaufzusteigen. „Gehen wir doch schnell," sagte ich zu ihm, „und suche zu verhindern, daß jemand heraufkommt, solange ich darin bin." Ohne Hindernis drang ich in die Wohnung.

Manon war mit Lesen beschäftigt. Da hatte ich Gelegenheit, mich über den Charakter dieses seltsamen

Mädchens zu wundern. Ohne zu erschrecken oder sich zu fürchten, als sie mich bemerkte, zeigte sie nur jenes leichte, unwillkürliche Erstaunen, das man immer hat beim Anblick eines Menschen, den man entfernt glaubte.

„Ach, du bist es, mein Liebling!“ sagte sie und umarmte mich mit ihrer gewohnten Zärtlichkeit. „Mein

Gott, du bist aber kühn! Wer hätte dich heute an diesem Orte erwartet?“

Ich machte mich von ihren Armen los, und weit davon entfernt, ihre Zärtlichkeiten zu erwidern, stieß ich sie mit Verachtung zurück und tat zwei, drei Schritte rückwärts, um mich von ihr zu entfernen. Diese Bewegung verfehlte nicht, sie außer Fassung zu bringen. Sie blieb in der Stellung, in der sie war, blickte mich an und wechselte die Farbe. Im Grunde war ich so entzückt, sie

wiederzusehen, daß ich trotz so großer Berechtigung zum Zorne Mühe hatte, den Mund zu öffnen, um sie zu schelten. Indessen blutete mir das Herz von der rücksichtslosen Beleidigung, die sie mir angetan hatte, und ich rief sie rasch in mein Gedächtnis zurück, um meinen Grimm aufzustacheln, und versuchte, in meinen Augen ein anderes Feuer glühen zu lassen als das der Liebe. Als ich einige Zeit schweigend verharrte, und sie meine Erregung bemerkte, sah ich, daß sie zitterte, augenscheinlich aus Furcht.

Diesen Anblick konnte ich nicht ertragen. „Ach, Manon," sagte ich zu ihr in zärtlichem Tone, „treulose und eidbrüchige Manon, womit soll ich meine Klagen beginnen, ich sehe dich blaß und zitternd, und ich bin noch so empfindlich gegen deine kleinsten Schmerzen, daß ich fürchte, dich durch meine Vorwürfe allzusehr zu betrüben. Aber Manon, ich sage dir, mein Herz ist zerrissen von dem Schmerze über deinen Verrat. Dergleichen Schläge führt man nicht gegen einen Geliebten, wenn man nicht seinen Tod beschlossen hat. Das ist nun das dritte Mal, Manon, ich habe sie gut gezählt, es ist unmöglich, daß sich so etwas vergißt. Noch in dieser Stunde mußt du dir schlüssig werden, was du tun willst, denn mein trauererfülltes Herz besteht die Probe einer so grausamen Behandlung nicht mehr. Ich fühle, daß es unterliegt, und daß es nahe daran ist, vor Schmerz zu brechen. Ich kann nicht mehr," sagte ich und setzte mich auf einen Stuhl. „Ich habe kaum die Kraft, zu sprechen und mich aufrecht zu erhalten."

Sie antwortete mir nicht; aber als ich mich gesetzt hatte, ließ sie sich auf die Knie fallen, legte ihren Kopf auf die meinigen und verbarg ihr Gesicht in meinen Händen. Im Augenblick spürte ich, daß sie sie mit ihren Tränen benetzte. Mein Gott, von welchen Empfindungen war ich zerrissen.

„Ach, Manon, Manon," fing ich wieder seufzend an, „es ist zu spät, Tränen um mich zu vergießen, nachdem du meinen Tod verschuldet hast. Du trägst eine Trauer zur Schau, die du nicht fühlen kannst. Dein größter Schmerz ist zweifellos meine Gegenwart, die deinen Belustigungen immer im Wege gestanden hat. Öffne die Augen, sieh, wer ich bin, man vergießt nicht so zärtliche Tränen um einen Unglücklichen, den man verraten hat, und den man so grausam im Stiche läßt."

Sie küßte meine Hände, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Wankelmütige Manon," fing ich wieder an, „undankbares und gewissenloses Mädchen, wo sind deine Versprechungen und deine Schwüre? Du tausendmal flatterhafte und grausame Geliebte, was hast du mit jener Liebe gemacht, die du mir noch heute schworst? Gerechter Gott, so also macht sich eine Ungetreue über dich lustig, nachdem sie dich so feierlich zum Zeugen angerufen hat? Es ist also der Meineidige, der belohnt wird, und Verzweiflung und Verlassenheit sind für Beständigkeit und Treue!"

Diese Worte waren von so bitteren Gedanken begleitet, daß ich wider Willen einige Tränen vergoß.

Manon bemerkte es an der Veränderung meiner Stimme. Endlich brach sie ihr Schweigen.

„Ich muß wohl schuldig sein," sagte sie traurig zu mir, „da ich dir so viel Schmerz und Aufregung verursacht habe, aber der Himmel möge mich bestrafen, wenn ich geglaubt habe, es zu sein, oder wenn ich den Gedanken gehabt habe, es zu werden."

Diese Äußerung schien mir in einem solchen Grade ohne Sinn und Gewissen, daß ich eine Bewegung heftigen Zorns nicht unterdrücken konnte.

„Abscheuliche Heuchelei," rief ich, „klarer als jemals sehe ich, daß du nur eine nichtswürdige Verräterin bist. Aber jetzt kenn' ich deinen elenden Charakter! Lebe wohl, verworfenes Geschöpf," fuhr ich fort und stand auf, „ich möchte lieber tausend Tode sterben, als in Zukunft den geringsten Verkehr mit dir haben. Der Himmel strafe mich, wenn ich dich jemals noch des geringsten Blickes würdige. Bleibe bei deinem neuen Liebhaber, liebe ihn, verachte mich, verzichte auf die Ehre, auf die Vernunft, ich lache darüber, alles ist mir gleichgültig!"

Sie war über diesen Wutanfall so erschreckt, daß sie bei dem Stuhle knien blieb, von dem ich mich erhoben hatte, mich zitternd ansah und nicht zu atmen wagte. Ich machte noch einige Schritte auf die Tür zu, wobei ich den Kopf wandte und die Augen auf sie gerichtet hielt. Aber ich hätte alles menschliche Gefühl verloren haben müssen, um gegen so viel Reize hart bleiben zu können! Ich war sehr weit davon entfernt,

diese Kraft eines Unmenschen zu besitzen! Vielmehr sprang ich plötzlich zum anderen Extrem über, wandte mich zu ihr zurück, oder stürzte, besser gesagt, besinnungslos auf sie zu. Ich nahm sie in meine Arme, ich gab ihr tausend zärtliche Küsse, ich bat sie um

Verzeihung für meinen Jähzorn, ich bekannte, daß ich ein roher Mensch wäre und nicht das Glück verdiente, von einem Mädchen wie sie geliebt zu werden. Ich ließ sie sich hinsetzen, fiel meinerseits vor ihr ins Knie und beschwor sie, mich in dieser Stellung anzuhören. Und alles, was ein demütiger und leidenschaftlicher Liebhaber ausdenken kann an verehrenden und zärtlichen

Ausdrücken, drängte ich in meine entschuldigenden Worte.

Ich bat sie um die Gnade, es auszusprechen, daß sie mir verzeihe. Sie ließ ihre Arme auf meinen Hals niederfallen und sagte, sie wäre es, die meine Güte brauche, um mich den Kummer vergessen zu machen, den sie mir bereitet habe. Sie fange an, aus guten Gründen zu befürchten, daß das, was sie mir zu ihrer Rechtfertigung zu sagen habe, mir nicht gefallen würde. „Mir!“ unterbrach ich sie sogleich, „ach, ich verlange gar keine Rechtfertigung von dir! Ich billige alles, was du getan hast. Es kommt mir nicht zu, für dein Betragen Gründe zu verlangen. Zu zufrieden, zu glücklich bin ich, wenn meine teure Manon mir nicht die Zärtlichkeit ihres Herzens entzieht. Aber,“ fuhr ich fort, ohne an die Lage meines Schicksals zu denken, „allmächtige Manon, du, die du meine Freuden und meine Schmerzen machst, wie es dir beliebt, wird es mir nicht, wo ich dir jetzt durch meine Demütigung und die Zeichen meiner Reue gewillfahrt habe, erlaubt sein, dir von meiner Trauer und meinen Schmerzen zu sprechen? Kann ich von dir erfahren, was heute aus mir werden soll, und ob du unwiderruflich mein Todesurteil unterschreiben wirst, indem du die Nacht mit meinem Rivalen verbringst?“

Sie brauchte einige Zeit, um ihre Antwort zu überlegen. „Lieber Chevalier,“ antwortete sie, wobei ihr Aussehen wieder ruhig wurde, „wenn du dich von Anfang an so klar ausgedrückt hättest, hättest du dir viel

Aufregung und mir eine betrübende Szene erspart. Da dein Schmerz nur von deiner Eifersucht herrührt, hätte ich ihn durch das Angebot geheilt, dir alsbald bis ans Ende der Welt zu folgen. Aber ich hatte mir gedacht, daß der Brief, den ich dir unter den Augen des Herrn de G. M. geschrieben habe, und das Mädchen, das wir dir geschickt haben, deinen Gram verursacht hat. Ich habe geglaubt, daß du meinen Brief als eine Verspottung, und das Mädchen, in der Meinung, sie käme von mir, als eine Erklärung habest ansehen können, daß ich auf dich verzichtete, um mich mit G. M. zu verbinden. Es war dieser Gedanke, der mich so plötzlich in Bestürzung versetzte. Denn so unschuldig ich auch war, so fand ich doch bei näherem Nachdenken, daß der Schein mir nicht günstig war. Indessen will ich, daß du mein Richter seiest, nachdem ich dir den wahren Sachverhalt auseinandergesetzt haben werde."

Darauf teilte sie mir alles mit, was ihr begegnet war, seit sie G. M. getroffen hatte, der sie an dem Orte erwartete, wo wir uns eben jetzt befanden. Er hatte sie in der Tat wie die erste Prinzessin der Welt empfangen. Er hatte ihr alle Zimmer gezeigt, die Wunder an Geschmack und Ordnung waren. Er hatte ihr in ihrem Kabinett zehntausend Livres aufgezählt und einige Schmucksachen hinzugefügt, unter denen sich das Kollier und die Perlenarmbänder befanden, die sie schon von seinem Vater empfangen hatte. Von da hatte er sie in einen Salon geführt, den sie noch nicht gesehen hatte, und wo ein ausgesuchter Imbiß auf sie wartete.

Er hatte ihn durch die neuen Bedienten servieren lassen, die er für sie angenommen hatte mit dem Befehl, sie künftighin als ihre Herrin zu betrachten. Endlich hatte er ihr den Wagen, die Pferde und alle seine übrigen Geschenke gezeigt, worauf er ihr ein Spiel vorgeschlagen habe, um in Erwartung des Soupers die Zeit hinzubringen.

„Ich gestehe dir," fuhr sie fort, „daß ich von dieser Noblesse ganz benommen war. Ich überlegte, daß es schade wäre, wenn wir uns mit einem Schlage eines solchen Besitzes beraubten, wenn ich mich damit begnügte, die zehntausend Franken und die Schmucksachen mitzunehmen, daß wir beide ein für allemal unser Glück gemacht hätten, und daß wir auf Kosten von G. M. angenehm leben könnten. Anstatt ihm den Besuch der Komödie vorzuschlagen, setzte ich mir in den Kopf, zu sondieren, was er über dich dächte, um herauszubekommen, welche Möglichkeiten wir haben würden, uns zu sehen und an der Ausführung meines Planes zu arbeiten.

Ich fand ihn von sehr lenksamem Charakter. Er fragte mich, was ich von dir dächte, und ob es mir nicht ein wenig leid getan hätte, dich zu verlassen. Ich habe ihm gesagt, du seist immer so liebenswürdig und anständig zu mir gewesen, daß es unnatürlich wäre, wenn ich dich hassen könnte. Er gab zu, daß du Vorzüge hättest, und daß er sich gern mit dir befreundet hätte. Er wollte wissen, wie du mein Fortgehen aufnehmen würdest, zumal wenn du in Erfahrung brächtest, daß ich in seinen Händen wäre. Ich habe ihm geantwortet,

unsere Liebe sei schon so alten Datums, daß sie sich vielleicht mit der Zeit ein wenig abgekühlt habe. Übrigens seiest du in ziemlich schlechten Verhältnissen und würdest vielleicht meinen Verlust als kein großes Unglück ansehen, weil du dadurch einer Bürde ledig würdest, an der du schwer zu tragen hättest. Ich habe hinzugefügt, ich sei vollkommen überzeugt, du würdest dich friedlich verhalten. Ich sei auf keine Schwierigkeiten gestoßen, als ich dir gesagt habe, ich ginge einiger Besorgungen wegen nach Paris. Du seiest damit einverstanden gewesen, seiest selbst hierher gekommen und habest keinen unruhigen Eindruck gemacht, als ich mich von dir getrennt habe.

‚Wenn ich glauben könnte,' hat er zu mir gesagt, ‚daß er Neigung hat, sich gut mit mir zu stellen, so wäre ich der erste, ihm dienstwillig und höflich entgegenzukommen.'

Ich habe ihm versichert, daß du bei dem Charakter, den ich an dir kennte, unzweifelhaft höflich darauf eingehen würdest, besonders, wenn er dir in deinen Vermögensverhältnissen helfen könnte, die, seitdem du mit deiner Familie schlecht stündest, sehr ungeordnet seien. Er unterbrach mich mit der feierlichen Versicherung, er würde dir, soweit es an ihm läge, jede Gefälligkeit erweisen, und wenn du dich zu einer anderen Liebe entschließen könntest, würde er dir sogar eine hübsche Mätresse besorgen, die er um meinetwillen verlassen habe.

Ich habe seine Idee beifällig begrüßt, um jedem

Argwohn seinerseits noch wirksamer zu begegnen. Ich baute mehr und mehr auf meinen Plan und wünschte mir nur die Möglichkeit, dich von ihm zu unterrichten, denn ich besorgte, du möchtest nur allzu beunruhigt sein, weil ich unsere Verabredung nicht eingehalten hatte. In dieser Absicht schlug ich ihm vor, dir diese neue Geliebte noch am gleichen Abend zuzusenden, um eine Gelegenheit zu haben, dir zu schreiben. Ich mußte mich zu dieser List entschließen, weil ich nicht hoffen konnte, daß er mich einen Augenblick freilassen würde.

Er lachte über meinen Vorschlag, rief seinen Lakaien, fragte ihn, ob er seine frühere Mätresse sofort wiederfinden könnte, und schickte ihn hierhin und dorthin, um sie zu suchen. Er dachte, sie müßte nach Chaillot gehen, um dich zu finden, aber ich belehrte ihn, daß ich dir, als wir uns trennten, versprochen hätte, dich in der Komödie zu treffen, oder, wenn mich irgend etwas hindern sollte, dorthin zu gehen, so hättest du dich verpflichtet, mich in einem Wagen am Ende der Rue Saint-André zu erwarten, folglich sei es besser, dir deine neue Geliebte dorthin zu schicken, sei es auch nur, damit du dort nicht die ganze Nacht vergeblich wartetest. Ich sagte ihm noch, es sei angebracht, dir ein Wort zu schreiben, um dich von diesem Tauschhandel in Kenntnis zu setzen, den du sonst kaum verstehen würdest. Er war damit einverstanden, aber ich war gezwungen, in seiner Gegenwart zu schreiben, und ich habe mich wohl gehütet, mich in meinem Briefe allzu offen zu erklären.

Auf diese Weise also sind die Dinge vor sich gegangen. Ich verhehle dir nichts, weder von meinen Taten noch von meinen Absichten. Das junge Mädchen kam, ich fand sie hübsch, und da ich nicht daran zweifelte, daß meine Abwesenheit dir schmerzlich sein würde, so habe ich aufrichtig gewünscht, sie könnte dir dazu dienen, dir für einige Augenblicke den Verdruß zu vertreiben, denn die Treue, die ich von dir wünsche, ist die des Herzens. Ich wäre auch sehr froh gewesen, wenn ich dir Marcel hätte schicken können, aber ich konnte mir nicht einen freien Augenblick verschaffen, um ihn darüber, was ich dich wissen lassen wollte, zu instruieren."

Sie schloß ihre Erzählung mit der Schilderung der Verlegenheit, in die sich G. M. durch das Billett des Herrn de T. versetzt fühlte. „Er war im Zweifel," sagte sie mir, „ob er mich verlassen sollte, und hat mir versichert, er würde gleich wieder da sein. Infolgedessen sehe ich dich hier nicht ohne Unruhe, und deshalb war ich auch überrascht, als du kamst."

Ich hörte diese Erzählung mit großer Geduld an. Sicherlich enthielt sie viel Rücksichtsloses und Kränkendes für mich, denn die Absicht ihrer Untreue war so klar, daß sie sich nicht einmal die Mühe genommen hatte, sie mir zu verbergen. Sie konnte nicht hoffen, daß G. M. sie die ganze Nacht als Vestalin lassen würde. Er war es also, mit dem sie sie zuzubringen gedachte. Was für ein Geständnis für einen Liebenden! Indessen bedachte ich, daß ich zum Teil Ursache ihrer Schuld

war, da ich ihr zuerst Kenntnis von den Gefühlen gegeben hatte, die G. M. für sie hatte, und durch die Bereitwilligkeit, mit der ich blindlings auf ihren tollkühnen und abenteuerlichen Plan eingegangen war. Und im übrigen wurde ich kraft einer angeborenen Geistesverfassung, die mir eigentümlich ist, von der Unbefangenheit ihrer Erzählung berührt und von jener treuherzigen, offenen Weise, mit der sie mir selbst die für mich kränkendsten Umstände erzählte. Sie sündigt ohne Bosheit, sagte ich zu mir selbst, sie ist leichtsinnig und unbesonnen, aber gerade und wahr. Dazu nehme man, daß die Liebe allein genügte, um mich vor all ihren Fehlern die Augen schließen zu lassen. Die Hoffnung, sie noch am selben Abend meinem Nebenbuhler zu entführen, befriedigte mich völlig. Dennoch sagte ich zu ihr: „Und die Nacht? Mit wem hättest du sie verbracht?" Diese Frage, die ich ihr traurig stellte, machte sie verlegen. Sie antwortete mir nur mit abgerissenen „Aber" und „Wenn".

Ich hatte Mitleid mit ihrer Verlegenheit, brach das Gespräch ab und erklärte ihr geradezu, ich erwarte von ihr, daß sie auf der Stelle mit mir gehe.

„Ich will es schon," sagte sie zu mir, „aber billigst du denn nicht meinen Plan?"

„Aber ist es denn nicht genug," versetzte ich, „daß ich alles billige, was du bis jetzt getan hast?"

„Wie? Wir werden nicht einmal die zehntausend Franken mitnehmen?" meinte sie. „Er hat sie mir geschenkt. Sie gehören mir."

Ich riet ihr, alles im Stich zu lassen und nur daran zu denken, schnell fortzukommen. Denn obgleich ich erst kaum eine halbe Stunde bei ihr war, so fürchtete ich die Rückkehr von G. M. Indessen erhob sie so dringende Vorstellungen, um meine Einwilligung zu erlangen, nicht mit leeren Händen herauszugehen, daß ich glaubte, ihr etwas bewilligen zu müssen, nachdem ich so viel von ihr erreicht hatte.

Während wir unsere Vorbereitungen zum Aufbruch trafen, hörte ich an das Haustor pochen. Ich war fest überzeugt, daß es G. M. wäre, und in der Verwirrung, in die dieser Gedanke mich versetzte, sagte ich zu Manon, daß er ein toter Mann wäre, wenn er sich zeigte. In der Tat war ich noch nicht abgekühlt genug, um mich bei seinem Anblick mäßigen zu können. Marcel machte meiner Verlegenheit ein Ende, indem er mir ein Billett brachte, das er für mich an der Haustür in Empfang genommen hatte.

Es war von Herrn de T., der mir mitteilte, G. M. sei in sein Haus gegangen, um Geld für ihn zu holen, und er benutze seine Abwesenheit, um mir einen sehr spaßhaften Gedanken mitzuteilen. Ihm scheine, ich könne mich nicht angenehmer an meinem Rivalen rächen, als wenn ich ihm sein Souper aufäße und in dieser Nacht in dem Bette schliefe, das er mit meiner Mätresse zu teilen hoffe. Das schiene ihm ziemlich leicht, wenn ich mich der Hilfe von drei oder vier Mann versichern könne, die entschlossen genug wären, ihn auf der Straße festzuhalten, und zuverlässig genug, um ihn bis zum

Morgen nicht aus den Augen zu verlieren. Was ihn betreffe, so verspreche er, ihn mindestens noch eine Stunde mit Gründen zu unterhalten, die er ihm für seine Rückkehr bereit hielt.

Dieses Billett zeigte ich Manon und teilte ihr mit, welcher List ich mich bedient hatte, um mich ungehindert bei ihr einzuschleichen. Meine Erfindung und die des Herrn de T. schienen ihr wunderbar, und wir lachten darüber nach Herzenslust einen Augenblick. Aber als ich ihr von dem zweiten Einfall wie von einem Scherze sprach, war ich erstaunt, als sie ernsthaft darauf einging wie auf eine Sache, deren Gedanke sie entzückte. Vergebens fragte ich sie, wo ich denn plötzlich Leute finden sollte, die geeignet wären, G. M. festzunehmen und treu zu bewahren. Sie sagte mir, man müsse es zumindest versuchen, da Herr de T. uns wenigstens noch eine Stunde sichere, und als Antwort auf meine anderen Einwände sagte sie mir, ich spielte den Tyrannen und wäre ungefällig gegen sie. Sie fand diesen Plan überaus hübsch. „Du wirst sein Gedeck zum Souper haben," wiederholte sie mir, „du wirst in seinen Laken schlafen, und morgen in der Frühe wirst du ihm seine Mätresse und sein Geld entführen. Du wirst am Vater und am Sohne eine schöne Rache genommen haben."

Ich gab ihren dringenden Vorstellungen nach, trotz der geheimen Regungen meines Herzens, die mir eine Katastrophe anzukündigen schienen. Ich verließ das Haus in der Absicht, zwei oder drei Gardes-du-Corps, mit denen mich Lescaut bekannt gemacht hatte, zu

bitten, sich mit der Festnahme von G. M. zu befassen. Ich fand nur einen zu Hause, dieser aber war ein unternehmender Mensch, der sich, als er kaum erfahren hatte, worum es sich handelte, für den Erfolg verbürgte. Er bat mich nur um zehn Pistolen, um drei Gardisten zu besolden, die er als ihr Anführer verwenden wollte. Ich bat ihn, keine Zeit zu verlieren. In weniger als einer Viertelstunde brachte er sie zusammen. Ich erwartete ihn in seinem Hause, und als er mit seinen Verbündeten zurück war, führte ich ihn selbst an die Ecke einer Straße, durch die G. M. notwendigerweise zu Manon zurückkehren mußte. Ich empfahl ihm, ihn nicht zu mißhandeln, aber ihn bis sieben Uhr morgens so gut zu bewachen, daß ich sicher sein könnte, er würde nicht entschlüpfen. Er sagte mir, es wäre seine Absicht, ihn auf sein Zimmer zu bringen und ihn zu zwingen, sich zu entkleiden oder sogar in seinem Bett zu schlafen, während er selbst und seine drei Bravi die Nacht mit Trunk und Spiel hinbringen würden.

Ich blieb bei ihnen, bis zu dem Augenblick, wo ich G. M. erscheinen sah, und zog mich dann einige Schritte weit an einen dunklen Ort zurück, um Zeuge einer so außerordentlichen Szene zu sein. Der Garde-du-Corps redete ihn an, die Pistole in der Faust, und setzte ihm höflich auseinander, daß er ihm weder ans Leben noch ans Geld wolle, aber daß er, wenn er die geringste Schwierigkeit mache, ihm zu folgen, oder den geringsten Schrei ausstieße, ihm eine Kugel in den Kopf jagen würde. G. M. sah, daß er von drei Soldaten unterstützt

wurde, fürchtete ohne Zweifel die Kugel der Pistole und leistete keinen Widerstand. Ich sah ihn wie einen Hammel fortführen.

Sogleich kehrte ich zu Manon zurück, und um der Dienerschaft jeden Argwohn zu benehmen, sagte ich, als ich kam, sie brauchten Herrn de G. M. nicht zum Souper zu erwarten. Plötzliche Geschäfte hielten ihn wider Willen fest, und er hätte mich gebeten, ihn bei Manon zu entschuldigen und mit ihr zu soupieren, was ich als eine große Gunst betrachte bei einer so schönen Dame. Sie unterstützte meine Absicht sehr geschickt. Wir setzten uns zu Tisch und trugen ein ernstes Gesicht zur Schau, solange die Lakaien zum Servieren im Zimmer waren. Nachdem wir sie endlich gehen geheißen hatten, verbrachten wir einen der reizendsten Abende unseres Lebens. Ich befahl Marcel im geheimen, einen Fiaker zu suchen und ihn auf morgen früh vor sechs Uhr vor das Haustor zu bestellen. Gegen Mitternacht tat ich so, als verließe ich Manon, kehrte aber mit Marcels Hilfe leise wieder zurück und schickte mich an, G. M.'s Bett einzunehmen, wie ich seinen Platz bei Tische eingenommen hatte. Während dieser Zeit arbeitete unser böser Geist an unserem Verderben.

Wir waren im Taumel des Vergnügens, und das Schwert hing uns zu Häupten! Der Faden, der es hielt, sollte zerreißen. Aber um alle Einzelheiten unseres Sturzes verständlich zu machen, müssen wir seine Ursache aufklären.

G. M. war von einem Lakaien begleitet, als er durch

die Gardes-du-Corps festgenommen wurde. Dieser Bursche, durch das Abenteuer seines Herrn erschreckt, floh auf dem Wege zurück, den er gekommen war, und das erste, was er tat, um ihm zu helfen, war, daß er den alten G. M. von dem benachrichtigte, was sich ereignet hatte. Eine so böse Nachricht konnte nicht verfehlen, ihn sehr zu beunruhigen. Er hatte nur diesen Sohn, und seine Rührigkeit war erstaunlich für sein Alter. Zunächst wollte er vom Lakaien alles wissen, was sein Sohn am Nachmittag gemacht hätte, ob er sich mit jemanden gestritten, ob er an der Auseinandersetzung eines andern teilgenommen, ob er sich in einem verdächtigen Hause befunden hätte. Der Lakai, der seinen Herrn in der äußersten Gefahr glaubte, und der nichts mehr verschweigen zu dürfen glaubte, um ihm Hilfe zu sichern, entdeckte alles, was er von seiner Liebe zu Manon wußte und von den Ausgaben, die er für sie gemacht hatte. Er erzählte, womit er den Nachmittag in ihrem Hause bis gegen neun Uhr verbracht habe, wie er fortgegangen sei, und von dem Unglück bei seiner Rückkehr.

Das war genug, um in dem Greise den Verdacht aufsteigen zu lassen, daß die Angelegenheit seines Sohnes mit einer Liebschaft zusammenhänge. Obgleich es mindestens halb elf Uhr abends war, begab er sich ohne Schwanken sofort zum Herrn Polizeidirektor und bat ihn, allen Scharwachen bestimmte Befehle zu geben. Er ließ sich selbst eine Patrouille zur Begleitung beigeben und eilte nach der Straße, in der sein Sohn

festgenommen worden war. Er durchsuchte alle Orte der Stadt, wo er ihn finden zu können hoffte, und als er seine Spuren nirgends entdeckt hatte, ließ er sich endlich zum Hause seiner Mätresse führen, weil er glaubte, er könnte dorthin zurückgekehrt sein.

Ich wollte gerade ins Bett gehen, als er kam. Da die Tür des Zimmers geschlossen war, hörte ich nicht, daß man an die Haustür klopfte, aber er drang hinein, von zwei Häschern begleitet, und erkundigte sich vergeblich, was aus seinem Sohne geworden wäre. Er bekam Lust, seine Geliebte zu sehen, um von ihr einige Aufklärung zu erlangen. Er geht in die Wohnräume hinauf, immer von seinen Häschern begleitet.

Wir waren bereit, ins Bett zu gehen, er öffnet die Tür, und sein Anblick läßt das Blut in unseren Adern gefrieren.

„Mein Gott, da ist der alte G. M.," sage ich zu Manon. Ich springe nach meinem Degen. Unglücklicherweise war er in den Gurt verwickelt. Die Polizeisoldaten, die meine Bewegung sahen, traten sofort auf mich zu, um ihn mir fortzunehmen. Ein Mann im Hemd ist widerstandslos. Sie nahmen mir jede Möglichkeit, mich zu verteidigen.

G. M., obgleich durch das, was er sah, in Verwirrung gesetzt, erkannte mich sogleich wieder, und noch leichter erkannte er Manon wieder. „Ist es eine Sinnestäuschung?" sagte er ernst zu uns. „Sehe ich nicht den Chevalier des Grieux und Manon Lescaut?" Ich war so wütend vor Scham und Schmerz, daß ich ihm keine

Antwort gab. Er schien eine Zeitlang verschiedene Gedanken in seinem Kopfe zu wälzen, und als ob sie plötzlich seinen Zorn entzündet hätten, schrie er, zu mir gewandt:

„Ah, du Elender, ich bin sicher, daß du meinen Sohn getötet hast.“ Diese Beleidigung traf mich empfindlich.

„Alter Bösewicht,“ antwortete ich ihm mit Stolz, „wenn ich jemanden aus deiner Familie zu töten hätte, so hätte ich mit dir angefangen.“ — „Haltet ihn gut,“ sagte er zu den Polizisten. „Er muß mir Nachrichten von meinem Sohne geben, ich lasse ihn morgen hängen, wenn er mir nicht sofort sagt, was er mit ihm gemacht hat.“

„Du wirst mich hängen lassen, Halunke?“ sagte ich. „Deinesgleichen muß man an den Galgen schicken! Erfahre, daß ich von edlerem und reinerem Blut bin als du! Ja,“ fügte ich hinzu, „ich weiß, was deinem Sohne zugestoßen ist, und wenn du mich weiter reizt, so werde ich ihn erdrosseln lassen, bevor es Morgen ist, und ich verspreche dir dasselbe Schicksal nach ihm.“

Ich beging eine Unvorsichtigkeit, als ich ihm bekannte, ich wüßte, wo sein Sohn wäre. Aber das Übermaß meines Zornes verleitete mich zur Preisgabe dieses Geheimnisses. Er rief sogleich fünf, sechs andere Soldaten, die an der Tür auf ihn warteten, und befahl ihnen, sich aller Bedienten des Hauses zu versichern.

„Herr Chevalier,“ fing er wieder in höhnischem Tone an, „Sie wissen, wo mein Sohn ist, und Sie werden ihn

erdrosseln lassen, sagen Sie? Sie können darauf rechnen, daß wir Ihnen das gründlich besorgen werden!“ Ich merkte sofort, welchen Fehler ich begangen hatte. Er näherte sich Manon, die weinend auf dem Bette saß. Er sagte ihr einige ironische Galanterien über die Gewalt, die sie über Vater und Sohn ausübte, und den guten Gebrauch, den sie von ihr machte. Dieses alte unzüchtige Monstrum wollte sich einige Vertraulichkeiten mit ihr erlauben.

„Hüte dich, sie zu berühren,“ rief ich, „nichts, und wäre es das Heiligste, könnte dich aus meinen Händen retten.“ Er ging hinaus und ließ drei Soldaten im Zimmer, denen er befahl, sie sollten uns rasch unsere Kleider anlegen lassen.

Ich weiß nicht, welche Absichten er damals mit uns hatte. Vielleicht hätten wir die Freiheit erhalten, wenn wir ihm mitgeteilt hätten, wo sein Sohn war. Während ich mich anzog, überlegte ich, ob das nicht das beste wäre. Aber wenn er in dieser Stimmung gewesen war, als er unser Zimmer verließ, so war sie gründlich verändert, als er dorthin zurückkam. Er hatte die von den Soldaten festgenommenen Bedienten Manons ausgefragt. Von denen, die sie von seinem Sohne erhalten hatte, konnte er nichts erfahren. Aber er erfuhr, daß Marcel uns vorher bedient hatte, und beschloß, ihn durch Drohungen einzuschüchtern und zum Reden zu zwingen.

Er war ein treuer Bursche, aber einfältig und plump. Die Erinnerung an das, was er im Hospital zur Befreiung Manons getan hatte, verbunden mit dem

Schrecken, den G. M. ihm einflößte, machte einen solchen Eindruck auf seinen schwachen Geist, daß er sich einbildete, man werde ihn zum Galgen oder zum Rade führen. Er versprach, alles zu enthüllen, was zu seiner Kenntnis gelangt wäre, wenn man ihm das Leben retten wollte. Dadurch gewann G. M. die Überzeugung, daß in unseren Angelegenheiten etwas Ernsteres und Strafbareres wäre, als er bisher Veranlassung hatte anzunehmen. Er bot Marcel für seine Bekenntnisse nicht nur das Leben an, sondern auch Belohnung. Dieser Unglücksmensch offenbarte ihm einen Teil unseres Planes, über welchen wir uns vor ihm unterhalten hatten, ohne uns Zwang aufzuerlegen, weil er mit dabei sein sollte. Zwar hatte er keinerlei Kenntnis von den Veränderungen, denen wir den Plan in Paris unterworfen hatten, aber er war beim Aufbruch aus Chaillot von der Anlage des Unternehmens und der Rolle, die er dabei spielen sollte, unterrichtet. Er erklärte ihm also, daß es unsere Absicht wäre, seinen Sohn hinters Licht zu führen, daß Manon zehntausend Franken empfangen sollte oder schon empfangen hatte, die nach unserer Absicht den Erben des Hauses G. M. niemals zugute kommen sollten.

Nach dieser Entdeckung stieg der Greis aufgebracht wieder in unser Zimmer hinauf, ging, ohne zu sprechen, in das Kabinett, wo er das Geld und die Schmucksachen mühelos fand. Er kam mit hochrotem Gesicht zu uns zurück, zeigte uns das, was er unsere „Diebesbeute“ zu nennen beliebte, und überschüttete uns mit

beleidigenden Vorwürfen. Er hielt das Perlenkollier und die Armbänder Manon nahe vors Gesicht und fragte sie mit spöttischem Lächeln:

„Erkennen Sie sie wieder? Es war nicht das erstemal, daß Sie sie gesehen haben. Es sind dieselben, auf mein Wort! Sie waren nach Ihrem Geschmack, meine Schöne, ich will es wohl glauben! Die lieben Kinderchen! Sie sind wirklich recht liebenswürdig, alle beide, aber ein bißchen diebisch."

Mein Herz wollte bei diesen beleidigenden Worten vor Wut zerspringen. Um nur einen Augenblick frei zu sein, hätte ich gegeben ... gerechter Himmel, was hätte ich nicht gegeben! Schließlich tat ich mir Gewalt an, um ihm mit einer Mäßigung, die nichts war als eine Spitzfindigkeit der Wut, zu sagen: „Machen Sie doch ein Ende, mein Herr, mit diesem unverschämten Hohne! Worum handelt es sich denn? Was haben Sie mit uns vor?"

„Es handelt sich darum, mein Herr Chevalier, stehenden Fußes nach dem Châtelet zu gehen. Morgen wird Tag sein, und wir werden in unseren Angelegenheiten klarer sehen, und ich hoffe, daß Sie mir dann schließlich die Gnade erweisen werden, mir mitzuteilen, wo mein Sohn ist."

Ohne viel Überlegung nötig zu haben, begriff ich, daß es schreckliche Konsequenzen für uns haben könnte, wenn wir erst im Châtelet festgesetzt wären. Bebend sah ich alle Gefahren voraus. All meinem Stolze zum Trotz erkannte ich, daß ich unter der Last meines Unglücks

nachgeben und meinem grausamsten Feinde schmeicheln mußte, um durch Unterwürfigkeit etwas von ihm zu erreichen. Ich bat ihn in höflichem Tone, mich einen Augenblick anzuhören.

„Ich will mein Unrecht eingestehen, mein Herr," sagte ich zu ihm. „Ich gebe zu, daß die Jugend mich große Fehler hat begehen lassen, und daß Sie verletzt genug sind, um sich mit gutem Rechte zu beklagen. Aber wenn Sie die Macht der Liebe kennen sollten, wenn Sie beurteilen können, was ein junger Mann leidet, dem man alles nimmt, was er liebt, so werden Sie vielleicht finden, man dürfe mir verzeihen, daß ich das Vergnügen einer kleinen Rache gesucht habe, oder Sie werden mich wenigstens für genug bestraft halten durch den Schimpf, den ich jetzt schon erlitten habe. Weder Gefängnis noch gerichtliche Bestrafung ist notwendig, um mich zu zwingen, Ihnen mitzuteilen, wo Ihr Herr Sohn ist. Er befindet sich in Sicherheit. Es war weder meine Absicht, ihm zu schaden, noch Sie zu beleidigen. Ich bin bereit, Ihnen den Ort zu nennen, wo er die Nacht ruhig verbringt, wenn Sie mir die Gunst erweisen, mir die Freiheit zu schenken."

Weit entfernt, von meiner Bitte gerührt zu sein, wandte mir dieser alte Tiger lachend den Rücken zu. Er ließ nur einige Worte fallen, um mir begreiflich zu machen, daß er unseren Plan einschließlich seiner ersten Anfänge kenne. Was seinen Sohn anging, so setzte er nur schroff hinzu, daß er sich schon wiederfinden würde, da ich ihn nicht ermordet hätte.

„Führt sie ins kleine Châtelet," sagte er zu den Soldaten „und paßt auf, daß der Chevalier nicht ausreißt. Das ist ein ganz Schlauer, der sich schon aus Saint-Lazare gerettet hat."

Er ging hinaus und ließ mich in einem Zustand zurück, den Sie sich denken können.

„O Himmel," rief ich aus, „demütig will ich alle Schläge empfangen, die von deiner Hand kommen, aber daß solch ein elender Schurke die Macht haben soll, mich so tyrannisch zu behandeln, das bringt mich zur äußersten Verzweiflung."

Die Polizisten baten uns, sie nicht länger warten zu lassen. Sie hatten einen Wagen vor der Tür. Ich gab Manon die Hand zum Hinabgehen. „Komm', meine teure Königin," sagte ich zu ihr, „komm' und unterwirf dich der ganzen Härte unseres Schicksals. Vielleicht wird es dem Himmel gefallen, uns eines Tages glücklicher zu machen."

Wir fuhren in demselben Wagen. Sie legte sich in meine Arme, ich hatte sie noch nicht ein Wort sprechen hören seit dem Augenblick, als G. M. unser Zimmer betreten hatte. Aber da sie nun allein mit mir war, sagte sie mir tausend Zärtlichkeiten und warf sich vor, die Ursache meines Unglücks zu sein. Ich versicherte ihr, daß ich mich niemals über mein Schicksal beklagen würde, solange sie nicht aufhören würde, mich zu lieben.

„Ich bin es nicht, der zu beklagen ist," fuhr ich fort. „Einige Monate Gefängnis erschrecken mich gar nicht, und ich werde immer das Châtelet dem Saint-Lazare

vorziehen. Aber an dir, teure Seele, nimmt mein Herz Anteil. Was für ein Schicksal für ein so entzückendes Wesen! Himmel, wie streng behandelst du das vollkommenste deiner Werke! Warum sind wir nicht alle beide mit Eigenschaften geboren worden, die unserm Elend entsprechen? Wir haben Geist, Geschmack und Feinfühligkeit empfangen. Ach, welch traurigen Gebrauch machen wir davon, während so viele niedrige und unseres Schicksals würdige Seelen jede Gunst des Glücks genießen!"

Solche Gedanken erfüllten mich mit Schmerz. Aber das war noch nichts im Vergleich zu denen, die die Zukunft betrafen. Denn ich verzehrte mich vor Angst für Manon. Sie war schon im Hospital gewesen, und wenn sie es auch durch die gute Tür verlassen hatte, so wußte ich doch, daß Wiederholungen in dergleichen Dingen von außergewöhnlich gefährlichen Folgen waren. Ich hätte ihr gern meine Besorgnisse erklärt, aber ich fürchtete, in ihr zu viele zu erwecken. Ich zitterte für sie, ohne zu wagen, sie von der Gefahr zu unterrichten, und umarmte sie seufzend, um sie wenigstens meiner Liebe zu versichern, die fast das einzige Gefühl war, das ich auszudrücken wagte.

„Manon," sagte ich zu ihr, „sprich aufrichtig, wirst du mich immer lieben?"

Sie antwortete mir, es mache sie sehr unglücklich, daß ich daran zweifeln könne.

„Nun, nun," erwiderte ich, „ich zweifle nicht daran und will mit dieser Versicherung allen unseren Feinden

trotzen. Ich werde meine Familie in Bewegung setzen, um aus dem Châtelet herauszukommen, und will mein Blut bis zum letzten Tropfen vergießen, um dich herauszubringen, sobald ich frei bin.“

Wir kamen im Gefängnis an. Man brachte jeden von

uns an einen andern Ort. Diesen Schlag empfand ich weniger hart, weil ich ihn vorausgesehen hatte. Ich empfahl Manon dem Schließer, indem ich ihn darauf hinwies, daß ich ein Mann sei, der etwas vorstellte, und ihm eine namhafte Belohnung versprach. Ich küßte meine teure Geliebte, bevor ich sie verließ, und beschwor sie, sich nicht übermäßig zu grämen und nichts

zu fürchten, solange ich auf der Welt wäre. Ich war nicht ohne Geld. Ich gab ihr einen Teil davon, und von dem, was mir blieb, bezahlte ich dem Schließer im voraus einen Monat reichliche Pension für sie und für mich.

Mein Geld hatte eine sehr gute Wirkung. Man brachte mich in einem sauber möblierten Zimmer unter und versicherte mir, daß Manon ein gleiches habe. Ich beschäftigte mich sogleich mit den Mitteln, meine Freilassung zu beschleunigen. Es war klar, daß an meiner Sache nichts absolut Strafbares war, und selbst wenn ich annahm, daß die Absicht unseres Diebstahls durch Marcels Aussage bewiesen wurde, so wußte ich doch recht gut, daß man den bloßen Willen nicht bestraft. Ich beschloß, sofort an meinen Vater zu schreiben, um ihn zu bitten, in Person nach Paris zu kommen. Wie gesagt, ich schämte mich viel weniger, im Châtelet zu sein als in Saint-Lazare. Obgleich ich übrigens all den Respekt wahrte, den man der väterlichen Autorität schuldet, so hatten doch Alter und Erfahrung meine Schüchternheit sehr vermindert. Ich schrieb also, und im Châtelet machte man keine Schwierigkeit, meinen Brief hinausgehen zu lassen. Aber das war eine Mühe, die ich mir hätte ersparen können, wenn ich gewußt hätte, daß mein Vater den nächsten Tag in Paris ankommen sollte.

Er hatte den Brief bekommen, den ich ihm acht Tage vorher geschrieben hatte, und eine sehr große Freude über ihn empfunden. Aber mit wie großer Hoffnung

ich ihm auch betreffs meiner Bekehrung geschmeichelt hatte, so glaubte er doch nicht, sich ausschließlich auf meine Versprechungen verlassen zu sollen. Er faßte den Entschluß, sich mit eigenen Augen von meiner Sinnesänderung zu überzeugen und seine Haltung von der Aufrichtigkeit meiner Reue abhängig zu machen. Am Tage nach meiner Verhaftung langte er an. Sein erster Besuch galt Tiberge, an den ich ihn gebeten hatte, seine Antwort zu richten. Er konnte von ihm weder meine Wohnung erfahren, noch in welcher Lage ich mich gegenwärtig befand. Er erfuhr von ihm nur in großen Zügen, was ich seit meinem Entweichen aus Saint-Sulpice erlebt hatte. Tiberge sprach ihm in sehr günstiger Weise von den guten Vorsätzen, die ich bei unserer letzten Zusammenkunft zu ihm geäußert hatte, und fügte hinzu, daß er mich gänzlich von Manon losgelöst glaube, aber doch überrascht sei, daß ich seit acht Tagen nichts mehr von mir habe hören lassen. Mein Vater ließ sich nicht täuschen. Er begriff, daß in dem Schweigen, über das sich Tiberge beklagte, etwas war, das sich seinem Scharfsinn entzog, und bemühte sich so eifrig, meine Spuren zu entdecken, daß er schon zwei Tage nach seiner Ankunft erfuhr, ich sei im Châtelet.

Bevor ich seinen Besuch empfing, auf den ich keineswegs so bald gefaßt war, erhielt ich den des Herrn Polizeidirektors, oder, um die Dinge beim rechten Namen zu nennen, ich wurde dem Verhör unterzogen. Er machte mir einige Vorwürfe, aber sie waren weder hart noch unverbindlich. Er sagte mir in mildem Tone, daß

er meine schlechte Aufführung beklage, daß ich es an Klugheit habe fehlen lassen, als ich mir einen Mann wie Herrn G. M. zum Feinde gemacht habe. Zwar sähe man gleich, daß in meiner Sache mehr Unvorsichtigkeit und Leichtsinn als Schlechtigkeit im Spiele sei. Aber immerhin wäre es doch schon das zweite Mal, daß ich mich vor seinem Richterstuhle befände, und er habe gehofft, ich würde klüger geworden sein nach einer Lektion von zwei, drei Monaten Saint-Lazare. Entzückt darüber, mit einem vernünftigen Richter zu tun zu haben, sprach ich mich mit ihm in so respektvoller und gemäßigter Weise aus, daß er von meinen Antworten außerordentlich befriedigt schien. Er sagte mir, ich brauchte mich dem Kummer nicht allzusehr hinzugeben, er fühle sich geneigt, mir behilflich zu sein, aus Schonung für meine Abkunft und meine Jugend.

Ich hatte die Kühnheit, ihm Manon zu empfehlen und ihm auf ihre Anmut und angeborene Gutartigkeit ein Loblied zu singen. Er antwortete mir lachend, er habe sie noch nicht gesehen, aber man stelle sie ihm als eine gefährliche Person dar. Dieses Wort erregte meine Zärtlichkeit in solchem Grade, daß ich ihm tausend leidenschaftliche Dinge zur Verteidigung meiner armen Geliebten sagte und sogar mich nicht enthalten konnte, einige Tränen zu vergießen. Er gab den Befehl, mich in mein Zimmer zurückzuführen. „Liebe! Liebe!“ rief dieser würdige Beamte aus, als er mich das Zimmer verlassen sah, „wirst du dich niemals mit der Vernunft vertragen?“

Ich war gerade dabei, mich meinen traurigen Gedanken hinzugeben und über das Gespräch nachzudenken, das ich mit dem Herrn Polizeidirektor gehabt hatte, als ich die Tür meines Zimmers öffnen hörte. Es war mein Vater. Obgleich ich halb und halb auf seinen Anblick vorbereitet war, da ich ihn für einige Tage später erwartete, so wurde ich dennoch so lebhaft davon betroffen, daß ich mich in einen Abgrund gestürzt hätte, hätte er sich zu meinen Füßen geöffnet. Ich küßte meinen Vater mit allen Zeichen äußerster Bewegung. Er setzte sich, bevor weder er noch ich den Mund geöffnet hatte.

Da ich stehen blieb, die Augen gesenkt und den Kopf entblößt, sagte er ernst zu mir: „Setzen Sie sich, mein Herr, setzen Sie sich. Dank dem Skandal Ihrer Ausschweifungen und Ihrer Spitzbübereien habe ich Ihren Aufenthaltsort entdeckt. Das ist der Vorteil, den Verdienste wie die Ihrigen mit sich bringen, daß man nicht verborgen bleiben kann. Sie gehen zur Berühmtheit auf einem unfehlbaren Wege. Ich hoffe, daß der Grève-Platz* bald dessen Ende sein wird, und Sie werden in der Tat den Ruhm haben, dort der Bewunderung der ganzen Welt zur Schau gestellt zu sein."

Ich antwortete nichts. Er fuhr fort: „Wie unglücklich ist doch ein Vater, wenn er einen Sohn zärtlich geliebt und nichts gespart hat, um aus ihm einen ehrlichen Mann zu machen, und am Ende ihn als einen

* Platz, auf dem im alten Paris die Hinrichtungen stattfanden.

Schelm findet, der ihm Unehre bringt! Aber immerhin tröstet man sich damit als mit einem unglücklichen Schicksal. Die Zeit verwischt es, und der Kummer vermindert sich. Was für ein Mittel jedoch bleibt gegen ein Übel, das sich alle Tage vermehrt, wie es die Ausschweifungen eines lasterhaften Sohnes sind, der jedes Ehrgefühl verloren hat! Du sagst nichts, Unglücklicher," fügte er hinzu. „Sieh einer diese künstliche Bescheidenheit und diese heuchlerische, sanfte Miene! Sollte man ihn nicht vielmehr für den ehrlichsten Mann seines Geschlechtes halten?"

Obgleich ich anerkennen mußte, daß ich diese Beschimpfungen zum Teil verdiente, so schien es mir doch, als ob er sie zu weit triebe. Ich glaubte, es sei mir erlaubt, offen zu sagen, was ich dachte.

„Ich versichere Ihnen, mein Herr," sagte ich ihm, „daß die Bescheidenheit, in der Sie mich vor Ihnen sehen, in keiner Weise angenommen ist. Es ist das natürliche Verhalten eines wohlgeratenen Sohnes, der seinen Vater, und besonders einen erzürnten Vater, unendlich achtet. Ebensowenig beanspruche ich, für den ordentlichsten Menschen unseres Geschlechtes zu gelten. Ich weiß, daß ich Ihre Vorwürfe verdiene, aber ich beschwöre Sie, ein wenig mehr Güte dabei walten zu lassen und mich nicht wie den ehrlosesten aller Menschen zu behandeln. So harte Bezeichnungen verdiene ich nicht. Es ist die Liebe, Sie wissen es, die alle meine Sünden verursacht hat. Verhängnisvolle Leidenschaft! Ach, kennen Sie nicht ihre Gewalt, und ist es möglich,

daß Ihr Blut, das die Quelle des meinigen ist, niemals die gleichen Gluten gefühlt habe? Die Liebe hat mich zu zärtlich, zu leidenschaftlich, zu treu und vielleicht zu nachgiebig gegen die Wünsche einer ganz reizenden Geliebten gemacht. Das sind meine Verbrechen. Sehen Sie darunter eines, das Sie entehrt? Ich flehe Sie an, lieber Vater," fügte ich zärtlich hinzu, „ein wenig Mitleid für einen Sohn, der immer voller Respekt und Liebe zu Ihnen gewesen ist, der nicht, wie Sie denken, auf Ehre und Pflicht Verzicht geleistet hat, und der tausendmal mehr zu beklagen ist, als Sie es sich vorstellen können!" Als ich diese Worte zu Ende sprach, vergoß ich einige Tränen.

Ein Vaterherz ist das Meisterwerk der Natur. Es ist sozusagen ihr bevorzugtes Herrschaftsgebiet, sie ist es, die alle seine Triebkräfte regelt. Mein Vater, der überdies ein Mann von Geist und Geschmack war, wurde von der Wendung, die ich meiner Verteidigung gegeben hatte, so gerührt, daß er mir diesen Umschwung nicht zu verbergen vermochte.

„Komm', mein armer Chevalier," sagte er zu mir, „komm' und umarme mich, du tust mir leid."

Ich umarmte ihn, und er drückte mich auf eine Weise an sich, die mich erkennen ließ, was in seinem Herzen vorging.

„Was aber sollen wir tun, um dich hier herauszubringen? Erzähle mir unverhohlen alle deine Geschichten."

Da es schließlich alles in allem in meiner Lebens-

weise nichts gab, das mir völlig zur Unehre gereichte, wenigstens, wenn man sie an derjenigen der jungen Leute gewisser Kreise maß, und da eine Mätresse in dem Jahrhundert, in dem wir sind, nicht für ehrenrührig gilt, so wenig wie die Fertigkeit, beim Spiel das Glück an sich zu fesseln, so legte ich meinem Vater ein aufrichtiges und bis ins einzelne gehendes Geständnis des Lebens ab, das ich geführt hatte. Bei jeder Sünde, die ich ihm bekannte, trug ich Sorge, berühmte Beispiele dafür heranzuziehen, um die Schande zu verringern.

„Ich lebe mit einer Geliebten zusammen," sagte ich zu ihm, „ohne durch die Zeremonien der Heirat verbunden zu sein. Der Herr Herzog von ... hält deren zwei vor den Augen von ganz Paris aus. Herr de ... hat seit zehn Jahren eine, die er mit einer Treue liebt, welche er für seine Frau niemals gehabt hat. Zwei Drittel der besseren Leute in Frankreich rechnen es sich zur Ehre an, eine zu haben. Ich habe beim Spiel ein wenig nachgeholfen: Herr Marquis de... und der Graf de ... haben keine anderen Einkünfte. Herr Prinz von ... und der Herzog von ... sind die Chefs einer Bande von Rittern des gleichen Ordens." Was meine Absichten auf die Börse der beiden G. M. angeht, so hätte ich ebenso leicht beweisen können, daß ich nicht ohne Vorbilder war. Aber ich hatte doch noch zu viel Ehrgefühl, um mich nicht selbst mit all denen zusammen zu verurteilen, deren Beispiel ich für mich hätte anführen können. So bat ich meinen Vater, diese Schwäche den beiden heftigen Leidenschaften

zu verzeihen, die mich beseelt hätten: der Rache und der Liebe.

Er fragte mich, ob ich ihm einiges mitteilen könnte über die kürzesten Wege, meine Freiheit zu erlangen, und zwar in einer Art, bei der der öffentliche Skandal vermieden werden könnte. Ich machte ihm Mitteilung von dem Wohlwollen, das der Polizeidirektor für mich hatte.

„Wenn Sie einige Schwierigkeiten finden," sagte ich ihm, „so können sie nur von seiten der G. M. kommen, und so glaube ich, daß es angebracht wäre, wenn Sie sich der Mühe unterzögen, sie zu besuchen." Er versprach es mir.

Ich wagte nicht, ihn zu bitten, sich für Manon zu verwenden. Das war kein Mangel an Mut, sondern eine Wirkung meiner Furcht, ihn durch diesen Vorschlag aufzubringen und irgendeine für sie und für mich verhängnisvolle Absicht in ihm wachzurufen. Noch heute weiß ich nicht, ob diese Furcht nicht mein größtes Unglück verursacht hat. Denn sie verhinderte mich, die Gesinnung meines Vaters zu erforschen und mich zu bemühen, ihn für meine unglückliche Geliebte günstig zu stimmen. Ich hätte vielleicht noch einmal sein Mitleid erregt, ich hätte ihn gegen die Einflüsse mißtrauisch gemacht, die er vom alten G. M. nur zu leicht empfangen konnte. Was weiß ich? Mein Unstern hätte vielleicht über all meine Anstrengungen gesiegt, aber ich hätte dann wenigstens nur ihn und die Grausamkeit meiner Feinde für mein Unglück verantwortlich zu machen!

Mein Vater verließ mich und ging, Herrn von G. M. einen Besuch zu machen. Er fand ihn bei seinem Sohne, dem der Garde-du-Corps ehrlicherweise die Freiheit wiedergegeben hatte. Die Einzelheiten ihres Gesprächs habe ich nie erfahren, aber ich habe sie leicht folgern können aus seinen tödlichen Wirkungen. Sie gingen zusammen, ich meine die beiden Väter, zu dem Herrn Polizeidirektor, den sie um zwei Vergünstigungen baten. Die eine war, mich auf der Stelle aus dem Châtelet zu entlassen, die andere, Manon lebenslänglich gefangen zu halten oder sie nach Amerika zu schicken. Es war die Zeit, in der man begann, zahlreiche dunkle Existenzen nach dem Mississippi zu deportieren. Der Herr Polizeidirektor gab ihnen sein Wort, Manon mit dem ersten Schiff abreisen zu lassen.

Herr de G. M. und mein Vater kamen sogleich, um mir gemeinsam die Nachricht meiner Befreiung zu bringen. Herr de G. M. sagte mir etwas Verbindliches über das Vergangene, gratulierte mir zu dem Glücke, einen solchen Vater zu besitzen, und ermahnte mich, künftighin seine Lehren und sein Beispiel zu nutzen. Mein Vater befahl mir, mich bei ihm zu entschuldigen wegen der angeblichen Beleidigung, die ich seiner Familie angetan hatte, und ihm dafür zu danken, daß er sich mit ihm für meine Freilassung verwandt habe.

Wir verließen zusammen das Gefängnis, ohne ein Wort von meiner Geliebten gesprochen zu haben. Ich wagte nicht einmal, von ihr mit den Aufsehern in ihrer Gegenwart zu sprechen. Ach, meine traurigen

Empfehlungen wären vergeblich gewesen. Der grausame Befehl war zu gleicher Zeit gekommen wie der meiner Befreiung. Dieses unglückliche Mädchen wurde eine Stunde später ins Hospital geführt, um dort zu einigen Unglücklichen gebracht zu werden, die verurteilt waren, dasselbe Schicksal zu erleiden.

Mein Vater zwang mich, ihn nach dem Hause zu begleiten, wo er Wohnung genommen hatte. Es war beinahe sechs Uhr abends, da fand ich den Augenblick, um mich aus seiner Gegenwart zu stehlen und nach dem Châtelet zurückzukehren. Ich hatte nur die Absicht, Manon einige Erfrischungen zukommen zu lassen und sie dem Schließer zu empfehlen, denn ich schmeichelte mir nicht, daß die Erlaubnis, sie zu sehen, mir bewilligt werden würde. Auch hatte ich noch nicht Zeit gehabt, die Mittel zu ihrer Befreiung zu überlegen.

Ich verlangte, mit dem Schließer zu sprechen. Meine Freigebigkeit und Umgänglichkeit hatte ihm gefallen, so daß er, in der Absicht, mir etwas Freundliches zu erweisen, von dem Schicksale Manons als von einem Unglücke sprach, das er sehr bedauerte, weil es mich betrüben mußte. Ich begriff seine Ausdrucksweise gar nicht. Wir unterhielten uns ein paar Augenblicke, ohne uns zu verstehen. Schließlich merkte er, daß ich einer Erklärung bedurfte, und gab mir eine solche, daß ich schon geschaudert habe, sie Ihnen zu sagen, und daß ich noch schaudere, sie Ihnen zu wiederholen.

Niemals hat ein jäher Schlag eine plötzlichere und furchtbarere Wirkung gehabt. Ich fiel nieder mit einem

so schmerzhaften Herzklopfen, daß ich in dem Augenblick, wo ich das Bewußtsein verlor, für immer des Lebens ledig zu sein glaubte. Etwas von diesem Gedanken blieb mir sogar, als ich wieder zu mir kam. Ich wandte meine Blicke in alle Ecken des Zimmers und

auf mich selbst, um mir darüber klar zu werden, ob ich noch so unglücklich sei, ein lebender Mensch zu sein.

Wenn ich nur der natürlichen Regung folgte, die uns dazu treibt, uns von unseren Leiden zu befreien, so konnte mir, das ist gewiß, in diesem Augenblick der Verzweiflung und völligen Niedergeschlagenheit nichts süßer erscheinen als der Tod. Selbst die Religion konnte mir nach dem Tode nichts Unerträglicheres in Aussicht stellen als die grausamen Zuckungen, von denen ich

gepeinigt war. Indessen fand ich durch ein Wunder, das nur die Liebe kennt, bald wieder Kraft genug, um dem Himmel dafür zu danken, daß er mir Bewußtsein und Vernunft wiedergegeben hatte. Mein Tod wäre niemandem nützlich gewesen als mir. Manon hatte mein Leben nötig zu ihrer Befreiung, zu ihrer Hilfe, zu ihrer Rache. Ich schwor, mich ohne Schonung dafür einzusetzen.

Der Schließer leistete mir allen Beistand, den ich vom besten meiner Freunde hätte erwarten können. Ich nahm seine Dienste mit lebhafter Erkenntlichkeit an.

„Ach," sagte ich zu ihm, „meine Schmerzen rühren Euch also. Alle Welt verläßt mich, sogar mein Vater gehört ohne Frage zu meinen grausamsten Verfolgern. Niemand hat Mitleid mit mir. Einzig Ihr, im Hause der Härte und Unmenschlichkeit, zeigt Teilnahme für den elendesten aller Menschen!"

Er riet mir, mich nicht auf der Straße sehen zu lassen, bevor ich mich nicht ein wenig von meiner Erregung erholt hätte.

„Laßt mich, laßt mich," antwortete ich und ging hinaus. „Ich werde Euch eher wiedersehen als Ihr denkt, haltet für mich das dunkelste Eurer Verliese bereit. Ich mache mich an die Arbeit, es zu verdienen."

In der Tat zielten meine ersten Absichten auf nichts Geringeres ab, als mich der beiden G. M. und des Polizeidirektors zu entledigen und darauf mit bewaffneter Hand mich auf das Hospital zu stürzen mit allen, die ich für meine Fehde anwerben könnte. Kaum wäre bei

einer Rache, die mir so gerecht erschien, mein Vater geschont worden, denn der Schließer hatte mir nicht verhehlt, daß er und G. M. die Urheber meines Verderbens waren.

Aber als ich einige Schritte in der Straße getan und die Luft mein Blut und meine Stimmung ein wenig abgekühlt hatte, wich meine Raserei nach und nach vernünftigeren Empfindungen. Der Tod unserer Feinde wäre für Manon nur von geringem Nutzen gewesen und hätte mich ohne Zweifel der Gefahr ausgesetzt, aller Mittel, ihr zu helfen, verlustig zu gehen. Hätte ich übrigens zu feigem Meuchelmord meine Zuflucht genommen? Welch anderen Weg zur Rache konnte ich gehen? Ich sammelte alle Kräfte und Sinne, um zunächst an der Freilassung Manons zu arbeiten, und verschob alles übrige auf die Zeit nach der Lösung dieser wichtigen Aufgabe.

Mir blieb nur wenig Geld. Dies war jedoch die notwendige Grundlage, mit der ich beginnen mußte. Ich wußte nicht mehr als drei Personen, von denen ich welches erwarten konnte: Herrn de T., meinen Vater und Tiberge. Von den beiden letzteren welches zu erhalten, hatte wenig Wahrscheinlichkeit, und ich schämte mich, den anderen durch Zudringlichkeit meiner müde zu machen. Aber Not kennt kein Gebot. Auf der Stelle ging ich ins Seminar von Saint-Sulpice, ohne mich darum zu kümmern, ob man mich wiedererkenne. Ich ließ Tiberge rufen. Seine ersten Worte zeigten mir, daß er die letzten Wendungen meines Schicksals noch nicht

wußte. Diese Erkenntnis veranlaßte mich, meine Absicht, ihn durch Mitleid zu rühren, aufzugeben. Ich sprach ihm im allgemeinen von der Freude, die ich gehabt hatte, meinen Vater wiederzusehen, und bat ihn alsdann, mir etwas Geld zu leihen, unter dem Vorwande, vor meiner Abreise aus Paris einige Schulden bezahlen zu wollen, von denen ich wünschte, daß sie unbekannt blieben. Sogleich bot er mir seine Börse. Ich nahm fünfhundert Franken von den sechshundert, die ich darin fand. Ich bot ihm einen Schuldschein, er war zu edelmütig, um ihn anzunehmen.

Von dort ging ich wieder zu Herrn de T. Vor ihm sprach ich mich ohne Rückhalt aus. Ich setzte ihm mein Unglück und meine Schmerzen auseinander. Er wußte davon schon bis zu den geringsten Einzelheiten, infolge der Aufmerksamkeit, mit der er das Abenteuer des jungen G. M. verfolgt hatte. Nichtsdestoweniger hörte er mich an und beklagte mich sehr. Als ich ihn um seinen Rat bat hinsichtlich der Möglichkeit, Manon zu befreien, antwortete er mir traurig, er sähe in dem Punkte so schwarz, daß, wofern nicht ein Wunder des Himmels geschähe, man die Hoffnung fahren lassen müsse. Er hätte eigens im Hospital vorgesprochen, seitdem sie dort gefangen gehalten würde, aber selbst er hätte nicht die Erlaubnis erlangen können, sie zu sehen, da die Befehle des Polizeidirektors von äußerster Strenge seien, und da, was der Gipfel des Mißgeschicks sei, die unglückliche Schar, zu der sie nun gehören sollte, dazu bestimmt sei, am übernächsten Tage abzureisen.

Ich war von seinen Worten so bestürzt, daß er eine Stunde hätte reden können, ohne daß ich daran gedacht hätte, ihn zu unterbrechen. Er sagte mir weiter, er habe mich im Châtelet nicht besucht, um sich größere Freiheit zu schaffen, mir zu Diensten zu sein. Dafür sei es gut, wenn man glaubte, daß er keine Verbindung mit mir habe. In den wenigen Stunden, seit ich das Châtelet verlassen hätte, sei es sein Kummer gewesen, nicht zu wissen, wohin ich mich gewandt hätte. Er habe gewünscht, mich schnell zu sehen, um mir den einzigen Rat zu geben, von dem ich eine Änderung im Schicksal Manons, wie es scheine, erwarten könne. Es sei aber ein gefährlicher Rat, und er bäte mich, ewig zu verschweigen, daß er Anteil an ihm hätte: nämlich einige Bravi zu wählen, die den Mut haben würden, Manons Wächter anzugreifen, wenn sie Paris mit ihr verlassen hätten. Er wartete nicht ab, bis ich ihm von meiner Armut sprach.

„Hier sind hundert Pistolen," sagte er und gab mir eine Börse, „die Ihnen von einigem Nutzen sein können. Sie werden sie mir zurückgeben, wenn das Glück Ihr Vermögen wieder hergestellt haben wird." Er fügte hinzu, wenn die Rücksicht auf seinen Ruf ihm erlauben würde, die Befreiung meiner Geliebten selbst in die Hand zu nehmen, so würde er mir seinen Arm und seinen Degen anbieten.

Diese weitgehende Hochherzigkeit rührte mich bis zu Tränen. Und so zeigte ich ihm, als ich ihm meine Erkenntlichkeit aussprach, alle Wärme, die meine

Niedergeschlagenheit mir noch ließ. Ich fragte ihn, ob von einer Verwendung bei dem Polizeidirektor nichts zu hoffen wäre. Er sagte mir, er habe daran gedacht, aber er halte dieses Mittel für vergeblich, da man eine Gnade dieser Art nicht ohne Grund erbitten könne, und er sähe nicht recht, welchen Grund man bei einer gewichtigen und einflußreichen Persönlichkeit geltend machen könnte, um sie zu einem vermittelnden Schritte zu bewegen. Wenn man von dieser Seite etwas erhoffen wolle, so könne es nur dadurch sein, daß man Herrn de G. M. und meinen Vater zu einer Umstimmung ihrer Gefühle veranlasse und sie nötige, selbst den Herrn Polizeidirektor zu bitten, seinen Urteilsspruch zu widerrufen. Er bot mir an, alles aufzubieten, um den jungen G. M. zu gewinnen, obgleich er glaubte, er sei ein wenig abgekühlt gegen ihn infolge eines gewissen Argwohns, den er bei Gelegenheit unserer Sache gegen ihn gefaßt habe, und er ermahnte mich, meinerseits nichts zu unterlassen, um den Sinn meines Vaters zu beugen.

Das war keine leichte Aufgabe für mich. Ich meine, nicht nur durch die Schwierigkeit, die ich naturgemäß finden mußte, ihn zu besiegen, sondern auch wegen eines anderen Grundes, der mich schon die bloße Annäherung an ihn fürchten lassen mußte. Ich hatte mich gegen seine Befehle aus seiner Wohnung entfernt und war, seit ich die traurige Bestimmung Manons erfahren hatte, fest entschlossen, dorthin nicht zurückzukehren. Ich besorgte mit Recht, daß er mich wider meinen Willen festhalten ließe und mich ebenso in die Provinz

zurückbrächte. Mein älterer Bruder war schon einmal so verfahren. Zwar war ich seitdem älter geworden, aber das Alter ist ein schwacher Grund gegen die Gewalt. Indessen fand ich einen Ausweg, der mich vor der Gefahr rettete: ihn nämlich an einen öffentlichen Ort rufen zu lassen und mich ihm unter einem fremden Namen anzumelden. Ich entschied mich sogleich dafür.

Herr de T. ging zu G. M. und ich ins Luxembourg, von wo ich meinen Vater benachrichtigen ließ, daß ein ihm ergebener Edelmann ihn erwarte. Ich fürchtete, daß es ihm Schwierigkeiten machen würde, zu kommen, weil es bald Nacht war. Dennoch erschien er bald darauf, von seinem Lakaien begleitet. Ich bat ihn, in eine Allee zu gehen, wo wir allein sein könnten. Mindestens hundert Schritte gingen wir, ohne zu sprechen. Ohne Zweifel dachte er sich, daß ich so viel Vorbereitungen nicht ohne bedeutsame Absicht getroffen hätte. Er erwartete meine Anrede, und ich überlegte sie mir.

Endlich öffnete ich den Mund. „Mein Herr," sagte ich zitternd zu ihm, „Sie sind ein guter Vater, Sie haben mich mit Freundlichkeiten überschüttet und haben mir eine unendliche Anzahl von Sünden verziehen. So ist auch der Himmel mein Zeuge, daß ich für Sie alle Gefühle des zärtlichsten und respektvollsten Sohnes hege. Aber mir scheint..., daß Ihre Strenge..." — „Also, meine Strenge," unterbrach mein Vater, dem ich für seine Ungeduld zu langsam sprach. — „Ja, mein Herr," fing ich wieder an, „es scheint mir, daß Ihre Strenge in der Behandlung, die Sie der

unglücklichen Manon haben angedeihen lassen, außerordentlich ist. Sie haben sich dabei auf Herrn de G. M. verlassen. Sein Haß hat sie Ihnen in den schwärzesten Farben dargestellt. Sie haben sich von ihr eine abscheuliche Vorstellung gebildet. Sie ist indessen das süßeste und liebenswürdigste Geschöpf, das jemals war. Warum hat es dem Himmel nicht gefallen, Ihnen die Lust einzuflößen, sie einen Augenblick zu sehen? So sicher ich bin, daß sie reizend ist, ebenso sicher bin ich, daß sie Ihnen so erschienen wäre. Sie hätten Partei für sie ergriffen. Sie hätten die dunklen Machenschaften von G. M. verabscheut. Sie hätten Mitleid mit ihr und mit mir gehabt. Ach, ich bin dessen sicher, Ihr Herz ist nicht gefühllos, Sie hätten sich rühren lassen!"

Wiederum unterbrach er mich, denn er sah, daß ich mit einer Glut sprach, die mir nicht erlaubt hätte, so bald zu enden. Er wollte wissen, worauf ich mit einer so leidenschaftlichen Rede hinaus wollte. „Sie um das Leben zu bitten, das ich nicht einen Augenblick behalten kann, wenn Manon nach Amerika fährt."

„Nein, nein," sagte er in strengem Tone zu mir, „ich will dich lieber ohne Leben sehen als ohne Tugend und Ehre." — „Gehen wir doch nicht weiter," schrie ich und hielt ihn am Arme fest, „nehmen Sie mir dieses verhaßte und unerträgliche Leben, denn in der Verzweiflung, in die Sie mich bringen, wird der Tod eine Gnade für mich sein, ein Geschenk, der Hand eines Vaters würdig."

„Ich werde dir schenken, was du verdienst," sprach

er, „ich kenne sehr viele Väter, die nicht so lange gewartet hätten, um selbst deine Henker zu sein, aber es ist meine übertriebene Güte, die dich verdorben hat."

Ich warf mich ihm zu Füßen und sagte, während ich seine Knie umschlang: „Ach! Wenn Ihnen noch etwas davon bleibt, so verhärten Sie sich doch nicht gegen meine Tränen! Bedenken Sie, daß ich Ihr Sohn bin ... Ach! Erinnern Sie sich meiner Mutter. Sie liebten sie so zärtlich! Hätten Sie geduldet, daß man sie aus Ihren Armen gerissen hätte? Sie hätten sie bis zum Tode verteidigt. Haben die andern nicht ein Herz wie Sie? Kann man ein Barbar sein, wenn man einmal empfunden hat, was Zärtlichkeit und Schmerz ist?"

„Sprich mir nicht mehr von deiner Mutter," erwiderte er mit zorniger Stimme; „diese Erinnerung bringt mich in Harnisch. Sie wäre vor Schmerz über deine Ausschweifungen gestorben, wenn sie sie noch erlebt hätte. Beenden wir unser Gespräch; es ist mir lästig und wird mich zur Änderung meines Entschlusses nicht bewegen. Ich gehe nach Haus und befehle dir, mir zu folgen."

Der trockene und harte Ton, in dem er mir diesen Befehl erteilte, ließ mich deutlich erkennen, daß sein Herz unbeugsam war. Ich entfernte mich einige Schritte in der Furcht, es könne ihm einfallen, mich mit seinen eigenen Händen festzuhalten.

„Vermehren Sie nicht noch meine Verzweiflung," sagte ich zu ihm, „indem Sie mich zwingen, Ihnen ungehorsam zu sein. Es ist unmöglich, daß ich Ihnen folge.

Es ist nicht weniger unmöglich, daß ich lebe, nachdem Sie mich mit solcher Härte behandelt haben. So sage ich Ihnen denn ein ewiges Lebewohl. Mein Tod, von dem Sie bald hören werden," fügte ich traurig hinzu, „wird Sie vielleicht für mich wieder wie ein Vater empfinden lassen."

Da ich mich abwandte, um ihn zu verlassen, schrie er in heftigem Zorne: „Du weigerst dich also, mir zu folgen! So gehe denn und stürz' dich in dein Verderben. Lebe wohl, du undankbarer und widerspenstiger Sohn!"

„Leben Sie wohl," sagte ich in meiner Hitze, „leben Sie wohl, barbarischer und unnatürlicher Vater!"

Ich verließ sogleich das Luxembourg und eilte durch die Straßen wie ein Rasender bis zu dem Hause von Herrn de T. Im Gehen hob ich Augen und Hände, um alle himmlischen Mächte anzurufen.

„O Himmel," sagte ich, „wirst du ebenso unerbittlich wie die Menschen sein? Ich habe von niemand mehr Hilfe zu erwarten als von dir!"

Herr de T. war noch nicht zurückgekehrt, aber er kam, als ich einige Augenblicke auf ihn gewartet hatte. Seine Unterhandlung hatte keinen besseren Erfolg gehabt als die meinige. Er sagte es mir mit niedergeschlagener Miene. Der junge G. M. hatte, obgleich er gegen Manon und gegen mich weniger aufgebracht war als sein Vater, es abgelehnt, ihn zu unseren Gunsten zu beeinflussen. Er hatte vorgeschützt, er habe selber Furcht vor diesem rachsüchtigen Greise, der schon sehr hitzig gegen ihn geworden sei und ihm seinen Handel mit Manon

vorgeworfen habe. So blieb mir kein anderer Weg als der der Gewalt, wie ihn mir Herr de T. schon gezeigt hatte. Einzig darauf baute ich jetzt noch alle meine Hoffnungen.

„Sie sind sehr ungewiß," sagte ich zu ihm, „aber die festeste und tröstlichste dabei ist doch für mich die, wenigstens bei dem Unternehmen den Untergang zu finden." Ich verließ ihn und bat ihn, mich mit seinen guten Wünschen zu unterstützen, und dachte an nichts mehr, als Kameraden zu werben, denen ich einen Funken meines Mutes und meiner Entschlossenheit mitteilen könnte.

Der erste, dessen ich mich erinnerte, war derselbe Garde-du-Corps, den ich zur Festnahme von G. M. gebraucht hatte. Ich hatte auch die Absicht, die Nacht in seinem Zimmer zuzubringen, da ich den Nachmittag über den Kopf nicht frei genug hatte, um mir eine Wohnung zu besorgen. Ich traf ihn allein an. Er freute sich, mich aus dem Châtelet befreit zu sehen, und bot mir mit Herzlichkeit seine Dienste an. Ich setzte ihm auseinander, worin sie bestehen sollten. Er war klug genug, um alle Schwierigkeiten zu sehen, und gefällig genug, um ihre Überwindung zu versuchen. Wir verbrachten einen Teil der Nacht damit, meinen Plan durchzusprechen.

Er sprach mir von den drei Gardisten, deren er sich bei der letzten Gelegenheit bedient hatte, als von drei bewährten wackeren Leuten. Herr de T. hatte mir die Zahl der Polizeisoldaten, die Manon begleiten sollten,

genau genannt. Es waren nur sechs. Fünf kühne und entschlossene Leute genügten, um diese Elenden ins Bockshorn zu jagen, die nicht fähig sind, sich ehrlich zu verteidigen, wenn sie die Gefahr des Kampfes durch eine Feigheit vermeiden können. Da es mir nicht an Geld fehlte, riet mir der Garde-du-Corps, nichts zu sparen, um den Erfolg unseres Angriffs sicherzustellen.

„Wir brauchen Pferde," sagte er mir, „dazu Pistolen und jeder von uns einen Karabiner. Ich will mich morgen mit diesen Vorbereitungen befassen. Wir brauchen auch drei Zivilanzüge für unsere Soldaten, die bei einer derartigen Affäre nicht wagen würden, in der Uniform des Regimentes zu erscheinen."

Ich händigte ihm die hundert Pistolen ein, die ich von Herrn de T. bekommen hatte. Sie wurden am nächsten Tage bis zum letzten Sou gebraucht. Ich besichtigte die drei Soldaten, feuerte sie durch große Versprechungen an und machte, um ihnen jedes Mißtrauen zu nehmen, jedem von vornherein ein Geschenk von zehn Pistolen.

Der Tag der Ausführung kam. Ich schickte einen von ihnen am frühen Morgen zum Hospital, um sich mit eigenen Augen von dem Zeitpunkte zu überzeugen, wo die Häscher mit ihrer Beute aufbrechen würden. Obgleich ich diese Vorsicht nur aus übermäßiger Sorge und peinlicher Umsicht gebraucht hatte, so stellte sich doch heraus, daß sie absolut notwendig gewesen war. Ich hatte auf einige falsche Informationen, die man mir von ihrem Wege gegeben hatte, gerechnet und war

überzeugt gewesen, daß man diese bejammerungswürdige Schar in La Rochelle an Bord bringen würde. So hätte ich meine Mühe verloren, hätte ich sie auf der Straße nach Orleans erwartet. Indessen wurde ich durch den Bericht des Gardisten belehrt, daß sie den Weg nach der Normandie einschlüge und daß sie von Havre-de-Grâce nach Amerika abfahren sollte.

Wir begaben uns sogleich zur Porte Saint-Honoré, wobei wir Obacht gaben, auf verschiedenen Wegen dorthin zu gelangen. Wir vereinigten uns am Ende des Faubourg. Unsere Pferde waren frisch. Sehr bald entdeckten wir die sechs Wächter und die beiden elenden Wagen, die Sie vor zwei Jahren in Passy gesehen haben. Dieser Anblick nahm mir beinahe Kraft und Bewußtsein. „Oh, Schicksal," rief ich, „grausames Schicksal, gewähre mir wenigstens hier den Tod oder den Sieg." Einen Augenblick hielten wir Rat, wie wir unseren Angriff machen wollten. Die Häscher waren nicht mehr als vierhundert Schritt vor uns, und wir konnten sie abschneiden, wenn wir quer durch ein kleines Feld ritten, um das sich der große Weg herumzog. Der Garde-du-Corps war der Meinung, diesen Weg zu nehmen, um sie durch plötzliches Hervorbrechen zu überraschen. Ich billigte seinen Gedanken und war der erste, der seinem Pferde die Sporen gab.

Aber das Schicksal hatte meine Wünsche unerbittlich verworfen. Als die Polizisten fünf Reiter auf sich zusprengen sahen, zweifelten sie nicht an einem Angriff. Sie setzten sich in Verteidigungszustand und

machten ihre Bajonette und Flinten mit ziemlich entschlossener Miene gefechtsbereit. Dieser Anblick, der den Garde-du-Corps und mich nur anfeuerte, nahm unseren drei feigen Gefährten mit einem Schlage den Mut. Wie auf Verabredung hielten sie an, wechselten unter sich ein paar Worte, die ich nicht hörte, und wandten ihre Pferde, um wieder den Weg nach Paris mit verhängtem Zügel zu nehmen.

„Mein Gott," sagte der Garde-du-Corps zu mir, der von dieser niederträchtigen Fahnenflucht ebenso überrascht schien wie ich, „was sollen wir tun? Wir sind nur zwei."

Ich hatte vor Wut und Verwunderung die Sprache verloren. Ich hielt an, ungewiß, ob ich meine erste Rache nicht in der Verfolgung und Züchtigung der Feiglinge, die mich im Stiche ließen, suchen sollte. Ich sah sie fliehen, und auf der anderen Seite warf ich meine Blicke den Häschern nach. Wenn es mir möglich gewesen wäre, mich zu teilen, so hätte ich mich zugleich auf diese zwei Gegenstände meiner Wut gestürzt. Ich verschlang sie beide zusammen mit den Augen. Der Garde-du-Corps, welcher aus dem Umherirren meiner Blicke auf meine Unschlüssigkeit schloß, bat mich, seinen Rat anzuhören. „Da wir zwei sind," sagte er zu mir, „wäre es ein Wahnsinn, sechs Männer anzugreifen, die ebensogut bewaffnet sind wie wir, und die uns festen Fußes zu erwarten scheinen. Wir müssen nach Paris zurückkehren und versuchen, in der Wahl unserer Helfershelfer glücklicher zu sein. Die Polizisten werden

mit den zwei plumpen Wagen keine großen Tagereisen machen können, und wir werden sie ohne Schwierigkeit morgen einholen."

Einen Augenblick überlegte ich diese Meinung, aber da ich auf allen Seiten nichts sah, als was mich zur Verzweiflung brachte, so faßte ich einen wahrhaft verzweifelten Entschluß. Ich dankte nämlich meinem Begleiter für seine Dienste, und statt die Häscher anzugreifen, entschloß ich mich im Gegenteil, sie demütig zu bitten, mich in ihre Schar aufzunehmen, um mit ihnen Manon bis Havre-de-Grâce zu begleiten und alsdann mit ihr zusammen übers Meer zu fahren.

„Alle Welt verfolgt mich oder verrät mich," sagte ich zum Garde-du-Corps, „ich kann auf niemanden mehr bauen. Ich erwarte nichts mehr, weder vom Schicksal noch von der Hilfe der Menschen. Mein Unglück ist auf dem Gipfel. Es bleibt mir nichts mehr, als mich ihm zu unterwerfen, also schließe ich die Augen vor jeder Hoffnung. Möge der Himmel Eure Großmut belohnen, lebt wohl, nun will ich meinem Unstern helfen, meinen Untergang zu vollenden, indem ich ihm aus freien Stücken entgegeneile."

Vergeblich bemühte er sich noch, mich zur Rückkehr nach Paris zu bewegen, ich bat ihn, mich meine Entschlüsse ausführen zu lassen und auf der Stelle von mir zu gehn, aus Furcht, die Polizisten möchten auch jetzt noch glauben, es sei unsere Absicht, sie anzugreifen.

Ich ging allein auf sie zu, langsamen Schrittes und mit einem so verstörten Gesicht, daß sie in meiner

Annäherung unmöglich etwas Schreckliches finden konnten. Nichtsdestoweniger verharrten sie in Verteidigungsstellung.

„Beruhigen Sie sich, meine Herren," redete ich sie an, „ich bringe Ihnen nicht den Krieg, ich will Sie um Ihr Wohlwollen bitten." Ich bat sie, ohne Mißtrauen ihren Weg fortzusetzen, und im Gehen teilte ich ihnen mit, welche Gunst ich von ihnen erwartete. Sie ratschlagten untereinander, wie sie diese Eröffnung aufnehmen sollten. Der Anführer des Trupps nahm das Wort für die anderen. Er sagte mir, daß die Befehle, die sie hatten, über ihre Gefangenen zu wachen, von äußerster Strenge wären. Jedoch schiene ich ihm ein so netter Mann zu sein, daß er und seine Kameraden sich ihre Pflicht ein wenig leichter machen würden, aber ich müßte einsehen, daß das mich etwas kosten würde. Mir blieben ungefähr noch fünfzehn Pistolen. Ich sagte ihm offen, worin der Vorrat meiner Börse bestand. „Nun," sagte der Polizist, „wir wollen Ihnen entgegenkommen. Es wird Sie nur einen Taler die Stunde kosten, um sich mit dem von unseren Mädchen zu unterhalten, das Ihnen am besten gefällt. Das ist der übliche Preis in Paris."

Ich hatte ihnen nicht von Manon im besonderen gesprochen, weil ich nicht wollte, daß sie von meiner Leidenschaft erführen. Sie dachten sich zuerst, es wäre nichts als die Laune eines jungen Mannes, der bei diesen Kreaturen ein wenig Zeitvertreib suchte. Als sie aber bemerkt zu haben glaubten, daß ich verliebt war,

steigerten sie den Tribut dermaßen, daß meine Börse leer war, als wir von Mantes aufbrachen, wo wir an dem Tage übernachtet hatten, als wir in Passy ankamen.

Was soll ich Ihnen sagen von dem traurigen Inhalt meiner Gespräche mit Manon während dieser Fahrt oder von dem Eindruck, den ihr Anblick auf mich machte, als ich von den Wächtern die Erlaubnis erhalten hatte, mich ihrem Karren zu nähern? Ach, Worte können die Empfindungen des Herzens immer nur zur Hälfte wiedergeben! Aber stellen Sie sich meine arme Geliebte vor, um die Taille in Ketten gelegt, sitzend auf einigen Büscheln Stroh, den Kopf schmachtend gegen eine Seite des Wagens gelehnt, das Gesicht blaß und benetzt von einem Tränenbach, der sich durch die Wimpern ihrer immer geschlossenen Augen einen Weg bahnte. Sie hatte nicht einmal mehr die Neugier gehabt, sie zu öffnen, als sie den Lärm ihrer Wächter hörte, die angegriffen zu werden fürchteten. Ihre Wäsche war schmutzig und unordentlich, ihre zarten Hände der rauhen Luft ausgesetzt, kurzum, ihre ganze reizende Person, diese Erscheinung, die ein Universum zur Vergötterung hätte hinreißen können, zeigte sich in einer Verwüstung und Erniedrigung, die sich nicht ausdrücken lassen. Neben dem Wagen reitend, betrachtete ich sie einige Zeit. Ich war so wenig bei mir selbst, daß ich mehrmals im Begriff war, gefährlich zu stürzen. Meine häufigen Seufzer und Klagen zogen ihren Blick auf mich.

Sie erkannte mich, und ich bemerkte, daß sie in der

ersten Bewegung versuchte, sich aus dem Wagen zu stürzen, um zu mir zu gelangen, aber durch ihre Kette zurückgehalten, fiel sie in ihre vorige Stellung zurück. Ich bat die Häscher, aus Mitleid einen Augenblick

anzuhalten. Sie willigten ein aus Habgier. Ich stieg vom Pferde, um mich neben sie zu setzen. Sie war dermaßen entkräftet und schwach, daß sie sich lange ihrer Zunge nicht bedienen und ihre Hände nicht bewegen konnte. Ich benetzte sie während dieser Zeit mit meinen Tränen, konnte aber selbst kein einziges Wort hervorbringen, und so blieben wir beide in einer so traurigen Lage,

daß es für sie kaum jemals ein Beispiel gegeben hat. Unsere Worte waren nicht weniger traurig, als wir den Gebrauch der Sprache wiedergefunden hatten. Manon sagte wenig, als hätten Scham und Schmerz ihr die Zunge gelähmt. Der Ton ihrer Stimme war schwach und zitternd. Sie dankte mir, daß ich sie nicht vergessen hatte, und für die Freude, die ich ihr gewährte, sagte sie seufzend, mich wenigstens noch einmal zu sehen und mir das letzte Lebewohl zu sagen. Aber als ich ihr versichert hatte, daß nichts imstande sei, mich von ihr zu trennen, und daß ich willens sei, ihr bis ans Ende der Welt zu folgen, um für sie zu sorgen, um ihr zu dienen, um sie zu lieben und mein elendes Schicksal unzertrennlich an das ihrige zu ketten, da überließ sich das arme Mädchen so zärtlichen und schmerzlichen Empfindungen, daß ich angesichts einer so heftigen Erregung für ihr Leben fürchtete. Alle Regungen ihrer Seele schienen sich in ihren Augen zu sammeln. Sie hielt sie auf mich gerichtet. Manchmal öffnete sie den Mund, ohne die Kraft zu haben, die wenigen Worte zu vollenden, die sie begann. Nichtsdestoweniger entschlüpften ihr einige. Es waren Zeichen der Bewunderung für meine Liebe, zärtliche Klagen über ihr Übermaß, Zweifel daran, ob es denn wahr sei, daß sie das Glück habe, mir eine so restlose Leidenschaft eingeflößt zu haben, und dringende Bitten, ich solle auf die Absicht, sie zu begleiten, verzichten und anderswo ein Glück suchen, das meiner würdig wäre, und das ich, wie sie sagte, bei ihr nicht erhoffen könne.

Dem grausamsten Geschick zum Trotz fand ich meine Seligkeit in ihren Blicken und in der Gewißheit, die ich von ihrer Liebe hatte. Zwar hatte ich alles verloren, was die übrigen Menschen schätzen, aber ich war Herr von Manons Herzen, dem einzigen Gut, das mir wertvoll war. Ob ich nun in Europa oder in Amerika lebte, was kümmerte mich der Ort, wenn ich sicher war, im Zusammenleben mit meiner Geliebten dort glücklich zu sein? Ist das ganze Universum nicht das Vaterland zweier treuer Liebenden? Finden sie nicht ineinander Vater, Mutter, Verwandte, Freunde, Reichtümer und Glück? Wenn etwas mir Sorge verursachte, so war es die Furcht, Manon der Dürftigkeit der Armut ausgesetzt zu sehen. Ich sah mich schon mit ihr in einer unwirtlichen und von Wilden bewohnten Gegend. Ich bin ganz sicher, sagte ich, daß es unter den Wilden nicht so grausame Menschen geben kann wie G. M. und meinen Vater. Sie werden uns wenigstens in Frieden leben lassen. Wenn die Berichte über sie nicht lügen, so befolgen sie die Gesetze der Natur. Sie kennen weder die wütende Habgier, von der G. M. besessen ist, noch den phantastischen Ehrbegriff, der mir meinen Vater zum Feinde gemacht hat. Sie werden zwei Liebende nicht stören, die ebenso einfach leben wie sie. Von dieser Seite also war ich beruhigt. Was aber die gemeinen Bedürfnisse des Lebens betrifft, so machte ich mir darüber keine romantischen Ideen. Ich hatte es zu häufig durchgemacht, daß es unerträgliche Nöte gibt, zumal für ein recht zartes Mädchen, das an ein bequemes und reichliches

Leben gewöhnt ist. Ich war verzweifelt, meine Börse umsonst geleert zu haben, und daß ich drauf und dran war, auch noch das wenige Geld, das mir blieb, durch die Spitzbüberei der Häscher einzubüßen! Ich begriff, daß ich mit einer kleinen Summe hätte hoffen können, in Amerika, wo das Geld selten war, nicht nur mich gegen den Mangel zu schützen, sondern sogar etwas zu einer dauernden Versorgung unternehmen zu können. Diese Erwägung gab mir den Gedanken ein, an Tiberge zu schreiben, den ich immer zur Leistung von Freundschaftsdiensten so bereitwillig gefunden hatte. Ich schrieb ihm schon in der ersten Stadt, durch die wir kamen. Ich brachte keinen andern Grund vor als die dringende Not, in der ich mich voraussichtlich in Havre-de-Grâce befinden würde, und gestand ihm, daß ich im Begriff war, Manon dorthin zu begleiten. Ich bat ihn um hundert Pistolen.

„Laß sie mir in Havre," schrieb ich ihm, „durch den Postmeister zukommen. Du siehst wohl, daß es das letzte Mal ist, daß ich Deine Liebe in Anspruch nehme. Meine unglückliche Geliebte wird mir für immer geraubt und ich kann sie nicht abreisen lassen, ohne sie ein wenig zu unterstützen, um ihr Schicksal und meine tödliche Sehnsucht zu mildern."

Die Häscher wurden so unzugänglich, als sie die Heftigkeit meiner Leidenschaft entdeckt hatten, daß sie beständig den Preis der geringsten Vergünstigungen verdoppelten und mich bald in den äußersten Mangel brachten. Und im übrigen erlaubte mir die Liebe nicht, meine

Börse zu schonen. Vom Morgen bis zum Abend vergaß ich mich an Manons Seite, und nicht mehr stundenweise wurde mir die Zeit zugemessen, sondern nach der ganzen Länge der Tage. Endlich war meine Börse gänzlich leer, und ich war den Launen und der Brutalität der sechs Elenden ausgesetzt, die mich mit einer unerträglichen Anmaßung behandelten. Sie waren in Passy Zeuge davon. Das Zusammentreffen mit Ihnen war ein glücklicher Augenblick der Erholung, der mir vom Schicksal bewilligt wurde. Das Mitleid, das Sie beim Anblick meines Elends empfanden, war meine einzige Empfehlung bei Ihrem großmütigen Herzen. Die Hilfe, die Sie mir freigebig gewährten, diente mir dazu, Le Havre zu erreichen, und die Häscher hielten ihr Versprechen ehrlicher, als ich gehofft hatte.

Wir kamen in Le Havre an. Zuerst ging ich auf die Post. Tiberge hatte noch keine Zeit gehabt, mir zu antworten. Ich erkundigte mich genau, an welchem Tage ich seinen Brief erwarten konnte. Er konnte nicht vor zwei Tagen ankommen, und durch eine seltsame Fügung meines unglücklichen Schicksals traf es sich, daß unser Schiff am Morgen des Tages abfahren sollte, an dem ich die Post erwartete.

Ich kann Ihnen meine Verzweiflung nicht schildern. „Was," rief ich aus, „muß ich denn selbst im Unglück durch ein Übermaß ausgezeichnet sein?" Manon antwortete: „Ach, verdient denn so ein unglückliches Leben, daß wir uns so darum sorgen, laß uns in Havre sterben, mein lieber Chevalier. Mag der Tod mit einem Schlage

unser Elend enden. Sollen wir es in ein unbekanntes Land hinüberschleppen, wo wir ohne Zweifel uns auf schreckliche Nöte gefaßt machen müssen, da man mich zur Strafe hinüberschickt? Laß uns sterben," wiederholte sie mir, „oder gib mir wenigstens den Tod und suche ein anderes Los in den Armen einer glücklicheren Geliebten." — „Nein, nein," sagte ich ihr, „mit dir unglücklich zu sein, ist für mich ein beneidenswertes Los."

Ihre Worte ließen mich erzittern. Ich gewann die Überzeugung, daß sie von ihren Leiden niedergeschmettert sei. Ich zwang mich, ein ruhigeres Wesen zu zeigen, um ihr diese finsteren Gedanken des Todes und der Verzweiflung zu nehmen, und beschloß, dasselbe Betragen in Zukunft innezuhalten, und ich habe in der Folge die Erfahrung gemacht, daß nichts so imstande ist, einer Frau Mut zu geben, als die Unerschrockenheit eines Mannes, den sie liebt.

Als ich die Hoffnung auf Tiberges Hilfe verloren hatte, verkaufte ich mein Pferd. Das Geld, das ich daraus löste, zusammen mit dem, was mir noch von Ihrer Freigebigkeit blieb, machte die kleine Summe von siebzehn Pistolen aus. Ich verwandte sieben davon darauf, um einiges Notwendige zu Manons Bequemlichkeit zu kaufen, und hütete die zehn übrigen sorgfältig als die Grundlage unseres Vermögens und unserer Hoffnungen in Amerika. Es machte mir keine Schwierigkeiten, mit an Bord genommen zu werden. Man suchte damals junge Leute, die gesonnen waren, sich freiwillig den Kolonisten anzuschließen. Überfahrt und

Unterhalt wurden mir umsonst gewährt. Da die Post nach Paris am nächsten Tage abgehen sollte, so ließ ich einen Brief an Tiberge zurück. Er war rührend und ohne Zweifel dazu angetan, sein Herz im höchsten Grade zu bewegen, denn er veranlaßte ihn zu einem Entschlusse, der nur aus einem unendlichen Schatz von Zärtlichkeit und Hochherzigkeit für einen unglücklichen Freund stammen konnte.

Wir gingen unter Segel. Der Wind war ständig günstig. Ich erhielt vom Kapitän für Manon und mich einen abgetrennten Raum. Er hatte die Güte, uns mit anderen Augen zu betrachten als den Durchschnitt unserer elenden Gefährten. Schon am ersten Tage hatte ich ihn beiseite genommen und ihm, um mir einige Beachtung von ihm zu sichern, mein Schicksal zum Teil entdeckt. Ich glaubte mich nicht einer schimpflichen Lüge schuldig zu machen, wenn ich ihm sagte, ich wäre mit Manon verheiratet. Er stellte sich, als ob er es glaubte, und bewilligte mir seinen Schutz. Wir empfingen Beweise davon während der ganzen Überfahrt. Er sorgte dafür, daß wir anständig verpflegt wurden, und seine Rücksicht auf uns bewirkte, daß die Gefährten unseres Elends uns respektierten. Ich hatte ständig acht darauf, daß Manon nicht die geringste Unbequemlichkeit litt. Sie bemerkte es wohl, und diese Erkenntnis, verbunden mit der lebhaften Empfindung für die seltsame Lage, in die ich mich ihretwegen gebracht hatte, machte sie so zärtlich und so leidenschaftlich, auch so aufmerksam auf meine kleinsten Wünsche,

daß zwischen ihr und mir ein ständiger Wettstreit der Gefälligkeit und der Liebe statthatte. Ich trauerte Europa nicht nach. Im Gegenteil, je mehr wir uns Amerika näherten, je mehr fühlte ich, wie mein Herz freier und ruhiger wurde. Wenn ich sicher hätte sein können, dort an den einfachsten Lebensnotwendigkeiten keinen Mangel zu leiden, so hätte ich dem Schicksal gedankt, daß es unserem Unglück eine so günstige Wendung gegeben hatte ...

Nach einer Überfahrt von zwei Monaten legten wir endlich an dem ersehnten Gestade an. Beim ersten Anblick bot das Land uns nichts Angenehmes. Es waren unfruchtbare und unbewohnte Felder, wo man kaum etwas Schilf und einige vom Wind entblätterte Bäume sah. Keine Spur von Menschen oder Tieren. Als jedoch der Kapitän einige Schüsse von unseren Schiffsgeschützen hatte lösen lassen, bemerkten wir bald eine Schar von Bürgern aus Neu-Orleans, die mit lebhaften Zeichen der Freude sich uns näherten. Wir hatten die Stadt nicht entdeckt, sie liegt von dieser Seite aus hinter einem kleinen Hügel verborgen. Wir wurden empfangen wie Menschen, die vom Himmel herabgestiegen sind. Diese armen Einwohner drängten sich, um tausend Fragen an uns zu richten über den Zustand Frankreichs und die verschiedenen Provinzen, in denen sie geboren waren. Sie umarmten uns als ihre Brüder und als teure Gefährten, welche kamen, um ihre Armut und ihre Einsamkeit zu teilen. Wir schlugen mit ihnen den Weg nach der Stadt ein. Aber wir waren

überrascht, als wir auf dem Wege bemerkten, daß das, was man uns bisher als eine schöne Stadt gerühmt hatte, nichts war als ein Haufe ärmlicher Hütten. Sie waren von fünf- bis sechshundert Personen bewohnt. Das Haus des Gouverneurs schien uns durch seine Größe und seine Lage ein wenig ausgezeichnet. Es wird durch einige Erdwerke, um die ein breiter Graben geführt ist, geschützt.

Zunächst wurden wir ihm vorgestellt. Er unterhielt sich lange insgeheim mit dem Kapitän, kam dann wieder zu uns zurück und betrachtete all die Mädchen, die mit dem Schiffe angekommen waren, eine nach der anderen. Sie waren dreißig an der Zahl, denn wir hatten in Havre noch einen anderen Trupp getroffen, der sich mit dem unsrigen vereinigt hatte. Als der Gouverneur sie lange geprüft hatte, ließ er verschiedene junge Leute aus der Stadt rufen, welche schon lange auf eine Gattin warteten. Die hübschesten gab er den Vornehmsten, und die übrigen wurden verlost. Er hatte noch nicht mit Manon gesprochen, aber als er den anderen befohlen hatte, sich zurückzuziehen, hieß er sie und mich bleiben. „Ich höre vom Kapitän," sagte er zu uns, „daß Ihr verheiratet seid, und daß er Euch auf der Reise kennen gelernt hat als Menschen von Verstand und Talenten. Ich will mich nicht in die Gründe mischen, die Euer Unglück veranlaßt haben, aber wenn es wahr ist, daß Ihr so viel Lebensart habt, wie Euer Aussehen mir verspricht, so werde ich es an nichts fehlen lassen, um Euer Los zu erleichtern, und Ihr selbst werdet dazu

beitragen, mir den Aufenthalt in dieser wilden und wüsten Gegend angenehmer zu machen.“ Ich antwortete ihm auf die Weise, die ich für die geeignetste hielt, um die Vorstellung, die er von uns hatte, zu bestätigen. Er gab einige Befehle, damit man uns eine Wohnung in der Stadt vorbereite, und behielt uns zum Souper bei sich. Ich fand, daß er für einen Befehlshaber über unglückliche Verbannte viel Wohlerzogenheit besitze. Er fragte uns vor den andern nicht über die Ursache unseres abenteuerlichen Schicksals aus. Die Unterhaltung war allgemein, und trotz unserer Traurigkeit bemühten wir uns, Manon und ich, zu ihrer Annehmlichkeit beizutragen.

Am Abend ließ er uns in die Wohnung bringen, die man uns eingerichtet hatte. Wir fanden eine elende Hütte aus Brettern und Lehm, die zwei oder drei Zimmer nebeneinander mit einem Dachboden darüber enthielt. Der Gouverneur hatte fünf oder sechs Stühle und das unumgänglich Notwendige hineinschaffen lassen. Beim Anblick einer so traurigen Wohnung schien Manon erschreckt, und sie betrübte sich meinetwegen weit mehr als ihretwegen. Als wir allein waren, setzte sie sich nieder und fing bitterlich zu weinen an. Ich versuchte zuerst, sie zu trösten, aber als sie mir begreiflich machte, daß sie nur mich beklage, und daß sie in unserem gemeinsamen Unglück nur das in Betracht ziehe, was ich zu leiden hätte, da bemühte ich mich, so viel Mut und sogar Freude an den Tag zu legen, damit ich ihr noch welche mitteilen könnte.

„Worüber soll ich mich beklagen?“ sagte ich zu ihr. „Ich besitze alles, was ich wünsche, du liebst mich, nicht wahr, welch anderes Glück hat mir jemals vorgeschwebt? Überlassen wir dem Himmel die Sorge für unser Schicksal, ich finde es nicht so verzweifelt. Der Gouverneur ist ein billig denkender Mann, er hat Interesse an uns genommen und wird nicht zulassen, daß wir am Notwendigsten Mangel leiden. Was die Ärmlichkeit unserer Hütte und die Plumpheit unserer Möbel angeht, so hast du sehen können, daß es wenig Leute hier gibt, die besser untergebracht und besser mit Möbeln ausgestattet sind als wir; und außerdem bist du eine bewunderungswürdige Alchimistin,“ fügte ich hinzu und küßte sie, „du verwandelst alles in Gold.“

„Du wirst also der reichste Mann der ganzen Welt sein,“ antwortete sie mir, „denn wenn es niemals eine solche Liebe wie die deine gegeben hat, so ist es auch unmöglich, zärtlicher geliebt zu werden, als du es bist. Ich bin gerecht gegen mich,“ fuhr sie fort, „und fühle wohl, daß ich diese erstaunliche Anhänglichkeit, die du für mich hast, niemals verdient habe. Ich habe dir Kummer verursacht, den du mir ohne die seltenste Güte nicht hättest verzeihen können. Ich bin leichtsinnig und flatterhaft gewesen, und obgleich ich dich immer von ganzem Herzen geliebt habe, doch undankbar. Aber du kannst dir nicht denken, wie ich mich verändert habe. Meine Tränen, die du seit unserer Abreise aus Frankreich so oft hast fließen sehen, habe ich nicht ein einziges Mal über mein eigenes Unglück vergossen.

Ich habe aufgehört, es zu empfinden, sobald du angefangen hast, es zu teilen. Ich habe nur aus Zärtlichkeit und Mitleid für dich geweint. Ich kann mich nicht darüber trösten, dich nur einen Augenblick in meinem Leben bekümmert zu haben. Ich höre nicht auf, mir meine Treulosigkeiten vorzuwerfen, und die Ergriffenheit verläßt mich nicht, wenn ich mit Bewunderung daran denke, wozu die Liebe dich befähigt hat für eine Unglückliche, die ihrer nicht würdig war, und die auch mit ihrem ganzen Blut," fügte sie unter strömenden Tränen hinzu, „noch nicht einmal zur Hälfte die Schmerzen tilgen könnte, die sie dir angetan hat."

Ihre Tränen, ihre Worte und der Ton, in dem sie sie sprach, machten auf mich einen so erstaunlichen Eindruck, daß ich in meiner Seele gleichsam einen Zwiespalt zu spüren glaubte. „Gib acht," sagte ich zu ihr, „gib acht, meine liebe Manon, ich habe nicht Kraft genug, um so lebhafte Zeichen deiner Liebe ertragen zu können. Ich bin nicht gewöhnt an ein Übermaß der Freude. Lieber Gott," rief ich aus, „ich bitte dich um nichts mehr. Manons Herz ist mir sicher, es ist so, wie ich gewünscht habe, um glücklich zu sein. Jetzt kann ich nicht mehr aufhören, es zu sein, jetzt ist meine Seligkeit fest gegründet." — „Sie ist es," sagte sie, „solange sie von mir abhängig ist, und ich weiß wohl, wo ich die meinige immer mit Sicherheit werde finden können."

Mit diesen entzückenden Gedanken, die meine Hütte

in einen des ersten Königs der Welt würdigen Palast verwandelten, legte ich mich nieder. Danach erschien mir Amerika als ein Ort des Entzückens. „Man muß nach Neu-Orleans kommen," sagte ich oft zu Manon, „wenn man die wahren Freuden der Liebe genießen will. Hier liebt man sich ohne Berechnung, ohne Eifersucht und ohne Treubruch. Unsere Landsleute kommen hierher, um Gold zu suchen. Sie lassen sich nicht träumen, daß wir hier Schätze gefunden haben, die viel wertvoller sind."

Wir pflegten die Freundschaft mit dem Gouverneur sorgfältig. Einige Wochen nach unserer Ankunft hatte er die Güte, mir ein kleines Amt zu geben, das im Fort frei wurde. Obgleich es nicht sehr bedeutend war, nahm ich es an wie eine Gunst des Himmels. Es setzte mich in den Stand, zu leben, ohne jemandem zur Last zu fallen. Ich nahm einen Diener für mich und eine Dienerin für Manon. Unser kleines Vermögen ordnete sich. Meine Lebensweise war geregelt, die Manons war es nicht weniger. Wir ließen uns keine Gelegenheit entgehen, unseren Nachbarn gefällig und wohltätig zu sein. Dieses dienstfertige Verhalten und die Artigkeit unserer Sitten erwarben uns das Vertrauen und die Liebe der ganzen Kolonie. In kurzer Zeit waren wir so geachtet, daß wir für die ersten Leute der Stadt nach dem Gouverneur galten.

Die Rechtschaffenheit unserer Tätigkeit und die Ruhe, in der wir ständig lebten, führten dazu, uns unmerklich religiösen Anschauungen wieder zugänglich zu machen.

Manon war niemals ein gottloses Mädchen gewesen, und auch ich gehörte nicht zu jenen unbedingten Verächtern des Herkommens, die sich einen Ruhm daraus machen, der sittlichen Entartung noch die Irreligiosität hinzuzufügen. Liebe und Jugend waren die Ursache all unserer Unregelmäßigkeiten gewesen. Die Erfahrung begann, uns statt des Alters zu dienen, sie hatte auf uns dieselbe Wirkung wie die Jahre. Im Verlauf unserer Gespräche, die immer besonnen waren, gewannen wir unmerklich Geschmack an einer tugendhaften Liebe. Ich war der erste, der diese Veränderung Manon vorschlug. Ich kannte die Grundzüge ihres Herzens. Sie war gerade und natürlich in ihren Empfindungen, eine Eigenschaft, die immer zur Tugend geneigt macht. Ich machte ihr begreiflich, daß unserem Glücke noch etwas fehle.

„Es ist," sagte ich ihr, „noch nicht vom Himmel bestätigt. Unsere Seelen sind zu wohl geraten, und unser Herz zu rechtschaffen, um mit Willen in Pflichtvergessenheit zu leben. Es mag noch hingehen, daß wir in Frankreich so gelebt haben, wo es uns in gleichem Maße unmöglich war, von unserer Liebe zu lassen und uns rechtmäßig zu verbinden. Aber in Amerika, wo wir nur von uns selbst abhängen, wo wir die willkürlichen Gesetze des Ranges und der Gesellschaft nicht mehr zu beachten brauchen, wo man uns sogar schon für verheiratet hält, was hindert uns da, es nicht bald wirklich zu sein und unsere Liebe durch das von der Religion anerkannte Gelöbnis zu adeln? Was mich

betrifft," fügte ich hinzu, „so biete ich dir nichts Neues, wenn ich dir Herz und Hand biete, aber ich bin bereit, am Fuße des Altars die Gabe zu erneuern."

Es schien mir, als wenn diese Worte sie mit Freude erfüllten. „Würdest du mir glauben," antwortete sie, „daß ich, seitdem wir in Amerika sind, tausendmal daran gedacht habe? Die Furcht, dir zu mißfallen, hat mich diesen Wunsch in mein Herz verschließen lassen. Ich habe nicht die Anmaßung, nach der Stellung als deine Gattin zu trachten."

„Ach, Manon," erwiderte ich, „du würdest bald die eines Königs sein, wenn mich der Himmel mit einer Krone hätte geboren werden lassen. Zaudern wir nicht mehr, wir haben kein Hindernis zu fürchten. Ich will schon heute mit dem Gouverneur sprechen und ihm gestehen, daß wir ihn bis zum heutigen Tage getäuscht haben. Überlassen wir gewöhnlichen Liebenden die Furcht vor der unlöslichen Fessel der Ehe. Sie würden sie nicht fürchten, wären sie sicher wie wir, immer die der Liebe zu tragen." Nach diesem Entschluß verließ ich Manon auf dem Gipfel des Glücks.

Ich bin überzeugt, daß es keinen ehrlichen Mann auf der Welt gibt, der meine Absichten nicht gebilligt hätte in den Umständen, in denen ich mich befand, das heißt in verhängnisvoller Weise von einer Leidenschaft unterjocht, die ich nicht überwinden konnte, und von Gewissensbissen bedrängt, die ich nicht zum Schweigen zu bringen vermochte. Aber wird sich jemand finden, der meinen Klagen die Berechtigung abspricht, wenn ich

über die Strenge des Himmels seufze, der eine Absicht verwarf, die ich nur gefaßt hatte, um ihm zu gefallen? Ach, was spreche ich von Verwerfen? Er hat sie wie ein Verbrechen bestraft. Er hatte mich geduldig gewähren lassen, solange ich verblendet die Straße des Lasters zog, und seine härtesten Züchtigungen waren mir vorbehalten, als ich anfing, zur Tugend zurückzukehren. Ich fürchte, der Kraft zu ermangeln, um die Erzählung des verhängnisvollsten Ereignisses zu Ende zu führen, das jemals war.

Wie ich mit Manon verabredet hatte, ging ich zum Gouverneur, um ihn zu bitten, in unsere kirchliche Trauung zu willigen. Ich hätte mich wohl gehütet, mit ihm oder sonst jemand davon zu sprechen, wenn ich sicher gewesen wäre, daß sein Almosenier, der damals der einzige Priester der Stadt war, mir diesen Dienst ohne sein Zutun geleistet hätte. Aber da ich nicht zu hoffen wagte, daß er sich zum Schweigen bereit finden lassen würde, so hatte ich den Entschluß gefaßt, offen zu handeln.

Der Gouverneur hatte einen Neffen, namens Synnelet, der ihm außerordentlich teuer war. Es war ein Mann von dreißig Jahren, tapfer, aber hitzig und gewalttätig. Er war nicht verheiratet. Manons Schönheit hatte schon am Tage unserer Ankunft Eindruck auf ihn gemacht, und die unzähligen Gelegenheiten, die er gehabt hatte, sie in den neun, zehn Monaten zu sehen, hatten seine Leidenschaft dermaßen entflammt, daß er sich im geheimen nach ihr verzehrte. Da er indessen ebenso wie

sein Onkel und die ganze Stadt überzeugt war, daß ich tatsächlich verheiratet war, so hatte er seine Liebe durchaus beherrscht und nichts von ihr merken lassen, und bei mehreren Gelegenheiten sogar war seine Bereitwilligkeit, mir zu Diensten zu sein, deutlich hervorgetreten. Ich traf ihn bei seinem Onkel an, als ich ins Fort kam. Ich hatte keinen Grund, vor ihm ein Geheimnis aus meiner Absicht zu machen, so daß ich ohne weiteres mich in seiner Gegenwart aussprach. Der Gouverneur hörte mich mit seiner gewohnten Güte an, ich erzählte ihm einen Teil meiner Geschichte, die er mit Vergnügen hörte, und als ich ihn bat, der beabsichtigten Zeremonie beizuwohnen, war er so hochherzig, sich zur Zahlung aller Kosten des Festes zu erbieten. Sehr zufrieden ging ich fort.

Eine Stunde später sah ich den Almosenier bei mir eintreten. Ich dachte mir, er käme, um mir in betreff der Eheschließung einige Belehrungen zu geben. Aber nachdem er mich frostig begrüßt hatte, erklärte er mir in zwei Worten, der Herr Gouverneur verbiete mir, auch nur daran zu denken, und er hätte andere Absichten mit Manon. „Andere Absichten mit Manon?“ sagte ich zu ihm, und das Herz krampfte sich mir tödlich zusammen. „Und was für Absichten denn, Herr Almosenier?“ Er antwortete mir, ich wisse doch wohl, daß der Herr Gouverneur zu verfügen hätte. Manon wäre aus Frankreich in die Kolonie gesandt worden, und ihm stände es zu, über sie Bestimmungen zu treffen. Er hätte es bisher nicht getan, weil er sie für verheiratet

gehalten hätte. Nachdem er aber von mir selbst erfahren habe, daß sie es nicht sei, hielte er es für angebracht, sie Herrn Synnelet zu geben, der ihr zugetan sei. Mein Jähzorn siegte über meine Besonnenheit. Stolz befahl ich dem Almosenier, mein Haus zu verlassen, und schwor, daß weder der Gouverneur noch Synnelet mitsamt der ganzen Stadt nicht wagen sollten, die Hand zu legen an meine Frau oder meine Mätresse, wie sie sie nun nennen wollten.

Ich ließ Manon sogleich die verhängnisvolle Botschaft wissen, die ich empfangen hatte. Wir waren der Ansicht, daß Synnelet die Gesinnung seines Onkels seit meiner Rückkehr beeinflußt hatte, und daß das die Wirkung eines lange überlegten Planes war. Sie waren die Stärkeren. Wir waren in Neu-Orleans in einer Lage wie mitten im Meere, das heißt von der übrigen Welt durch unendliche Räume geschieden. Wohin fliehen in einem Lande, das unbekannt und wüst war oder bewohnt von reißenden Tieren und von Wilden, die ebenso ungezähmt waren wie sie? Ich war geachtet in der Stadt; aber ich durfte nicht hoffen, das Volk dermaßen zu meinen Gunsten in Bewegung zu setzen, um davon eine wirksame Hilfe erwarten zu können. Dazu hätte es Geld gebraucht, ich aber war arm. Überdies war die Wirkung einer Volksbewegung zweifelhaft; hätten wir kein Glück damit gehabt, so wäre unser Elend hoffnungslos geworden. Alle diese Gedanken wälzte ich in meinem Kopfe. Zum Teil ließ ich sie Manon wissen. Dann faßte ich wieder neue und wartete ihre Antwort nicht einmal ab. Ich

faßte einen Entschluß und verwarf ihn, um einen anderen zu fassen. Ich sprach mit mir selbst, ich antwortete ganz laut auf meine eigenen Gedanken. Kurz, ich war in einer Aufregung, die ich mit nichts vergleichen kann, weil sie niemals ihresgleichen gehabt hat.

Manon wandte kein Auge von mir. An meiner Verstörtheit maß sie die Größe der Gefahr, und mehr für mich als für sich selbst zitternd, wagte dies zärtliche Mädchen nicht einmal den Mund zu öffnen, um ihren Befürchtungen Worte zu verleihen. Nach unendlichen Überlegungen entschied ich mich dafür, den Gouverneur aufzusuchen und mich zu bemühen, ihn durch Anrufung seines Ehrgefühls und durch Erinnerung an mein achtungsvolles Verhalten und an seine Sympathie zu beeinflussen. Manon machte Miene, sich diesem Gange zu widersetzen. „Du gehst zum Tode," — sagte sie zu mir, die Augen voller Tränen, „sie werden dich töten. Ich werde dich nicht mehr wiedersehen. Ich will vor dir sterben." Mit vieler Mühe überzeugte ich sie von der Notwendigkeit, daß ich ginge, und daß sie in der Wohnung bliebe. Ich versprach ihr, sie sollte mich in einem Augenblick wiedersehen. Sie wußte ebensowenig wie ich, daß der ganze Zorn des Himmels und die Wut unserer Feinde auf sie selbst fallen würde.

Ich begab mich ins Fort. Der Gouverneur war mit seinem Almosenier zusammen. Um ihn zu erweichen, erniedrigte ich mich zu Demütigungen, bei denen ich, hätte ich sie zu irgendeinem anderen Zwecke auf mich genommen, vor Scham gestorben wäre. Ich suchte ihm

mit allen Gründen beizukommen, die einen sicheren Eindruck auf ein Herz machen müssen, das nicht das eines wilden und grausamen Tigers ist. Dieser Barbar gab mir auf meine Klagen nur zwei Antworten, die er hundertmal wiederholte. Manon hänge von ihm ab, und er habe seinem Neffen sein Wort gegeben. Ich war entschlossen, mich bis zum Äußersten zu mäßigen. Ich begnügte mich, ihm zu sagen, daß ich zu fest an seine Freundschaft glaubte, um annehmen zu können, er wolle meinen Tod. Ihn würde ich lieber erdulden als den Verlust meiner Geliebten.

Als ich ging, war ich völlig davon überzeugt, daß ich von diesem halsstarrigen Greise, der sich für seinen Neffen tausendmal um die ewige Seligkeit gebracht hätte, nichts zu hoffen hatte. Trotzdem blieb ich bei meiner Absicht, bis zum Ende ein gemäßigtes Verhalten zu bewahren, entschlossen, wenn man es zu einer Vergewaltigung des Rechtes kommen ließe, Amerika zum Schauplatz des blutigsten und entsetzlichsten Dramas zu machen, das die Liebe jemals in Szene gesetzt hat.

Über diesen Plan brütend, kehrte ich nach Hause zurück, als das Schicksal, das mein Verderben beschleunigen wollte, mich Synnelet treffen ließ. Er las in meinen Augen einen Teil meiner Gedanken. Ich habe schon gesagt, daß er tapfer war: er kam auf mich zu.

„Suchen Sie mich nicht?“ sagte er zu mir. „Ich weiß, daß meine Absichten Sie kränken, und habe vorausgesehen, daß ich mich mit Ihnen werde schlagen müssen. Lassen Sie uns sehen, wer der Glücklichere sein wird.“

Ich antwortete ihm, er habe recht, und nur mein Tod könne unsere Zwistigkeiten enden. Wir entfernten uns etwa hundert Schritt weit aus der Stadt und kreuzten die Degen. Ich verwundete ihn und entwaffnete ihn fast im selben Augenblick. Er war so erbost über sein Unglück, daß er sich weigerte, mich um sein Leben zu bitten und auf Manon zu verzichten. Ich hatte vielleicht das Recht, ihm beides mit einem einzigen Stoße zu nehmen, aber ein edelmütiges Blut verleugnet sich nie. Ich warf ihm seinen Degen zu:

„Beginnen wir von neuem und denken Sie daran, daß Pardon nicht gegeben wird!"

Er griff mich mit unsagbarer Wut an. Ich muß bekennen, daß ich kein großer Fechter war, ich hatte nur drei Monate in einem Pariser Fechtsaal gefochten. Die Liebe führte mir den Degen. Synnelet verfehlte nicht, mir den Arm zu durchbohren. Ich aber paßte meine Zeit ab und versetzte ihm einen so kräftigen Stoß, daß er mir zu Füßen fiel, ohne noch eine Bewegung zu machen.

Trotz der Freude, die der Sieg nach einem Kampfe auf Tod und Leben verleiht, überlegte ich sofort die Folgen dieses Todesfalles. Für mich war nichts zu hoffen, weder Gnade noch Aufschub der Strafe. So wie ich die Schwäche des Gouverneurs für seinen Neffen kannte, war ich gewiß, daß mein Tod noch nicht eine Stunde später erfolgen würde, nachdem er von dem seinigen Kenntnis erhalten hatte. Wie dringend auch diese Furcht war, so war sie doch nicht mein stärkster

Grund zur Sorge. Manon, das Wohlergehen Manons, die Gefahr, in der sie schwebte, und die Not, sie zu verlieren, beängstigten mich so, daß es mir dunkel vor den Augen wurde und ich den Ort nicht erkannte, wo ich war. Ich beneidete Synnelet um sein Schicksal; ein schneller Tod schien mir das einzige Mittel gegen meine Leiden.

Indessen gerade dieser Gedanke rief meine Lebensgeister schnell zurück und machte mich fähig, einen Entschluß zu fassen.

„Was! Ich will sterben," rief ich aus, „um meine Leiden zu beenden? Gibt es denn etwas, was ich mehr fürchte als den Verlust dessen, was ich liebe? Nein, dulden will ich bis zur härtesten, tiefsten Not, um meiner Geliebten zu helfen, und erst sterben, wenn ich sie umsonst erlitten habe." Ich schlug den Weg zur Stadt ein, kam in meine Wohnung und fand Manon dort halbtot vor Angst und Sorge. Meine Gegenwart belebte sie wieder. Ich konnte ihr den schrecklichen Unglücksfall nicht verhehlen, der mir zugestoßen war. Bei der Erzählung vom Tode Synnelets und meiner Verwundung fiel sie mir bewußtlos in die Arme. Ich verwandte mehr als eine Viertelstunde darauf, sie ins Leben zurückzurufen.

Ich war selbst halbtot. Ich hatte nicht die geringste Hoffnung für ihre Sicherheit und die meine. „Manon, was werden wir tun?" sagte ich zu ihr, als sie wieder ein wenig zu Kräften gekommen war. „Ach, was sollen wir tun? Ich muß unbedingt fort. Willst du in der Stadt bleiben? Ja, bleibe hier. Du kannst hier noch

glücklich werden, und ich gehe, um fern von dir den Tod bei den Wilden oder unter den Pranken reißender Tiere zu suchen.“ Sie erhob sich trotz ihrer Schwäche und nahm mich bei der Hand, um mich zur Tür zu führen. „Laß uns zusammen fliehen,“ sagte

sie zu mir, „verlieren wir nicht einen Augenblick. Synnelets Leiche kann durch Zufall gefunden worden sein, und dann hätten wir nicht Zeit, uns zu entfernen.“ — „Aber, liebe Manon,“ sagte ich ganz bestürzt, „sage mir doch, wohin wir gehen können? Siehst du irgendeine Rettung? Ist es nicht besser, daß du hier ohne mich zu leben versuchst, und daß ich freiwillig meinen Kopf zum Gouverneur trage?“

Dieser Vorschlag machte ihren Wunsch aufzubrechen

nur noch glühender. Ich mußte ihr folgen. Beim Hinausgehen hatte ich noch so viel Geistesgegenwart, etwas Branntwein, den ich in meinem Zimmer hatte, und alle Lebensmittel, die ich in meinen Taschen unterbringen konnte, mitzunehmen. Wir sagten unsern Bedienten, die im anstoßenden Zimmer waren, daß wir einen Abendspaziergang machten; das war unsere tägliche Gewohnheit. Wir entfernten uns von der Stadt schneller als es mir Manons Schwäche zu erlauben schien.

Obgleich ich noch ebenso unentschlossen war betreffs der Gegend, wohin wir uns retten sollten, so konnte ich doch nicht umhin, zwei Hoffnungen zu hegen, ohne die ich den Tod der Ungewißheit über Manons Zukunft vorgezogen hätte. Ich hatte in den zehn Monaten meines Aufenthaltes in Amerika genug Landeskenntnis erworben, um zu wissen, auf welche Weise man die Wilden zähmte. Man konnte sich in ihre Gewalt begeben, ohne einem gewissen Tode entgegenzugehen. Ich hatte selbst einige Worte ihrer Sprache erlernt und bei den verschiedenen Gelegenheiten, die ich sie zu sehen gehabt hatte, einige ihrer Gebräuche kennen gelernt. Außer dieser traurigen Hoffnung hatte ich eine andere, auf die Engländer gegründete, die gleich uns in diesem Teile der Neuen Welt Niederlassungen besitzen. Aber die Entfernung erschreckte mich. Wir hatten bis zu ihren Kolonien unfruchtbare, mehrere Tagereisen breite Landstriche zu durchqueren und einige so hohe und so abschüssige Berge zu übersteigen, daß der Weg selbst für die widerstandsfähigsten und kräftigsten Männer

schwierig schien. Dennoch hoffte ich, daß wir aus diesen beiden Umständen Vorteil ziehen könnten, daß die Wilden uns als Führer dienen und die Engländer uns in ihren Ansiedlungen aufnehmen könnten.

Wir marschierten so lange, als der Mut Manons sie aufrecht erhielt, das heißt etwa zwei Wegstunden; denn diese Liebende ohne gleichen weigerte sich ständig, eher Halt zu machen. Endlich gestand sie mir, vor Mattigkeit zusammenbrechend, daß sie sich nicht mehr von der Stelle rühren könne. Es war schon Nacht. Wir setzten uns inmitten einer weiten Ebene nieder, da wir keinen Baum finden konnten, unter dessen Laubdach wir uns hätten begeben können. Ihre erste Sorge war, den Verband meiner Wunde zu wechseln, den sie mir vor unserem Abmarsch selbst angelegt hatte. Vergebens widersetzte ich mich ihrer Absicht; ich hätte ihre tödliche Erschöpfung vollendet, hätte ich ihr die Genugtuung verweigert, mich als wohlauf und außer Gefahr betrachten zu dürfen, bevor sie an ihre eigene Erhaltung dachte. So unterwarf ich mich für einige Augenblicke ihren Wünschen und empfing schweigend und beschämt ihre Pflege. Als sie aber ihrer Zärtlichkeit genug getan hatte, mit welcher Glut betätigte sich dann wieder die meine! Ich entäußerte mich aller meiner Kleidungsstücke und breitete sie unter sie, damit ihr die Erde weniger hart sei. Wider Willen mußte sie dulden, daß ich alles tat, was ich ausfindig machen konnte, um die Unbequemlichkeiten für sie zu lindern. Ich wärmte ihr die Hände durch die Glut meiner Küsse und den Odem

meiner Seufzer. Ich brachte die ganze Nacht hin, bei ihr zu wachen und den Himmel zu bitten, ihr einen süßen und friedlichen Schlummer zu gewähren. Mein Gott, wie warm und aufrichtig waren meine Wünsche,

und durch welch strengen Ratschluß hattest du entschieden, sie nicht zu erhören!

Verzeihen Sie, wenn ich mit wenigen Worten eine Erzählung beende, die mein Tod ist. Ich erzähle Ihnen ein Unglück, das niemals seinesgleichen hatte. Mein ganzes Leben ist dazu bestimmt, es zu beweinen. Aber obgleich ich es unaufhörlich in meinem Gedächtnis trage, ist es, als ob meine Seele davor zurückschaudere,

jedesmal, wenn ich darangehe, es in Worten auszudrücken.

Wir hatten einen Teil der Nacht ruhig verbracht. Ich glaubte meine teure Geliebte eingeschlafen und wagte aus Furcht, ihren Schlummer zu stören, kaum einen Atemzug zu tun. Bei Tagesanbruch bemerkte ich, als ich ihre Hände berührte, daß sie kalt waren und zitterten. Ich legte sie auf meine Brust, um sie zu erwärmen. Sie fühlte diese Bewegung, machte eine Anstrengung, die meinigen zu fassen, und sagte mit schwacher Stimme, sie glaube, daß ihre letzte Stunde gekommen sei. Zuerst hielt ich diese Worte nur für einen Ausdruck, wie er Unglücklichen geläufig ist, und antwortete nur mit den zärtlichen Trostworten der Liebe. Aber ihre häufigen Seufzer, ihr Schweigen auf meine Fragen, der Druck ihrer Hände, in denen sie fort und fort die meinen hielt, ließen mich erkennen, daß sich ihre Leiden dem Ende näherten. Verlangen Sie nicht von mir, daß ich Ihnen meine Empfindungen beschreibe oder ihre letzten Äußerungen berichte. Ich verlor sie. Noch im Augenblicke, wo sie ihre Seele ausatmete, empfing ich von ihr Zeichen ihrer Liebe. Das ist alles, was ich Ihnen von diesem unglücklichen und beweinenswerten Ereignis mitzuteilen vermag.

Meine Seele folgte nicht der ihren. Zweifellos hielt mich der Himmel noch nicht für streng genug bestraft. Er hat gewollt, daß ich von da an ein kraftloses und elendes Dasein hinschleppen sollte. Freiwillig verzichte ich darauf, jemals ein glücklicheres zu führen.

Länger als vierundzwanzig Stunden blieb ich bei meiner teuren Manon, den Mund auf ihr Gesicht und ihre Hände gepreßt. Meine Absicht war, dort zu sterben. Aber als der zweite Tag begann, mußte ich daran denken, daß nach meinem Verscheiden ihr Körper wilden Tieren zum Fraße werden könnte. Ich faßte den Entschluß, ihn zu beerdigen und auf ihrem Grabe den Tod zu erwarten. Geschwächt durch den Hunger und den Schmerz, war ich meinem Ende schon so nahe, daß ich mich nur mit großen Anstrengungen aufrecht hielt. Ich mußte meine Zuflucht zu dem mitgebrachten Branntwein nehmen. Er gab mir so viel Kraft, wie ich für die traurige Obliegenheit brauchte, die ich zu erfüllen hatte.

Es fiel mir nicht schwer, an der Stelle, wo ich mich befand, die Erde zu öffnen. Es war ein sandiges Feld. Ich zerbrach meinen Degen, um ihn zum Graben zu gebrauchen, aber er nutzte mir weniger als meine Hände. Ich grub eine breite Grube und bettete das Idol meines Herzens darein, nachdem ich sie sorgfältig in alle meine Kleider gehüllt hatte, damit der Sand nicht an sie herankomme. Bevor ich aber so mit ihr verfuhr, küßte ich sie tausendmal mit der ganzen Glut der reinsten Liebe. Ich setzte mich wieder neben sie, ich betrachtete sie lange, ich konnte mich nicht aufraffen, ihr Grab zu schließen. Endlich, da meine Kräfte wieder anfingen zu schwinden, und ich fürchtete, sie würden mich vor Erfüllung meiner Aufgabe vollends verlassen, begrub ich für immer im Schoße der Erde das Vollkommenste und Liebenswürdigste, was sie getragen hatte. Dann legte

ich mich auf das Grab, das Gesicht zum Sande gewandt. Ich schloß die Augen, willens, sie nie wieder zu öffnen, rief die Hilfe des Himmels an und erwartete ungeduldig den Tod.

Es wird Ihnen schwer werden, zu glauben, daß während der ganzen Zeit, in der ich mein düsteres Amt erfüllte, nicht eine Träne aus meinen Augen, nicht ein Seufzer aus meinem Munde kam. Die tiefe Bestürzung, in der ich war, und der unumstößliche Wille, zu sterben, hatten alle Äußerungen der Verzweiflung und des Schmerzes unterbunden. So lag ich denn auch noch nicht lange in dieser Stellung auf dem Grabe, als ich das wenige Bewußtsein und Gefühl, das ich noch hatte, verlor.

Nach dem, was Sie gehört haben, ist der Schluß meiner Geschichte von so geringer Bedeutung, daß er nicht das Interesse lohnt, das Sie ihm gütigst widmen. Der Körper Synnelets war zur Stadt zurückgebracht, und seine Wunden waren mit Sorgfalt in Augenschein genommen worden. Dabei fand sich nicht nur, daß er nicht tot, sondern daß er überhaupt keine gefährliche Wunde empfangen hatte. Er teilte seinem Onkel mit, welchergestalt die Dinge sich zwischen uns zugetragen hatten, und sein Edelmut trieb ihn auf der Stelle dazu, die Taten des meinen zu verkünden. Man ließ mich suchen, und meine Abwesenheit mit Manon legte die Vermutung nahe, daß wir geflohen wären. Es war zu spät, unseren Spuren nachzugehen, aber der nächste und übernächste Tag wurde auf meine Verfolgung

verwandt. Man fand mich anscheinend leblos auf dem Grabe Manons. Die Leute, die mich in diesem Zustande entdeckten, beinahe nackt und von meiner Wunde blutig, zweifelten nicht, daß ich beraubt und ermordet worden sei. Sie trugen mich in die Stadt. Die Erschütterung des Transportes gab mir die Empfindung zurück. Meine Seufzer, als ich die Augen öffnete, und mein Stöhnen darüber, daß ich mich unter den Lebenden wiederfand, bewiesen, daß Hilfe bei mir noch nicht zu spät kam. Man leistete sie mir mit nur allzu gutem Erfolge. Man verfehlte nicht, mich in ein enges Gefängnis zu werfen. Man machte mir den Prozeß, und da Manon nicht erschien, klagte man mich an, mich ihrer in einer Regung der Wut und Eifersucht entledigt zu haben. Ich erzählte offen mein bejammernswertes Erlebnis. Trotz der schmerzlichen Erregung, in die ihn diese Erzählung stürzte, hatte Synnelet den Edelmut, sich für meine Begnadigung zu verwenden. Er erreichte sie. Ich war so schwach, daß man mich vom Gefängnis in mein Bett tragen mußte, wo mich eine heftige Krankheit drei Monate lang festhielt. Mein Haß gegen das Leben verminderte sich nicht. Unaufhörlich flehte ich um den Tod und weigerte mich lange hartnäckig allen Arzneien.

Aber nachdem der Himmel mich so streng bestraft hatte, wollte er, daß mir meine Leiden und seine Züchtigungen noch zum Nutzen gereichen sollten. Er erleuchtete mich mit seinem Lichte und ließ wieder Anschauungen in mir aufleben, die meiner Herkunft und Erziehung entsprachen. Ein wenig Ruhe zog wieder in

mein Herz, und dieser Veränderung folgte meine Heilung auf dem Fuße. Ich lebte streng nach den Geboten der Ehre und fuhr fort, mein kleines Amt zu versehen, während ich auf die französischen Schiffe wartete, die einmal im Jahre in diese Gegend Amerikas kommen. Ich war entschlossen, in mein Vaterland zurückzukehren,

um dort durch ein tugendhaftes und geregeltes Verhalten das Ärgernis meines Lebenswandels wieder gutzumachen. Synnelet hatte dafür Sorge getragen, daß der Leichnam meiner teuren Geliebten an einen ehrenvollen Platz überführt wurde.

Es war ungefähr sechs Wochen nach meiner Wiederherstellung, als ich eines Tages bei einem einsamen Spaziergange am Meeresufer ein Schiff anlangen sah, das Handelsgeschäfte nach Neu-Orleans führten. Ich sah

der Ausschiffung der Schiffsmannschaft aufmerksam zu und wurde von der lebhaftesten Überraschung ergriffen, als ich Tiberge unter denen bemerkte, die sich der Stadt näherten. Dieser treue Freund erkannte mich von weitem, trotz der Veränderungen, die die Trauer in mein Gesicht gezeichnet hatte. Er erzählte mir, daß der Wunsch, mich zu sehen und zur Rückkehr nach Frankreich zu veranlassen, das einzige Motiv seiner Reise gewesen sei. Als er den Brief, den ich ihm in Le Havre geschrieben hatte, empfangen hätte, habe er sich in Person dorthin begeben, um mir die Hilfe zu bringen, um die ich ihn bat. Es sei ihm außerordentlich schmerzlich gewesen, zu hören, daß ich schon abgereist sei, und er wäre mir unverzüglich nachgereist, wenn er ein zur Abfahrt bereites Schiff gefunden hätte. Mehrere Monate hätte er ein solches in verschiedenen Häfen gesucht und schließlich eines in Saint-Malo gefunden, das nach La Martinique den Anker lichtete. Er ging an Bord, in der Hoffnung, sich von dort leicht eine Gelegenheit zur Überfahrt nach Neu-Orleans verschaffen zu können. Das Schiff aus Saint-Malo sei unterwegs von spanischen Korsaren gekapert und zu einer ihrer Inseln geschleppt worden. Durch eine List sei er entwichen und habe nach verschiedenen Fahrten Gelegenheit gefunden, mit dem kleinen Fahrzeug, das soeben angelegt habe, glücklich zu mir zu gelangen.

Ich konnte einem so edelmütigen und treuen Freunde nicht genug Dankbarkeit bezeugen. Ich führte ihn in meine Behausung und stellte ihm alles zur Verfügung,

was ich besaß. Ich teilte ihm alles mit, was mir seit meiner Abreise aus Frankreich zugestoßen war, und um ihm eine Freude zu machen, deren er nicht gewärtig war, erklärte ich ihm, daß die Saat der Tugend, die er einstmals in mein Herz gelegt, anfinge, Früchte zu zeitigen, mit denen er zufrieden sein werde. Feierlich versicherte er mir, daß eine Eröffnung so köstlichen Inhalts ihn für alle Strapazen seiner Reise entschädige.

Wir haben zwei Monate zusammen in Neu-Orleans verbracht, um die Ankunft der Schiffe aus Frankreich zu erwarten. Nachdem wir dann endlich in See gestochen waren, landeten wir vor vierzehn Tagen in Havre-de-Grâce. Bei meiner Ankunft schrieb ich an meine Familie. Durch die Antwort meines älteren Bruders erfuhr ich die traurige Nachricht vom Tode meines Vaters. Ich zittere mit nur allzu gutem Grunde bei dem Gedanken, meine Verirrungen möchten zu seinem Tode beigetragen haben. Der Wind war günstig für Calais, und so schiffte ich mich sogleich ein in der Absicht, mich zu einem mir verwandten Edelmann zu begeben, der einige Meilen weit von dieser Stadt lebt, und bei dem mein Bruder, wie er mir schreibt, mich erwarten will.

Von diesem Werk wurde eine einmalige numerierte Vorzugsausgabe in einer Auflage von 250 Exemplaren von der Buchdruckerei Poeschel & Trepte in Leipzig auf van Gelder-Bütten gedruckt und in der Handbinde-Abteilung der Leipziger Buchbinderei-Akt.-Ges. vormals Gustav Fritzsche in Leipzig nach einem Entwurf von Hugo Steiner-Prag in Ganzleder gebunden

*

Dieses Exemplar trägt die Nummer

113